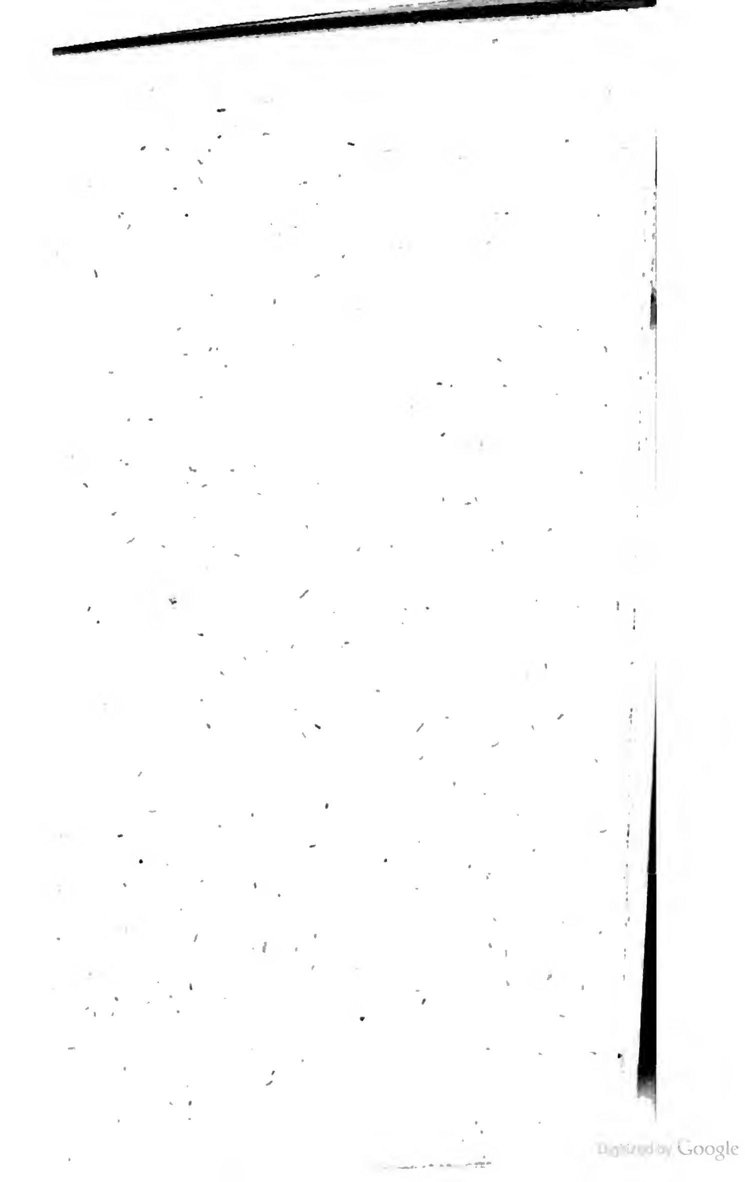
ROMANE: BD. CORSE DE LEON, ODER DER RÄUBER

George Payne Rainsford James









G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Vierundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila,
der Zigeuner ꝛc.

Aus dem Englischen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Pferd war kräftig und frisch und Bernhard ritt scharf. Die Nacht war nun völlig eingebrochen, hell und heller blinkten die Sterne, und der klare, tiefe, glänzende Purpur des schönen, südlichen Himmels überzog sich mit einem gelben Scheine, als der Mond, voll und in scharfem Umriß, über die dunkeln Höhen der östlichen Hügel aufstieg. Kurz zuvor hatte Rohan die französische Grenze erreicht. Da Savoyen dazumal völlig in französischer Gewalt war, zeigte sich nirgends eine Spur von einer Wache, die nach heutiger Sitte den Ankömmling angehalten und über sein persönliches Verhältniß ausgefragt hätte.

Nach Bernhards Ansicht war ihm Isabella, selbst wenn sie langsam reiste, eine bedeutende Strecke voraus, deßhalb hielt er es für unnöthig in den ersten Dörfern oder Städten anzuhalten. Vielmehr setzte er seine Reise mit möglichster Vermeidung menschlicher Wohnungen so lange fort, bis zuletzt die Kraft seines Pferds zu Ende ging, und er diesem nothwendig einige Rast und Erholung gönnen

mußte. Er war nun bereits fünf Stunden lang ununterbrochen auf der Reise, schon war die Stunde der Mitternacht vorüber, und nur schwer konnte er in einem kleinen Weiler auf der Straße nach Grenoble Einlaß finden. Endlich erhielt er einige Erfrischung für sich und sein Pferd, aber keinerlei Auskunft, die ihn über die Frage, ob Isabella und seine Diener dieselbe Straße eingeschlagen, ins Reine bringen konnte. Er blieb zwei Stunden, einzig des Pferdes wegen, dann setzte er den Fuß wieder in den Bügel, und ritt langsameren Schritts fürbaß.

Eine Stunde später begann es zu dämmern, und Bernhard befand sich inmitten der anmuthigen Hügel, durch die sich die Isère schlängelt, auf einer Straße, die mit dem Flusse in vielfachen Krümmungen und Windungen wetteiferte. Die Gegend umher war reich, fruchtbar und malerisch, und gewiß hätte Bernhards Auge zu jeder andern Zeit mit Entzücken darauf verweilt, allein jetzt trieb ihn die ängstliche Eile vorwärts, und er sah sich nach den umgebenden Gegenständen kaum in anderer Absicht um, als um zu erfahren, wo er wäre und wie weit er noch bis Grenoble hätte. Kurz nach fünf Uhr erreichte er das kleine Dorf Montbonnat, und vernahm hier mit Freuden von den auf dem Platze versammelten Leuten, daß er nicht viel mehr als zwei Meilen bis Grenoble habe.

Nachdem er seinem Pferde einen Trunk Wasser gegönnt, setzte er, unter unaufhörlichem Steigen und Sinken des Wegs, seine Reise durch das schöne Strom- und Bergland fort. In der Nähe des Weilers Imfray sah er einen

einzigen Reiter langsam auf sich zukommen, die erste Person, die ihm seit dem Beginne seiner Reise am vorigen Abend auf dem Wege begegnete.

Er gewahrte den Ankömmling zuerst auf eine Entfernung von zweihundert Ellen. Zu seinem nicht geringen Vergnügen erkannte er in ihm einen seiner Diener, Namens Peter Millort, einen ehrlichen, aber etwas schwachen Menschen, der, auf Rohans Gütern geboren, seit vielen Jahren in seinem Dienste war. Nun konnte er auf Nachrichten von Isabelle rechnen; rasch ritt er auf Jenen zu, in der Hoffnung, der Mann würde ihn sogleich erkennen. Allein die Verkleidung verlieh Rohan ein fremdartiges Aussehen, und überdieß war der gute Peter Millort vom Tode seines Herrn steif und fest überzeugt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er Rohan für einen ganz fremden Mann hielt, und da ihm dessen äußere Erscheinung etwas zweideutig vorkommen mochte, und der vermeintliche Fremde noch überdieß direct auf ihn zuritt, so brachte er das Schwert näher in den Bereich seiner Hand, um sich im Nothfall nach Kräften zu vertheidigen.

Als ihn aber Bernhard bei Namen rief und ihn fragte, ob er ihn denn nicht mehr kenne, wäre der Mann vor Erstaunen und abergläubischer Furcht fast vom Pferde gefallen, ja er war ziemlich geneigt, sich mit seinem jungen Herrn in eine gründliche Abhandlung einzulassen, um ihm zu beweisen, daß er wirklich todt seyn müsse. Endlich vom Gegentheil überzeugt, und der unbestreitbaren Thatsache gewiß, daß der leibhaftige Bernhard von Rohan vor ihm sey, gab

er die gewünschte Auskunft über Isabellen, die freilich den jungen Ritter in keiner Weise befriedigen konnte.

Das Fräulein sey in Grenoble angekommen, sagte er, an demselben Tage, wo sie von Gandelot's Herberge aufgebrochen, da sie aber ihren Bruder daselbst nicht getroffen, und man überhaupt in dem bewußten Hause nicht das Geringste von einer beabsichtigten Ankunft desselben gewußt, sey sie am folgenden Morgen wieder abgereist, um sobald als möglich in der Hauptstadt einzutreffen und sich daselbst unter den Schutz des Königs zu stellen. Sie habe gehofft, in Einem Tage bis Vienne zu kommen nnd habe ihn zurückgeschickt, um irgend Jemanden, den er in Gandelots Herberge finden würde, die Reiseroute mitzutheilen.

„Und wie kommt's, daß Du nicht schon gestern Abend daselbst eintrafst?" fragte Bernhard. „Hättest Du Dich gehörig beeilt, so wäre mir der Umweg über Grenoble erspart worden; ich hätte, die gerade Richtung einschlagend, das Fräulein diesen Morgen in Vienne eingeholt. Nun ist sie um zwei Tage voraus."

„Auch bekommt Ihr kein Pferd in Grenoble zu Fortsetzung Eurer Reise," versetzte der Mann. „Das ist gerade die Ursache, gnädiger Herr, warum ich nicht bälder an Ort und Stelle kam."

„Hattest Du nicht Dein eigen Pferd?" fragte Bernhard von Rohan etwas ärgerlich.

„Allerdings hatt' ich das, gnädiger Herr," war die Antwort, „aber es gieng ihm gar übel, dem armen Thier. Ich verließ Grenoble zu gleicher Zeit mit dem Fräulein und

hatte kaum la Tronche hinter mir, als mein Pferd über den losen, vom Hügel herabgefallenen Steinen stolperte und fiel, wobei es sich gar schwer an beiden Knieen verletzte. Ich mußte es in die Stadt zurückführen, und konnte weder um Geld noch gute Worte ein anderes haben, bis ich endlich mit einem Bauern aus Bachat Handels eins wurde. Der tauschte mein hübsches Pferd ein, in der Hoffnung einer möglichen Kur, gegen die Mähre da, und ich mußte darauf eingehen, nur um fortzukommen. Aber erst vor einer Stunde hat er das Thier gebracht. Ihr seht, gnädiger Herr, mir fällt die verlorne Zeit nicht zur Last."

„Schon gut," sagte Rohan nachdenklich, „schon gut. Gleichwohl muß ich nach Grenoble. Komm mit, in Gandelots Herberge bedarf man Deiner nicht mehr." Und damit ritt er auf die Stadt zu, wo er seinem Pferde nothwendig längere Rast geben mußte, denn er hatte nun über fünf und zwanzig Stunden zurückgelegt, und zwar meist auf steilen, schwierigen, ermüdenden Wegen.

Nach dem Vorsprunge, den Isabelle hatte, mußte sie vor Einbruch der Nacht in Lyon seyn; denn sollte sie auch ihre Absicht, am vorigen Tage bis Vienne zu kommen, nicht ganz erreicht haben, so betrug doch die Entfernung bis Lyon nicht über zwei mäßige Tagreisen.

Bernhard von Rohan bot den ganzen Schatz einer langen militärischer Erfahrung auf, sein Pferd aufs Schleunigste zu neuen Kräften zu bringen. Auch waren seine Bemühungen nicht ohne Erfolg, so phantastisch uns in unsern Zeiten die angewandten Mittel vorkommen mögen. Dem

Thier wurden Gewürzkugeln eingegeben, man wusch ihm Hufe und Fesseln mit rothem Wein und dergleichen mehr. Und doch konnte er vor Abend die Reise nicht fortsetzen, und selbst dann fand er es unmöglich, diese Nacht noch Vienne zu erreichen, da weder sein noch seines Gefährten Pferd die Entfernung zurückzulegen im Stande waren. Doch kamen sie Lyon bis auf eine mäßige Tagreise nahe und am andern Abend sah Bernhard zu seiner nicht geringen Freude die schöne Rhonestadt vor seinen Augen ausgebreitet, ein Anblick, dem sich das angenehme Gefühl beigesellte, nunmehr nur noch eine Tagereise von dem geliebten Gegenstande entfernt zu seyn.

Nun war aber auch eine bedeutende Schwierigkeit zu beseitigen; man mußte sich Gewißheit verschaffen über die von dem Fräulein eingeschlagene Straße, und diese ließ sich nur in ihrem gestrigen Absteigequartier erfragen. Wie aber sollte man letzteres ausfindig machen? Schon damals war Lyon eine große, bedeutende Stadt, mit Gasthöfen jeder Art und Sorte wohl versehen. Aber noch hatte kein despotischer Argwohn das Kettenschloß der Päße ausgebrütet, noch gab es keine tyrannische Polizei, keine besoldeten Spione, denen die Wohnung jedes Bürgers, das Nachtlager jedes Fremden, die leiseste Bewegung jedes Wesens im ganzen Lande bekannt war, wie all das heutzutage in Frankreich gefunden wird. So gab es denn für Bernhard kein anderes Mittel, die Herberge Isabellens auszukundschaften, als seine eigenen Vermuthungen oder Nachfragen in den bedeutendsten Gasthäusern.

Bei einer frühern Gelegenheit, wo er an der Spitze eines beträchtlichen Heerhaufens nach Lyon gekommen, hatte er in einem Gasthof in der Vorstadt La Guillotière gewohnt. Damals war diese Vorstadt noch nicht so groß als gegenwärtig, aber sie besaß einen der besten Gasthöfe der ganzen Stadt. Da er bei jenem mehrtägigen Aufenthalt dieselben Bedienten bei sich gehabt, die gegenwärtig Isabellen begleiteten, so hielt er es nicht für unwahrscheinlich, daß sie seine schöne Braut gleichfalls dahin geführt hätten. Er ritt direct nach diesem Hause, das von einem eigenen Hof und Gärten umgeben war. Aber lauter fremde Gesichter kamen ihm entgegen, denn unter all den wandelbaren Dingen dieser Welt ist wohl das Diener-Personal eines Gasthofs das Veränderlichste.

Im Allgemeinen durfte sich ein Mann zu Pferd in allen Herbergen an der Straße auf rücksichtsvolle und gute Behandlung Rechnung machen. Allein in einer Stadt wie Lyon hatte die Ueppigkeit bereits ganz andere Begriffe eingeführt, und die häufigen Besuche von Herrschaften mit einem großen Gefolge von Frauen in ungeheuren Rumpelkästen oder blöckischen Pferdesänften, machten den schlichten Reitersmann mit seinem einzigen Gefährten und dem müden Pferdepaar zum Gegenstand geringer Bedeutung in den Augen von Kellnern und Zapfern.

Unserem Helden entgieng dieser Mangel an Höflichkeit nicht, er befahl, den Wirth zu rufen, und dieser — sein Gasthof führte die Firma zum Schachbrett — erschien gleichfalls mit einer Miene, in der sich anfangs eine völlige Unbekannt-

schaft mit dem jungen Herrn ausdrückte. Allmählig schienen die Züge des Barons in seinem Gedächtniß aufzutauchen, vermischt mit einer unbestimmten Erinnerung an beträchtliche Geldsummen, zahlreiche flotte Diener, Pferde, Waffen, Banner rc., und endlich gewahrten seine Satelliten zu ihrem äußersten Erstaunen die manchfachen tiefen Verneigungen und Scherwenzel, womit er den „gnädigen Herrn" wieder in Lyon willkommen hieß, in der Hoffnung, daß es Hochdemselben im Felde recht gut ergangen seyn möge. Mehr und mehr erinnerte er sich der einzelnen Umstände, endlich fiel ihm sogar der Name des hohen Gasts wieder ein, und in Tönen unwilliger Eile befahl er den Stalljungen, Monseigneur de Rohans Pferde abzuführen, dem Oberkellner aber, Monseigneur den Weg zu den besten Gemächern zu weisen. Er selbst folgte hintennach, bei jeder Wendung des jungen Cavaliers sich aufs Tiefste verneigend.

Bernhards erste Erkundigungen waren nach Isabellen, aber der gute Wirth war ein zu gewandter Practicus, um dem jungen Herrn vor beendigter Besitzergreifung klaren Wein einzuschenken. — O gewiß und sonder Zweifel sey eine solche Dame da gewesen, und diesen Morgen wieder abgereist, gerade mit einer Dienerschaft, wie der gnädige Herr sie beschrieben. Er wolle gleich wieder da seyn, und Monseigneur mehr sagen, für jetzt wolle er nur Befehle geben zu einem artigen, kleinen Souper, und sich von gehöriger Besorgung der Pferde überzeugen. Als er endlich wieder erschien, was kurz vor Servirung des besprochenen Souper geschah, und nur auf ausdrückliches Vorladen des jungen

Ritters, kam es, wie vorauszusehen gewesen, an den Tag, daß die erwähnte Dame eine ganz andere Person gewesen, eine Matrone von einigen vierzig Jahren, die Wittwe irgend eines berühmten Marschalls, der schon vor einigen Jahren dieses Zeitliche gesegnet.

Bernhard sah sich getäuscht, aber er ließ sich durch die Unwahrhaftigkeit eines Gastwirths nicht um seinen Gleichmuth bringen. Von dem Essen nahm er nur wenig zu sich, dann befahl er seinem Diener, in allen Gasthäusern der Vorstadt Nachfrage zu halten; er selbst machte sich zu Fuß auf den Weg über die Brücke hinüber, und that dasselbe in der Stadt Lyon. Allein alles Fragen und Fragen erwies sich als nutzlos und bis Sonnenuntergang hatte er auch nicht die geringste Spur von Isabelle und ihrem Zug in Erfahrung gebracht.

Er schickte sich nun zur Rückkehr in seinen Gasthof an, in der Hoffnung, sein Diener möge glücklicher gewesen seyn. Auf dem Wege dahin, in einer der langen, engen Straßen, die vom Hauptplatze ausmünden, stieß er auf einen so dichten Volkshaufen, daß er die Unmöglichkeit erkannte, durchzudringen. Unbekümmert um die Veranlassung dieses Auflaufs kehrte er um, in der Absicht, rund um die Kirche der Feuillans mittelst einer andern Straße den Heimweg zu suchen.

Das Pflaster der guten Stadt Lyon ist bis diesen Tag nicht sonderlich rühmenswerth, und gar schwer zu gehen, denn es besteht aus runden, glatten Steinen, auf denen der Fuß keinen Halt hat. Damals war's noch schlimmer, sowohl

wegen fehlerhafter Construktion, als wegen des schlechten Materials. Selbst dem gewandten, kräftigen Bernhard machte es Mühe, dem an diesen Uebelstand von Kindheit an gewöhnten Haufen ein paar Schritte voranzukommen. Endlich gelang es ihm, und er hatte die lange, etwas enge Straße, in welcher die Kirche, erreicht, als er sich hier durch eine ebenso dichte Volksmasse aufgehalten, zuletzt gewaltsam mit fortgerissen sah. Die beiden Menschenströme, in der offenen Straße, die er so eben verlassen, zusammenlaufend, wälzten ihn in ihrer Mitte mit sich fort, und Bernhard ergab sich, bei der Unmöglichkeit zu entwischen, für die nächste Zeit geduldig in dieses Schicksal. Endlich wandte er sich an einen Knaben in seiner Nähe mit der Frage, was es denn gäbe?

„Und wo kommt Ihr denn her," sagte der Junge, „daß Ihr von all dem nichts wißt?"

„Aus Italien," erwiederte Bernhard, „wo ich bei der Armee gestanden. Aber nochmals, was hat all dieß zu bedeuten?"

„Hätte ich doch gedacht, die Nachricht müsse auch dorthin gelangt seyn," erwiederte der Bursche. „Wißt Ihr denn nicht, daß sie den Jamets bringen, den großen ketzerischen Buchdrucker, der auf dem Platze Terreaux verbrannt wird?"

„Wirklich?" sagte Bernhard. „Und was hat er gethan, eine so schreckliche Strafe zu verdienen?"

„Was er gethan?" rief der junge Mensch mit unwilligem Blicke. „Ein Ketzer ist er, ist das nicht genug? Machen sich nicht Alle lustig über die heilige Messe? — Was

er gethan? Es würd' mich nicht wundern, wenn Ihr selbst ein Ketzer wäret."

„Nein, nein, mein guter Junge," erwiederte Bernhard von Rohan, „das bin ich sicher nicht. Aber so streng hielt man es noch nicht in diesen Dingen vor ein paar Jahren, als ich mit der Armee nach Italien zog."

„Sie haben's auch nöthig, streng zu seyn," war die Antwort des Jungen, der es wie gewöhnlich für männlich hielt, die ältere Generation in ihren Thorheiten noch zu übertreffen, „denn das giftige Geschmeiß hat die ganze Stadt angesteckt. Drück' nicht so vor, Peter," sagte er zu einem hinter ihm Stehenden, der in demselben Maße vordrängte, als er von hinten gedrängt ward.

„Vorwärts! vorwärts! oder wir sehen nichts," rief der Andere. „Sie haben ihn bereits die Allee hinauf geschleppt."

In wenig Minuten hatte sich das Gedränge über den Platz Terreaux ergossen, und ehe sich Bernhard losmachen konnte, lagen die schrecklichen Vorbereitungen zur Vernichtung eines der unglücklichen Opfer des Aberglaubens vor seinen Augen. Auf einem im Mittelpunkt des Platzes eingefriedigten, von Wachen umgebenen Raume war, keine dreißig Schritte von unserem Helden entfernt, ein ältlicher Mann mit feinem, verständigen Gesichte zu sehen. Der Mann war leichenblaß und augenscheinlich nichts weniger als unempfindlich gegen die bevorstehenden Qualen. Er stand aufrecht an einen ungeheuren Pfosten gebunden, ein brutaler Henker neben ihm, emsig beschäftigt, die Kette noch

fester um seinen Nacken zu ziehen, während ein Anderer das unter und rings um die Füße des Unglücklichen aufgethürmte Reisholz anzuzünden im Begriffe war. Von Zeit zu Zeit schloß das Opfer seine Augen und seine Lippen bewegten sich wie zu leisem Gebete. Dann warf er wieder einen wilden, schreckhaften Blick über die versammelte Menge, im Allgemeinen aber hielt er sich ruhig und stille, mit dem festen Willen, den natürlichen Abscheu des Fleisches vor Qual und Tod darnieder zu kämpfen.

Bernhard war kein Freund von solchen Scenen und Spektakeln, und da auf dem offenen Platze das Gedränge minder groß war, wollte er sich gerade nach Hause begeben, als ein Kapuzinerbruder mit dem Kruzifix in der Hand auf den Unglücklichen zutrat, um ihn, wie es schien, zur Abschwörung seines Glaubens zu ermahnen. Aber in diesem Augenblick gewann Jener seine ganze Festigkeit wieder, die ihn im Kerker und während des Prozesses aufrecht erhalten, er winkte verneinend mit der Hand, und wandte mit unwilliger Bewegung das Gesicht.

Nun erhob der Kapuziner beide Arme zum Himmel und ein wüthender Jubelschrei erscholl aus der wogenden Menge, als die Flamme nun rings um das unglückliche Opfer emporloderte und die Convulsionen des Todeskrampfs sein Gesicht verzerrten.

Bernhard brach sich mit Gewalt Bahn, aber im nämlichen Augenblick fühlte er sich von hinten am Arm ergriffen, und zwar allem Anschein nach absichtlich. Er sah sich

in dieser Richtung um, und erkannte zu seinem großen Erstaunen die Züge Corse de Leons.

Der Räuber sah ihn eine Weile an, ohne eine Sylbe zu äußern, und wendete sich dann auf die Seite, und Rohan, der frühern Warnung eingedenk, stürzte sich durch die Umstehenden, und erreichte mit Einbruch der Dämmerung sein Quartier. Hier erfuhr er, daß sein Diener nicht glücklicher in seinen Nachforschungen gewesen, aber der Wirth meldete ihm, daß ein Herr, Namens Chevalier Lenoir, nach ihm gefragt habe. In der Hoffnung, Corse möge von Isabellens Wanderung besser unterrichtet seyn, erwartete Rohan ungeduldig seinen Besuch.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Unser Held mußte eine Stunde warten, ehe der ersehnte Freund sich blicken ließ. Endlich trat der Wirth ein und meldete den Chevalier Lenoir, aber mit so geheimnißvoller, wichtigthuender Miene, daß Bernhard fast auf den Gedanken gerieth, Jener müsse mit dem Charakter und der Beschäftigung des Räubers nicht so ganz unbekannt seyn. Ein paar Minuten darauf trat Corse de Leon selbst ins Zimmer, und Bernhard stutzte nicht wenig über die Gewandtheit, womit der kühne, wilde, heftige Räuber des Gebirgs sich in die geselligen Formen zu fügen und sein energisches Wesen in

das von Sitte und Gewohnheit gewobene Netz erkünstelter Manieren zu zwängen wußte.

Er schüttelte Bernharden, als altem Bekannten, die Hand, legte den Hut vor sich hin auf den Tisch, sprach von dem Staube, der seine Feder beschmutzt, von der gestrigen Hitze und schwadronirte in der Art fort, bis sich die breite eichene Thüre hinter dem abgehenden Wirthe schloß.

Nun aber wechselte der Räuber augenblicklich die Sprache. „Ich kam vorhin her,“ begann er, „Euch zu dem Schauspiel abzuholen, das Ihr, wie es scheint, ohne mich besucht habt. Ist's nicht ein vorzüglicher Spaß?“ fuhr er mit aufgezogener Lippe und flammendem Auge fort, „ein süßer Augenschmaus für spitzfindige, glattzüngige Pfaffen, nachdem sie sich toll und voll gefressen in ihrem Refectorium? Eine gar artige Ergötzlichkeit für die heiligen, ehrwürdigen Hirten, während das Pastetenfett noch auf ihren Lippen dampft? Hirten! ja wohl, unsere Alpenhirten könnten sie etwas Besseres lehren, die nehmen Wolle und Milch von den Schafen, braten aber nicht die Lämmer, wie hier die Leute in der Ebene thun. Beim Himmel, es wär' mir ein Seelengaudium, dem blutdürstigen Kapuziner das Fleisch in's Maul zu stoßen, das er diesen Abend gekocht hat. Und uns nennen sie gesetzlose Räuber. Gott gebe, daß wir gesetzlos bleiben, so lange derlei Gesetze bestehen. Ich wollt' Euch das Spektakel weisen, wie ich Euch dergleichen früher einmal zugesagt, aber Ihr seyd ohne mich gegangen.“

„Nicht mit meinem Willen,“ versetzte Bernhard. „Die Menge riß mich fort, ich konnte mich nicht losmachen. Der-

gleichen Scenen hasse und verabscheu' ich, ja ich halte sie für entehrend und verderblich für unsere Religion. Ließe sich Ketzerei durch irgend was rechtfertigen, solche Verfolgung wärs im Stande."

„Glaubt das nicht," rief Corse heftig, „legt es nicht unserer oder irgend einer Religion zur Last. Es kommt auf Rechnung der Menschen selbst und ihrer infamen Gesetze, und der heillosen Verbindung zwischen Schurken und Schurken, Tyrannen und Tyrannen, Narren und Narren, einer Verbindung, die einzig zum Zwecke hat, daß es der Schlaue dem Starken abgewinne, der Schuldige den Unschuldigen torquire und vernichte, der Tugendhafte auf immer die Beute des Lasterhaften bleibe. Katholik oder Protestant, Ketzer, Ungläubiger oder Türk — gleichviel, die Menschheit umschlingt ein Band, nicht zu gegenseitiger Vertheidigung, sondern zu gegenseitiger Vernichtung und Verderbniß. Ihr selbst habt da einen Freund und Kameraden, einen Waffengefährten, dem Ihr vertraut, und wie lohnt er Euch? Er verräth Euch, sucht Euch auf die schwärzeste Weise zu verletzen — complotirt, machinirt, kabalirt. —"

„Es kommt ein Tag der Rechenschaft," erwiederte Bernhard.

„Ja, und vielleicht bald," sagte Corse, „denn der Mann ist gerade hier in Lyon."

Bernhard fuhr auf und legte die Hand ans Schwert, das er neben sich auf einen Stuhl geworfen, und der Räuber fuhr fort: „Heute Abend nicht. Es geschehe am hellen

Tage, und wohl am besten vor dem ganzen französischen Hofe."

„So lange warte ich nicht," sagte Bernhard. „Wo ich ihn finde, werd' ich ihn züchtigen. Aber wie Ihr sagt, es soll am hellen Tage geschehen. Er darf mir jedoch nicht entwischen, ich schreib' ihm diesen Augenblick."

„Gerade der beste Weg, ihn entwischen zu lassen," antwortete Corse de Leon. „Vielleicht hätt' er bei dieser Gelegenheit keine Lust, Euch Hand gegen Hand gegenüber zu stehen — vielleicht möchte er —"

„Nein," sagte Bernhard, „das wagt er nicht. Es gibt keinen französischen Edelmann, der sich feige zu benehmen wagte. Dem Beleidigten muß er Genugthuung geben, selbst mit Gefahr seines Lebens. Auch ist er wirklich nicht des Mann, vor der Schwertspitze zurückzuweichen."

„Ich traue mir zwar kein Urtheil zu," meinte Corse, „denn ich gehöre nicht zu den Euren, aber meines Bedünkens, und obwohl es nichts auf der Welt gibt, das mich von meinem Pfad abwendig machen könnte, wäre das Schreckhafteste für mich ein beleidigter Freund. Dem sey wie ihm wolle, der Mann mag eine Euch unbekannte Entschuldigung haben, Euer Begehr von der Hand zu weisen, oder er mag sagen, die Sache liege vor dem Könige, was, wie ich höre, wirklich der Fall ist. Folgt meinem Rathe: wartet bis morgen; inzwischen laßt Ihr kein Auge von ihm, trefft ihn allein, und habt Ihr ihn einmal im Bereich Eurer Klinge, so kann er Euch, wie Ihr sagt, nicht mehr entgehen."

„Das soll er auch nicht," sagte Bernhard. „Und doch

such' ich gerade nicht ihn, sondern meine theure Isabelle, und hier in der Stadt Lyon hab' ich jede Spur von ihr verloren, da sie doch letzte Nacht hier gewesen seyn muß."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht," meinte der Räuber; „ich weiß auch nicht viel von ihr, aber hört wenigstens das Wenige. Ich kam heute in Eile hier an und sah Vormittags im Wirthshaus zum Delphin neben der alten Kirche am Fluß einen Mann, der mit diesem Meyrand in Savoyen gewesen war, sein Führer und Beistand und ein ausgemachter Schurke. Er kannte mich nicht, hat mich auch vielleicht nie gesehen, denn ich sehe Viele, mich aber nur Wenige. Inzwischen erkundigt' ich mich und erfuhr, daß der Mann seinem Herrn in wichtigen Angelegenheiten von Paris vorausgeeilt war. Er hatte für ihn Quartier zu machen, zu spioniren, mit Einem Wort, für irgend eine Schurkerei des gewandten Meisters den Boden zu lockern. Bei weiterem Forschen ergab sich, daß gestern kurz nach des Mannes Ankunft eine Dame nebst Gefolge sich einige Augenblicke in demselben Gasthofe aufgehalten, daß einer ihrer Diener mit dem brauchbaren Schurken gesprochen und sie sofort, ohne die Sänfte zu verlassen, angeblich nach Genf aufgebrochen war. Heute belauert' ich die Ankunft Eures Feindes; sein Erstes war, daß er sich mit seinem Schurken einschloß. Eine Minute später ward der Wirth gerufen, und nun entstand viel Nachfrage nach frischen Pferden zu einer Reise nach Genf. Allein es war schon spät, nur müde Thiere waren zu haben und die Reise ward verschoben auf morgen früh mit Tagesanbruch."

„Wir schlagen denselben Weg ein,“ sagte Bernhard. „Aber was hätte Isabelle in Genf zu thun?“

„Wir wissen ja nicht, ob es eine und dieselbe Dame ist,“ erwiederte Corse, „aber dieß vorausgesetzt, vergeßt nicht, daß sie Euch für todt hält. Daß die Sache vor dem König liegt, hab' ich Euch schon gesagt; vielleicht ist das Fräulein bei der genauen Verbindung des Grafen mit einem gewissen allmächtigen Weibe in Frankreich nicht ohne Sorge, es könnte gewaltsam über ihre Hand verfügt werden.“

„Da sollen sie finden,“ erwiederte Bernhard, „daß noch Jemand vorhanden, dessen Ansprüche auf diese Hand nicht so leicht zu beseitigen sind. Und wäre ich auch todt, Isabelle würde, das ist meine feste Ueberzeugung, bis zum letzten Athemzuge nur mit Abscheu und Widerwillen auf einen Menschen blicken, der seinen Freund verrathen konnte.“

„Das mag seyn,“ versetzte der Räuber, „aber Ihr habt noch mehr zu erfahren. Euer Anspruch auf ihre Hand ist allbereits beseitigt, darüber hat der König vor drei Tagen entschieden. Ein Edict — so eben ist's hier angekommen — das alle geheimen Ehen, sowohl vergangene als zukünftige, für null und nichtig erklärt, ward vom Pariser Parlement registrirt. Es gilt Euch, darauf dürft Ihr Euch verlassen, denn Beide, der verschmitzte Italiener und der intrigante Franzmann, waren damals bei Hof.“

Bernhard verhüllte sich das Gesicht mit den Händen und versank in gedankenvolles Schweigen. Endlich sagte er: „all das drängt mir nur um so mehr die absolute Nothwendigkeit meiner alsbaldigen Gegenwart in Paris auf.

Wohin sich Isabelle wende, die Kunde von meinem Leben muß in Bälde zu ihr gelangen, sobald ich einmal vor dem Könige erschienen bin. Auch in anderer Beziehung mag eine schleunige Berufung an Heinrich ihr Gutes haben. Allerdings besitzt das bewußte Weib großen, zu großen Einfluß für einen Unterthan, doch beurtheil' ich sie nicht so hart als Ihr. Sie hat einen edlen Sinn, und ich halte sie keiner schlechten Handlung fähig, überdieß ist sie die intime Freundin meines Gönners, des Marschalls von Brissac, deßhalb bin ich überzeugt, daß sie mir kein Unrecht zuzufügen wünscht. Ueberall, wo ich mit ihr zusammentraf, behandelte sich mich mit der höchsten Rücksicht, und ungeachtet meines tiefen Bedauerns über das Daseyn einer Autorität, die nicht selten den weisesten Ministern des Königs vorgeht, glaub' ich doch nicht, daß sie aus persönlichem Interesse eine ungerechte oder ihrem Vaterland nachtheilige Handlung begehen könnte. Gewiß ist Förderung des Rechten und Guten ihr sehnlichster Wunsch, und mag sie auch zu Zeiten durch die Nebel des Vorurtheils und des Eigennutzes verblendet seyn, und wem würde es nicht so ergehen? so ist es doch weniger der Fall, als bei irgend einem andern Wesen ihres Geschlechts, das jemals dieselbe Stelle glänzender Unehre und übelerkauften Einflusses bekleidete. So hoffe ich denn, bei ihr und dem Könige durch wenige einfache Worte der Vorstellung und Erklärung die Unterstützung zu finden, deren ich allein für meine gerechten Ansprüche bedarf."

„Nun so macht Euch ohne Weiteres auf den Weg," sagte Corse de Leon etwas mißvergnügt. „Wollt Ihr im-

mer Solchen vertrauen, die Ihr noch nicht erprobt habt, so geht und nehmt die Folgen auf Euch. An Eurer Stelle würde ich anders zu Werke gehen."

„Und was würdet Ihr thun?" fragte Bernhard. „Eine unmittelbare Abreise nach Hofe hab' ich nicht im Sinn, das geschieht erst, nachdem ich zuvor die Spur meiner Isabelle aufs Sorgfältigste verfolgt habe. Sagt, was würdet Ihr in meiner Lage thun?"

„Es ist nicht der Rede werth," meinte der Andere, „denn wir sind zu verschiedene Wesen. Ihr seyd das stattliche Schlachtroß, stark und feurig, wie sich nicht bestreiten läßt, aber durch den Zügel der Sitte gebändigt und dressirt so oder so zu gehen, wie es nun einmal Eurem großen Bereiter, genannt bürgerliche Gesellschaft, beliebt. Wohl mag Eure Neigung heftig, Euer Muth hoch, Euer Herz edel seyn, aber für das wilde Leben der Freiheit, für einen verzweifelten tödtlichen Kampf gegen die Netze der Gewohnheit, gegen die Geißel und den Sporn der Meinung taugt Ihr nicht. Ich dagegen bin der Löwe, oder wenn Ihr lieber wollt, der Tiger oder Wolf. Keine Hand zähmt, treibt mich an, mein Mund kennt weder Gebiß noch Kinnkette, die Wüste ist meine Wohnung, Einsamkeit meine Gesellschaft, der eigene Willen mein Gesetz, und wer mich fangen und fesseln will, um mich unter das Joch weltlicher Sitte zu beugen, oder an die Meinungen der Menschen zu schmieden, der wird den Biß des freien, wilden Thieres bereuen oder es sterben sehen im Angesicht der Jäger in schweigender Verzweiflung. Wollt Ihr aber wissen, was ich thun würde?

Nun ich würde zuerst meine Rache nehmen an dem elenden Buben, dann wollt' ich mein Lieb aufsuchen, wollt' ihr die Gefahren, die Hindernisse, die Schwierigkeiten schildern, die uns im Bunde mit der Erbärmlichkeit der Gesetze bedrohten, wenn wir uns nicht über das Gerede der Welt hinwegzusetzen wagten, kurz, ich wollte sie bitten, für mich und mit mir die Vorurtheile von Land und Verbindungen wegzuwerfen. Der erste freie Platz, den ich finden könnte, sollte mein Heimathland seyn, Freunde und Bekannte wollt' ich finden unter den Braven, Freien und Guten, wo ich sie träfe. Auspressen wollt' ich aus der Rebe der Freiheit den Wein meines Glückes und aus dem Becher trinken, den mir die eigene Hand bereitet. Aber dieser Rath ist nicht für Euch, dergleichen hat keinen Theil an Eurem Wesen."

„Allerdings nicht," erwiederte Bernhard, „und doch will ich Eurem ersten Rathe folgen und morgen mit Tagesanbruch diesen Menschen auf der Straße einholen, und er soll mir das Schwert ziehen an einem Orte, wo uns Niemand unterbrechen kann."

„Wenn er sich aber weigerte?" sagte der Räuber. „Er hat eine zahlreiche Begleitung, darunter Einige von Rang und Ansehen. Möglich, daß er das Schwert zu ziehen sich weigert, sich hinter die königliche Autorität verschanzt. Was dann?"

„Dann stachl' ich ihn, wie einen Hund," rief Bernhard von Rohan, „ich schlag ihn inmitten seiner Leute, nenn' ihn nicht minder Feigling als Schurken, und send' ihn mit dem Brandmal der Schande auf der Stirne zurück.

Es gilt mir gleichviel, wer bei ihm ist. Sind's Edelleute, um so besser, Rohans Name ist nicht unbekannt, seine Ehre trägt keinen Makel. Sie sollen Meyrands Verrath, seine Niederträchtigkeit ausposaunen hören, bei vollem Tageslicht durch eine die Falschheit ungewohnte Zunge."

Corse de Leon sah ihn mit ernstem, fast mitleidigem Lächeln an. „Ihr vergeßt den französischen Hof," sagte er. „oder habt ihn wohl nie recht gekannt. Gleichgültigkeit affectiren gegen Alles, was geschehen mag, ist dort in neuester Zeit zur Mode geworden, eine Mode, die ein verderbtes, gesunkenes Herz, einen übersättigten, erschöpften Appetit voraussetzt. Einem hohen, mit kräftigen Fähigkeiten ausgestatteten Geiste kann auf Erden nichts gleichgültig seyn, denn seine scharfe Auffassungsgabe — eine Eigenschaft, durch die wir uns der göttlichen Natur nähern, — weiß alle unterscheidenden Merkmale wohl zu würdigen. Wie Gott die Eigenschaften jeden Dinges, ob klein oder groß, sieht, und einer jeden die gebührende Stelle anweist, so verhält es sich auch mit der menschlichen Vernunft. Je größer und umfassender sie ist, um so genauer fühlt, begreift, würdigt sie das Gute und Böse in jeder Individualität. Dagegen verkriechen sich das Niedere und Gemeine, der erschöpfte Geschmack der Ueppigkeit, der übersatte Sinn der Ausschweifung, das verhärtete Herz der Selbstsucht, die abgestumpften Gefühle der Lust, der Schwelgerei, Verweichlichung und Faulheit hinter den Mantel der Gleichgültigkeit, und rufen diese zu Hülfe, falls der Eitelkeit, der schwächsten Seite des menschlichen Herzens und doch zugleich

derjenigen, welche zuletzt verknöchert, eine Schlappe droht. Da suchen sie sich dann mit dem Schilde eines unächten, aufgestutzten Witzes, mit der Antwort des Hohns, dem Argument eines suffisanten Blicks zu schützen, sich und Andere mit verächtlicher Persiflage, die Alles, Recht und Unrecht, unter einander mengt, über den wunden Fleck zu beruhigen. So wird Euch dieser Graf nebst Consorten empfangen, Ihr bekommt weder Antwort, noch Genugthuung, nichts als Spott und Hohn, oder einen mitleidigen Blick."

„Gleichviel," erwiederte Bernhard, „gleichviel! Es gibt Dinge, die sich nicht hinweglachen lassen! Ehre, Muth und Tugend wurzeln nicht so locker, daß sie ein leichtes Säuseln über den Haufen werfen könnte, und ich will seine Stirn mit solcher Schmach bedecken, daß kein Ozean von Gelächter und schlechten Witzen den Fleck rein waschen soll. Damit zu Ende, such' ich meine Isabella und ihre Wünsche sollen unsere künftige Lebensweise bestimmen. Zwar habt Ihr gesprochen, wie ein gelehrter Scholar, lieber Freund, aber doch konntet Ihr mich nicht zu einer Ansicht bekehren, obgleich ich mein Erstaunen über Eure manchfache Kenntniß der Höfe, und wie ich denke, auch der Schulen nicht verbergen kann."

„Allerdings versteh' ich mich auf Beide," versetzte Corse, „jenen hab' ich gesehen, wenn auch in einer niedern Sphäre, und diese besucht' ich in meiner Jugend, und erntete Kenntnisse, davon sich freilich meine Lehrer nichts träumen ließen. Uebrigens wollt' ich Euch nicht bekehren, keine Aenderung Eures Entschlusses bewirken, denn letzteren halt'

ich nicht für unrecht. Ich wollt' Euch nur die Augen öffnen über Alles, was Euch auf diesem Wege begegnen mag. Führt Euren Plan aus, wie Ihr ihn entworfen, auf den Nothfall will ich in der Nähe seyn. Weiß man doch nie, was der Schlechte thun mag, und Euer Gefolge ist zu schwach, falls sie Euch schädigen wollten."

„Das fürcht' ich nicht," erwiederte Rohan. „Hier auf französischem Boden habe ich keinen Akt der Gewaltthat zu fürchten, wie in Savoyen."

„Habt Ihr die Scene von heute Abend vergessen?" sagte sein Gefährte. „Habt Ihr nicht eben gesehen, was täglich auf französischem Boden vorgeht? Aber, wie gesagt, ich bleib' Euch nahe, und so lebt wohl für jetzt, und das Tageslicht möge Euch nicht träge finden in dieser finstern Stadt."

Damit verließ er den jungen Ritter, der einige Zeit in tiefe Gedanken versunken blieb. Zwar leuchtete ihm noch immer die Flamme der Hoffnung, aber hinter Nebel und Gewölk, so daß sie schwankend, ungewiß und trübe wurde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Himmel war noch grau, als Bernhard, fix und fertig, in seinem Gemach der Erscheinung der Pferde auf dem Hofraum entgegensah. Die Zeit ward ihm lange, er zog langsam und gedankenvoll das Schwert aus der Scheide, und drückte die Spitze gegen den Boden, daß sich die Klinge

beinahe zusammen faltete. Dann gab er plötzlich nach, jene sprang zurück und der wohlgehärtete Stahl war im Augenblick wieder gerade, wie zuvor.

Der junge Ritter konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, er steckte den treuen Helfer in Nöthen in die Scheide, ging die Treppe hinab, und hatte kaum vor der Thüre ein paar Worte mit dem Wirth gewechselt, als endlich das ersehnte Pferd sich blicken ließ. Er sprang in den Sattel und schlug die Richtung nach Genf ein.

Eine halbe Stunde vor Lyon begegnete er einem Bauern auf einem sauber geputzten Maulthier, der Lebensmittel nach der guten Stadt brachte. Der Mann bot ihm einen guten Morgen, den der Baron mit der Frage erwiederte, „ob ihm Reisende begegnet wären?“

„Ja wohl,“ war die Antwort, „ein so stattlicher Zug, als man ihn sich wünschen kann, und an dessen Spitze ein wackerer Ritter. — Vielleicht eilt Ihr ihnen nach?“

„Es wäre möglich,“ versetzte Rohan. „Wie weit sind sie mir voraus, guter Freund?“

„Da dürft Ihr wahrlich Peitsche und Sporn nicht schonen,“ erwiederte Jener, „denn ich kam vor guten anderthalb Stunden jenseits Mirebel an ihnen vorbei, und sie ritten, was das Zeug halten mochte.“

Bernhard machte von seinen Sporen guten Gebrauch und erreichte lange vor anderthalb Stunden den kleinen Weiler Mirebel und das alte Schloß, das damals noch auf dem jenseitigen Hügel stand. Er erkundigte sich im Vorbeireiten nach seinen Vorgängern, die richtig durchpassirt.

aber ihm noch immer weit voraus waren. Nach den Berichten der Landleute schien er ihnen nicht einmal bedeutend näher gekommen zu seyn, falls er genöthigt war, seinem Pferde vorher einige Ruhe zu gönnen.

„Ich werde sie kaum vor Nacht einholen," dachte er, „aber ich will sie einholen. oder sterben."

Dergleichen Entschlüsse sind unzuverlässiger Natur, wie überhaupt jeder menschliche Vorsatz. Umhergetrieben auf der See der Zufälligkeiten, nie wissend, wohin uns die nächste Welle trägt, können wir nur Einen Entschluß mit Sicherheit und in wahrscheinlicher Voraussicht des Gelingens fassen. den Entschluß recht zu thun, wie auch der Ausgang seyn möge. Und auch dabei müssen wir uns mit wagender Kühnheit auf die Beständigkeet und Festigkeit des schwächsten, unzuverlässigsten Dings, unseres Herzens, verlassen.

Wie gesagt, wollte Bernhard seine Gegner einholen oder sterben, und mit diesem Entschluß trabte er vorwärts. In Montluel hatte man die Truppe gleichfalls gesehen, und Bernhard förderte seine Schritte, bis er Nachmittags mit müden Pferden die kleine Stadt Pont d'Ain erreichte. Ueberall, wo er sich die Mühe des Nachfragens genommen, hatte er von den Reisenden gehört, selbst noch im Dorfe Varambon, das, wie männiglich bekannt, kaum anderthalb Meilen vom hübschen Städtchen Pont d'Ain entfernt liegt. Letzteres, obwohl an der Landstraße von Paris nach Chambery gelegen, und der nächste Nachbar einer Burg des Herzogs von Savoyen, die, auf der Höhe thronend, das Städt-

chen als einen Theil ihrer Herrschaft anzusprechen schien, besaß damals eine einzige Herberge, wo Mann und Roß ein Unterkommen finden konnten. Zwar waren noch ein paar sogenannte Speisehäuser für Fußreisende vorhanden, aber Rohan stieg an der wirklichen Herberge ab, und fragte augenblicklich nach dem Trupp Reiter, die vor ihm gekommen wären.

„Der Herr und sein Diener," erwiederte die angeredete Person, niemand Geringeres, als die Wirthin selbst — „der Herr und sein Diener, welche vor dritthalb Stunden ankamen, sind Beide ausgegangen und werden zur Essenszeit heimkommen. Sonst aber hat Niemand hier angehalten, und es ist auch heute Niemand durchpassirt."

Bernhard konnte es unmöglich glauben; obwohl er, mit dem Städtchen aus frühern Zeiten wohl bekannt, von dem Daseyn eines andern Gasthofs nichts wußte, meinte er doch in dieser Beziehung im Irrthum seyn zu müssen. Mit dem Versprechen der Heimkehr zur Essenszeit, entfernte er sich, um sich in allen öffentlichen Häusern nach dem Gegenstand seiner Nachfrage umzusehen.

Seine Absicht war allerdings heftiger, gewaltsamer Natur, er fühlte sich schwer und bitter verletzt, und wollte seinen Beleidiger zu blutiger Rechenschaft ziehen. Als er aber so dahin ging, übte die ruhige, angenehme Luft, die bereits von der drückenden Mittaghitze bedeutend nachgelassen, einen sänftigenden Eindruck auf ihn, und ein Anflug von Bedauern über die Nothwendigkeit seines blutigen Vorhabens mischte sich seiner Stimmung bei.

Er erkundigte sich an mehreren Orten nach einer zweiten Herberge, mußte aber überall hören, daß es keine andere gebe, wo sich der Gegenstand seiner Nachfrage für die Nacht einquartirt haben könnte. Auch in den Speisehäusern wollte man nichts von Durchreisenden wissen, ja es sollte heute kein Fremder von Bedeutung in die Stadt gekommen seyn, als der Herr und sein Diener, die im großen Gasthof abgestiegen und, wie es schien, von Jedermann gesehen worden waren. Ein altes Weib, an das sich Bernhard wandte, verbreitete sich über das graziöse Wesen und die Schönheit jenes Kavaliers und unser Held kam dadurch auf den Gedanken, Hadrian von Meyrand könnte einen Theil seines Gefolges hinter sich gelassen oder in einer andern Richtung entsendet haben. Er fragte die Alte nach der Seite, die der Edelmann auf seinem Spaziergang eingeschlagen.

„Die kann ich Euch sonder Zweifel angeben, gnädiger Herr," sagte sie. „Er schien ganz müßig herumzuschlendern, und sah sich in der Stadt um. Dann ging er aufs Schloß hinauf, ließ seine Augen über den Fluß hinschweifen, stieg wieder herab, ging über die Brücke und schlenderte langsam am Ufer hin, die Blicke fest aufs Wasser gerichtet, als wäre er über dessen Klarheit verwundert."

„Das sieht Hadrian von Meyrand nicht ähnlich," dachte Bernhard, „es ist ganz und gar nicht sein Geschmack. Ich will mich aber mit eigenen Augen überzeugen," und nun schlug er denselben Weg ein über die alte Brücke, und dann schnell längs dem Ufer hin auf einem Fußpfade, der sich seither in die Hochstraße verwandelt hat. Es dauerte wohl

eine Stunde, ehe er ein menschliches Wesen gewahrte, außer hie und da in der Gegend umher einige mit den reichen Gaben der Natur beschäftigte Landleute, oder Knaben und Mädchen, die die Vögel aus den Weinbergen scheuchten. Endlich entdeckte sein Auge einen Kavalier, der, in malerischer Stellung auf einer den Fluß beherrschenden Anhöhe sitzend, das unten vorbeifließende Wasser betrachtete. Von Zeit zu Zeit amüsirte er sich, Kieselsteine mit der Schwertspitze loszumachen, die dann die Höhe herab in den Fluß rollten. Hut und Feder lagen neben ihm, daß die langen, dunkeln Locken ungehemmt im sommerlichen Windhauche flattern konnten.

Augenscheinlich war es nicht Hadrian von Meyrand, und doch meinte Rohan die Gestalt zu kennen. Zwar konnte er das Gesicht nicht sehen, aber Figur, Haltung, Beschäftigung, Alles war geeignet, alte Erinnerungen in ihm zu erwecken, ihm zu sagen, daß er Heinrich von Brienne, den Bruder seiner geliebten Isabella, vor sich habe. Der Andere ward diese Annäherung nicht gewahr, — der Fußpfad zog sich hinter der Anhöhe hin — und Bernhard kam ihm bis auf einen Schritt nahe, ohne daß er aus seinen Träumereien erwachte. Heinrichs Haltung und Züge drückten Schwermuth aus und Bernhard konnte deutlich einen tiefen Seufzer vernehmen.

„Heinrich," sagte der junge Krieger, seinen Arm ergreifend, „Heinrich, ein seltsames Zusammentreffen!"

Heinrich von Brienne fuhr auf und einen Schritt zurück, indem er Bernharden mit forschendem, wildem Blicke

anstarrte. „Bei Gott!“ rief er endlich, die dargebotene Hand ergreifend, „der Todte ist noch am Leben. Aber wie, Bernhard, erst diesen Morgen hört' ich von Deinem Tode. Man versicherte mich aufs Bündigste, Du lägst erschlagen unter dem Thurme des Schlosses Masseran, und so hast Du kein Recht mehr auf irdisches Daseyn.“

„Hat sich das Gerücht bis hieher verbreitet?“ fragte der Baron. „Da sind Famas Schwingen freilich noch flüchtiger als der Wind, wenn ein solches Mährchen in vier bis fünf Tagen sogar Pont d'Ain erreichen kann.“

„Gott bewahre, ich vernahm's in Lyon,“ erwiederte Heinrich von Brienne, „dort stellte sich Frau Fama zu Pferde ein, als Kurier des Herrn von Masseran maskirt.“

„So warst Du diesen Morgen in Lyon?“ fragte Bernhard von Rohan mit Ungestüm.

„Allerdings,“ war die Antwort, „und zwar im Delphin, Bernhard. Hättest Du mich dort gesucht, Du würdest mehr als Einen alten Freund getroffen haben.“

„Hadrian von Meyrand, nicht wahr?“ versetzte Bernhard, „aber wo ist Der nun, Heinrich? Ihn gerade such' ich. Kam er mit Dir?“

„Nicht allein Meyrand,“ erwiederte der junge Graf, eine direkte Antwort umgehend, „nicht allein Meyrand, auch den Gebieter von Masseran hättest Du im Delphin getroffen. Aber komm', laß uns heimgehen, über'm Essen wollen wir Alles in diplomatischer, rechtsgelehrter Weise verhandeln.“ Und nun zog er seinen Freund in der Richtung nach der Stadt mit sich fort.

„Aber wo ist Graf Meyrand?" fragte Bernhard aufs Neue. „Heinrich, er hat mich aufs Schändlichste beleidigt, und ist er irgend in meinem Bereich, muß ich ihn finden und er soll mir Rede stehen für sein unverantwortliches Benehmen."

„Der ist bereits weit von hier," meinte der Andere, in gleichgültigem Tone, der Rohan nichts weniger als zusagte. „Der ist wohl schon über Moulins hinaus, Bernhard, und Du magst ihn erst in Paris einholen."

„So kam er nicht mit Dir?" fragte Bernhard, der sich um seine Beute geprellt sah. „Wirklich ein unerfreulicher Umstand."

„Bewahre, er eilte so schnell nach Paris zurück, als er gekommen," erwiederte Heinrich von Brienne. „Es war vielmehr mein guter Herr und Stiefvater, der Gebieter von Masseran, der mich hieher begleitete. Wünschest Du aber Alles und Jedes zu wissen, so geb' ich es Dir ohne Anstand zum Besten," und nun stattete er von Allem, was sich in Paris, bezüglich Rohans Verbindung mit Isabellen, zugetragen, einen klaren, unumwundenen Bericht ab, soweit nemlich seine, des Erzählers, eigene Kenntniß reichte.

Bernhard hörte schweigend zu, und ein bitterer Gedanke löste den andern in seinem Innern ab. „Ich machte mich allein auf den Weg," fuhr Heinrich, nachdem er in seiner Erzählung von dem Edikt zu Ende gekommen, fort — „ich machte mich allein auf den Weg, denn die Wahrheit zu sagen, es war mir gar nicht um des Baron von Masseran Begleitung zu thun. Allein schon auf der dritten Station

holte mich der liebenswürdige Stiefvater mit Graf Meyrand ein. Ersterem war vom Könige Deine augenblickliche Freilassung anbefohlen, und der gute Graf hätte mir, wie ich wohl merkte, gar zu gern beim Aufsuchen Isabellens hülfreiche Hand geleistet. Allein auf die Nachricht von Deinem Tode, die wir diesen Morgen zu Lyon durch einen Kurier aus Savoyen erfuhren, eilte der Graf nach Paris zurück, um seine Ansprüche auf Isabellens Hand bei dem Könige geltend zu machen. Herr von Masseran aber erwies mir die Ehre seiner Begleitung fast bis an die Thore von Pont d'Ain. Ich wäre seiner gar gerne los gewesen, aber ich wußte, wie schwer es auf geradem Weg gehen würde. Deßhalb ließ ich auf unserem Morgenritt hie und da ein Wörtchen fallen von der schweren Rache, die seinem Haupte drohen möchte, falls es ihm nicht gelänge, dem Monarchen die erste Kunde von Deiner traurigen Katastrophe auf passende Weise beizubringen. Ich drückte mich geflissentlich äußerst verblümt aus, um so mehr biß er an, so daß er, die nächste Wegscheide benützend, mir die Mühe des Suchens allein überließ. Aber hier sind wir auf der Brücke, und ich hoffe, das Essen ist fertig, denn ich bin sehr hungrig."

„Liegt Deiner Nachfrage eine Spur zu Grunde?" fragte Rohan. „Auch Isabella scheint mich für todt zu halten, und ich verlange sehr, sie zu finden und zu trösten."

„Ich habe keine sichere Spur," erwiederte Heinrich ziemlich gleichgültig. „Wie es scheint, entsprang sie dem Grafen in der Gegend von Bourgoin, und Dieser, der den

Marquis deßhalb im Verdacht hatte, eilte ohne Verzug nach Paris. Sobald er sich jedoch von seinem Irrthum überzeugt, schickte er einen Diener nach Lyon, um sich hinsichtlich ihrer Reiseroute auf die Lauer zu legen. Von ihm erfuhren wir letzte Nacht die vorübergehende Anwesenheit einer Dame in unserem Gasthofe. Bei der eng verschlossenen Sänfte war ihm nur Ein flüchtiger Blick auf ihr Gesicht geglückt, aber er meinte, darauf schwören zu können, daß es Isabella gewesen. Sie hielt sich nur wenig Minuten auf, und schlug dann die Straße nach Genf ein. Freilich kann ich mir nicht vorstellen, was sie in Genf zu thun haben sollte, und eben so wenig, wie sie zu dem stattlichen Gefolge und zu dem Almosenier gekommen wäre, von denen der Bursche des Weiten und Breiten zu erzählen weiß. Aber da es nun einmal die einzige Spur ist, hielt ich mich verpflichtet, ihr zu folgen, und hier bin ich nun ohne neue Nachrichten für mein weiteres Verhalten. Darf man sich auf die Leute hier im Wirthshause verlassen, so wären gestern wenigstens fünfzig Damen, jede mit stattlichem Gefolge und ihrem Almosenier, durchpassirt. Jedenfalls werde ich Aufklärung bekommen an der Grenze, denn man wird keine bedeutende Mannschaft ohne genaue Erkundigung ein- und auspassiren lassen."

Bernhard lauschte schweigend und nachdenklich. Zum erstenmal erhielt er genaue Kunde von allem Vorgefallenen und das Schwierige seiner Lage stellte sich ihm deutlich vor Augen. Offenbar war das Ohr des Königs von Personen gewonnen, die Bernhard für seine Feinde zu halten nur

allzuviel Ursache hatte. Obgleich das Edikt ihn und Isabellen nicht namentlich aufführte, war doch seine Ehe förmlich annullirt, und es fragte sich nun, ob er, Heinrichen die Aufsuchung seiner Schwester überlassend, augenblicklich nach Paris eilen und die gegen ihn erhobenen Vorurtheile zu beseitigen suchen, oder die Nachfrage nach der Geliebten fortsetzen, die Gefundene in die Hauptstadt begleiten und seinen Anspruch auf eine Hand behaupten sollte, die seiner Ansicht nach ihm durch Bande angehörte, welche kein König auf Erden durch seinen Machtspruch lösen konnte.

Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob ihm hier nicht Corse de Leons Rath, mit der Geliebten in ein fremdes Land zu ziehen, eingefallen, und ob er sich nicht gewissermaßen dazu versucht gefühlt habe. Allerdings erinnerte er sich daran, aber nur wie an das letzte Hülfsmittel, das ihm immer noch übrig bleibe. Er wußte, daß die Kirche seine Ehe aufrecht halten würde, trotz jedes entgegenstehenden weltlichen Gesetzes, und unter solchen Umständen konnte er nach seiner Ansicht mit Isabellen in ein fremdes Land fliehen und, mit einer untergeordneten Stellung sich begnügend, glücklich in der Vereinigung mit der Geliebten, den Rest seiner Tage in freiwilliger Verbannung zubringen. Das Gemälde hatte seine gefällige Seite, wie denn bei Erwägung der Opfer, die wir zu Erreichung eines großen Zwecks zu bringen uns vorsetzen, unsere Einbildungskraft dem Pflichtgefühl gar treulich zu Handen geht, indem sie, die dunkleren Parthien der Zukunft mit einem Glanzmeer verhüllend, uns nur die heiteren Folgen unserer Handlungsweise vor Augen

stellt. Eine Masse kleinerer Widerwärtigkeiten wird nicht gesehen, noch in Rechnung genommen, entferntere Uebel werden nicht in Anschlag gebracht, nur die größere, nahe Gefahr ragt drohend hervor, und sie zu besiegen finden wir die nöthige Kraft in der Entschiedenheit unseres Willens. Dabei aber bedenken wir nicht, daß die gewichtige Ursache, das Motiv, das unserem Willen einen so kräftigen Impuls gab, um uns die Ueberwindung der ersten auffallenderen Hindernisse möglich zu machen, wir bedenken nicht, sage ich, daß dieses Motiv allmählig seine Intensität und Spannkraft verliert, bis zuletzt selbst die Erinnerung an unsere ersten Gefühle erlischt, und wir nun, des ursprünglichen, stärkenden Anhaltspunkts entbehrend, allen entfernteren Folgen unserer Handlungsweise blosgestellt sind. Die Kugel, welche sich Anfangs ohne merkliche Abnahme ihrer Eile durch feste Mauern den Weg bahnte, kriecht zuletzt langsam am Boden hin, daß selbst die Hand eines Kindes sie spielend aufhalten kann. So verhält es sich denn auch im Allgemeinen mit dem festen Entschluß, zu Erreichung eines großen Zwecks sich jeglichem Uebel zu unterziehen. Ungestüm bahnt er uns den Weg über die ersten Hindernisse, doch am Ende geht ihm die Kraft aus und unbedeutende Zufälligkeiten überwältigen ihn. Aber kein Mensch glaubt, daß es ihm selbst so gehen werde, denn entweder übersehen wir diese kleinen Hemmnisse, oder sind wir von der ewigen Ausdauer unserer Festigkeit überzeugt.

Allerdings war für Bernharden der Gedanke, mit Isabellen zu fliehen, und Ruhm und Glück in fremden Landen

zu suchen, äußerst angenehm, aber doch blos als ein Werk der Möglichkeit, falls Frankreich dazumal unter einem despotischen Tyrannen geseufzt hätte, oder wofern irgend ein Akt absoluter Ungerechtigkeit gegen Bernhard ausgeübt werden sollte. Dem war aber nicht so. Der Monarch genoß allgemeine Liebe und Achtung, er war vielleicht kein großer, staatskluger Fürst, überhaupt in keiner Weise ein überwiegender Genius, aber ein liebenswürdiger, wohlwollender Charakter, ein edler, ritterlicher Geist, menschlich, großmüthig, versöhnlich.

Wie gesagt, Bernhard verweilte nicht bei Leons Rath als bei einem augenblicklich anszuführenden Plane. Als es sich nun aber um die Wahl handelte zwischen den beiden andern vor ihm liegenden Wegen, ob er sich nemlich unverzüglich allein an den Hof begebe, oder Heinrich von Brienne auf seiner Entdeckungsreise begleiten solle, hatte er sich bald für letztere entschieden. „Ich würde meinen eigenen Ansprüchen zu nahe treten," dachte er, „sucht' ich nicht mein Recht an Isabellens Hand aufs Aeußerste zu behaupten. Die Einwilligung ihres Vaters, in Gegenwart der Mutter, ohne den geringsten Widerspruch von Seite dieser erfolgt, muß diese Heirath nothwendig außer den Bereich des königlichen Edikts stellen. Ich würde Isabellen, würde mir selbst Unrecht thun, sucht' ich nicht mein Recht durch jedes mögliche Mittel bei Kräften zu erhalten. So will ich denn Hand in Hand mit Isabellen an den Stufen des Thrones erscheinen, und Heinrich um die Bestätigung unserer Verbindung bitten."

Auch noch andere Rücksichten drängten ihn auf diese Bahn. In Brienne's Benehmen lag eine gewisse gedankenvolle Zerstreutheit, die ihm sonst nichts weniger als eigen war, eine Zurückhaltung, bei der man die offenherzige, sorglose Freimüthigkeit, die Grundlage seines Charakters, vermißte, mit Einem Worte ein Etwas, das eine Differenz zwischen seinen gegenwärtigen Neigungen und früheren Gefühlen ausdrückte. Nicht daß er kalt, lieblos, unfreundlich gewesen wäre, aber ein Schatten lag auf ihm, ein Zwang, der Bernharden nur um so mehr in seinem Wunsche bestärkte, Isabellen selbst zu finden und an den Hof zu begleiten. Sein Entschluß war schnell gefaßt, da aber sein junger Freund fortwährend sich nachdenklich und wortkarg benahm, beschloß er, die Erörterung über den gemeinschaftlichen Operationsplan auf morgen frühe zu verschieben.

Ehe Heinrichs Erzählung ihr Ende erreicht, waren sie dem Wirthshause nahe gekommen, beim Eintritt in die Stube fanden sie das Essen bereit, Kellner und Zapfer gingen ab und zu, und es bot sich keine Gelegenheit zum Privatgespräch. So verstrichen die Stunden, die Sonne ging unter und Heinrich schützte gähnend Ermüdung von dem langen Ritte vor.

Bernharden fiel dieß Benehmen auf, doch hatte er gegen Heinrichs Vorschlag, sich zur Ruhe zu begeben, nichts einzuwenden. Er selbst, mit dem Vorsatz, morgen mit dem frühesten abzureisen, suchte unverweilt seinen Pfühl, aber mit um so größerer Verwunderung, ja mit peinlichem Gefühl hörte er Heinrich im anstoßenden Zimmer noch über eine

Stunde auf- und abgehen, im vollkommenen Widerspruch mit der vorgeschützten Ermüdung.

„Es ist nicht, wie es seyn sollte," dachte Bernhard, „und ich muß bald möglichst erfahren, was dahinter steckt."

Unser Freund war, wie gewöhnlich, früh auf, aber Heinrich ließ geraume Zeit auf sich warten, und Bernhard schickte einen Diener, ihn zu wecken.

„Er werde sich sogleich zum Frühstück einfinden." war die Antwort, die der Diener zurückbrachte, aber eine zweite Stunde verging, und er kam nicht, und als endlich der Freund sich selbst hinaufbemühte, ihm Eile zu empfehlen, fand er ihn nur halb angekleidet.

Bernhard drang etwas ungeduldig in ihn, aber der Jüngling spielte den Ueberraschten und vernahm den Entschluß seines Freundes, ihn auf seiner Wanderung zu begleiten, mit dem Ausdrucke des Unbehagens. Bernhard mußte sich erinnern, daß er Isabellens Bruder war, er mußte sich aufs Aeußerste zusammennehmen, um sich kein heftiges, unsanftes Wort entschlüpfen zu lassen. In der Meinung, der Gebieter von Masseran oder Graf Meyrand könnten den Jüngling gegen ihn eingenommen haben, leitete er beim Frühstück das Gespräch auf die Beiden, und äußerte sich umständlich und unverholen über ihre Handlungsweise. Heinrich von Brienne hörte ihm beinahe schweigend zu und bemerkte blos: „O, in Liebe und Krieg ist Alles recht, wie Du weißt."

„Und in der Freundschaft auch?" fragte Bernhard ernst. „Wenn wirklich so, Heinrich, wird weder Liebe noch

Freundschaft Glück bringen, und Krieg ebenso wenig Ruhm. Ein Mann von Ehre wird allen dreien ehrenhaft dienen, oder überall nicht. Wer durch andere Mittel gewinnt, verliert sicher mehr, als er gewinnt. — Aber hier sind die Pferde, Freund, ich bitte Dich, keinen weitern Zeitverlust."

Er eilte hinaus und sprang aufs Pferd. Heinrich folgte langsamer und verlor noch manch köstliche Minute mit Fragen und Befehlen um nichts. Endlich saß auch er im Sattel und ritt schweigend neben seinem Freunde her. Beide thaten sich Zwang an, und Bernhard meinte zu seinem großen Mißfallen, einen gewissen Grad von Reizbarkeit in Heinrichs Benehmen zu entdecken. Besser gesagt, wars eine seltsame Stimmung, denn wenn sich Bernhard bemühte, der Einsylbigkeit des Freundes ein Ende zu machen, seine üble Laune zum Weichen zu bringen, wenn er ihn zu diesem Ende in frühere Jahre zu versetzen, seine Gefühle und Neigungen durch die Erinnerung an vergangene Zeiten zu wecken suchte, wenn er von seiner frühen Liebe zu Isabellen, von ihrer Liebe zu ihm, von allen Begegnissen der Vergangenheit sprach, die einen bessern Geist hervorzurufen im Stande seyn mochten, so lächelte Heinrich schwermüthig, er schlug die Augen nieder und ein gedankenvolles: „Es waren glückliche Tage!" erscholl von seinen Lippen. Aber kaum war die augenblickliche Wirkung entflohen, so fiel er in die frühere Stimmung zurück, die sich bald in lebhafter, reizbarer Ungeduld Luft machte, bald wild und flüchtig über tausend unbedeutende Gegenstände sich verbreitete, aber stets

jede Erwähnung seiner Schwester, so wie deren Verbindung mit Bernhard, aufs Sorgfältigste vermied.

Im Städtchen Cerdon, hart am Fuße des Juragebirgs, begannen die Freunde ihre Nachforschungen, in Hoffnung eines glücklicheren Erfolgs, als zu Pont d'Ain. Allein sie konnten auch nicht die geringste Spur von Isabellen entdecken. Waren sie am letzten Rastorte durch eine Menge Nachrichten irre geworden, so erhielten sie hier gar keine. Die einzige Antwort auf alle ihre Fragen war, es sey nun einmal keine Dame, weder mit, noch ohne Gefolg, im Laufe der letzten Tage durchpassirt. Diese Versicherung ward ihnen immer und immer wiederholt, und es fragte sich nun, wie sie die Nachfrage fortsetzen sollten. Endlich wurden sie eins, Boten nach allen Richtungen in die umliegenden Städte und Ortschaften zwischen Cerdon und Pont d'Ain abzusenden, um wo möglich den Punkt, wo Isabella die Straße nach Genf verlassen, auszukundschaften. Aber durch diese Anordnungen noch nicht zufrieden gestellt, erklärte Bernhard nach kurzer Rast, daß er selbst gegen Lyon zurückeilen und in jedem Dorf in der Nähe eines Kreuzwegs nachfragen wolle.

Heinrich suchte es ihm auszureden, und als es ihm nicht glückte, nahm er ihm wenigstens das hastige Versprechen ab, falls er sichere Kunde bekäme, die Spur nicht zu verfolgen, ohne ihm vorher Nachricht davon gegeben zu haben.

„Ich selbst muß hier bleiben," fuhr Heinrich fort, „falls ich nicht ganz sichere Kunde gewinne, weil mir der gute

Herr von Masseran ohne Zeitverlust Mittheilungen über seine Aufnahme bei Hofe versprochen hat. Er reist mit Postpferden und so kann die Botschaft nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Bernhard mochte nicht weiter fragen, er zog seines Wegs, und setzte den Rest seines Tages die Nachfrage fort, aber vergeblich. Bei seiner Rückkehr in das Wirthshaus zu Ceidon mit einbrechender Nacht, hörte er, daß Heinrich nicht lange nach ihm nach Mantua abgegangen sey. Er hatte zurückgelassen, daß er sobald als möglich wieder hier seyn werde.

Auch waren bereits zwei der ausgeschickten Boten ohne irgend etwas Neues zurückgekehrt, aber Nachts eilf kam ein dritter an, mit besserem Erfolg. In der Stadt Bourg hatte er von einer Dame gehört, die durchpassirt war, und zwar paßte ihre Beschreibung so vollkommen auf Isabellen, daß Bernhard an der Wiederauffindung ihrer Spur nicht zweifeln konnte.

„Die Wirthsleute zu Bourg," sagte der Mann, „behaupten, daß sie den Weg nach Macon eingeschlagen und nur langsam gereist sey." Rohans Herz klopfte ungestüm, ihr nachzueilen, aber sein Versprechen gegen den Bruder hielt ihn zurück. Er harrte ungeduldig auf Heinrichs Rückkehr, aber Mitternacht ging vorüber, und es war nun nicht mehr zweifelhaft, daß Jener für diese Nacht in Mantua bleiben würde.

Inzwischen hatte unser Freund die Vorsicht, einen Boten bei Tagesanbruch nach Mantua zu beordern, um Hein-

rich von der Entdeckung in Kenntniß zu setzen. Als er aber des andern Morgens sich von seinem Lager erhob, war sein Freund noch nicht da, und Rohan brachte einige Stunden in gereizter Stimmung zu. Endlich, nachdem mehr als genügende Zeit zur Rückkehr von Nantua verstrichen war, befahl er, längern Wartens müde, sein Pferd vorzuführen, und wollte gerade aufsitzen, als sein Bote wieder vor die Hausthüre trabte. Dieser berichtete, Isabellens Bruder habe den geraden Weg von Nantua nach Bourg eingeschlagen, und bitte ihn, im Dorfe Leissard mit ihm zusammenzutreffen.

Bernhard fühlte sich entrüstet, er gab, von seinem Diener gefolgt, dem Pferde die Sporen, mit dem Entschlusse, seinen Freund einzuholen, und obwohl das von Flüssen und Strömen unterbrochene Terrain, seinen Marsch unendlich erschwerte, kam er doch zeitig genug in Leissard an, um Heinrich von Brienne vor der Thüre einer kleinen Schenke noch anzutreffen. Er konnte unmöglich seinen Aerger über seines Freundes Benehmen ganz verhehlen, und hielt er sich auch in den Schranken der Höflichkeit, so sprach er doch im Tone des Vorwurfs.

Heinrich antwortete hochfahrend und heftig, und die alte Wirthin, welche ihm gerade ein Glas guten Bresse-Wein kredenzte, rief: „Keinen Streit, edle Herren, keinen Streit. Es wäre jammerschade, wenn solche Herren was Anderes wären, als Freunde."

„Beruhigt Euch, gute Frau," versetzte Bernhard, „wegen unseres Streits dürft Ihr unbesorgt seyn."

„Bei meinem Leben, das weiß ich nicht," entgegnete Heinrich von Brienne, und ohne weitern Abschied warf er der Wirthin ein Stück Geld hin, und gab seinem Pferde die Sporen. Jetzt erst bemerkte Bernhard, daß sein Freund ganz allein war, er hatte nicht einmal mehr den Diener bei sich, der ihn von Pont d'Ain nach Cerdon begleitet. Eilig ritt er ihm nach und fragte ihn, wo er seinen Burschen gelassen, mehr in der Absicht, ein neues Gespräch anzuknüpfen, als aus einem andern Grunde.

„Der muß Masserans Kurier abwarten," erwiederte der junge Graf in mürrischem Tone. „Aber ich sehe nicht, was es Dich angeht."

„Nein Heinrich," versetzte sein Freund, „ziehe den Streit nicht mit Haaren herbei! Ich wollte Dir nur zu verstehen geben, daß wenn zwei eine solche Nachforschung zusammen anstellen, sie nach einem verabredeten Plan zu Werke gehen müssen."

„Ich sehe gar nicht ein," sagte Heinrich, den Kopf ungestüm gegen ihn wendend, ohne jedoch anzuhalten, „warum wir überall mit einander suchen sollen. Ich bedarf Deiner Gesellschaft nicht und möchte ihrer gerne ledig seyn. Ich suche meine Schwester, um sie unter meinen und des Königs Schutz zu stellen, und will das Geschäft allein vollbringen."

Bernhard machte vergeblich Gegenvorstellungen, bis endlich auch er einen höhern Ton anstimmte. Er sprach sich kurz über seine Absichten aus, die den Grundsätzen eines geraden, ehrenhaften Mannes vollkommen entsprachen.

„Das Alles geht mich nichts an.“ erwiederte Heinrich. „Ich füge nur noch bei, daß ich von Dir nicht gefolgt, noch gehofmeistert, nicht geführt noch geleitet seyn will. Ich denke, es ist genug gesagt.“

„Nur zu viel Heinrich!“ erwiederte Bernhard mit erglühender Wange. „Sey versichert, was Du sagst und thust, kann mich von meinem Entschlusse nicht abbringen. Ich setze meine Nachfrage fort, nachdem ich einmal auf die Spur gekommen, ganz unbesorgt und unbekümmert, obs Dir gefällt oder nicht.“

„Dann magst Du sie für Dich allein fortsetzen,“ antwortete Heinrich mit zorniger Bewegung, „mich wenigstens sollst Du nicht begleiten. Ich bin wahrlich nicht zum Scherz aufgelegt,“ und seine Linke griff nach dem Schwertgefäß.

„Nein, Heinrich, nein,“ erwiederte Bernhard mit bekümmertem Lächeln, „das ist zu viel. Thue nach Belieben, ich schlage nun einmal den geraden Weg nach Macon ein. Ich suche Deine Schwester auf und ich hoff', es wird mir gelingen, dann führ' ich sie geradewegs an den königlichen Hof mit all der Zärtlichkeit, Liebe, Sorgfalt und Zurückhaltung eines Bruders. Wie gesagt, thue wie Du willst, ich gehe meines Wegs und verliere kein Wort mehr über diesen Punkt.“

„Ich will mich schon vorsehen, daß Du wenigstens mir gegenüber kein Wort mehr darüber verlierst,“ erwiederte Heinrich. „Aber damit ist's nicht zu Ende, wir treffen uns, und zwar in Kurzem. Schlägst Du den Weg ein, folg' ich dem andern,“ und ohne weitere Worte bog er in einen Ne-

denpfad ein, dem sie sich bisher genähert, und der zu einem tiefen, bis ans Ufer der Ain sich erstreckenden Walde führte. Ohne weiteren Abschied, ohne sich nur umzuschauen, galoppirte er fort, und ließ dem erstaunten, bekümmerten, entrüsteten Rohan das Nachsehen.

Nach einer augenblicklichen Pause wendete sich dieser zu dem Diener, der sich ein paar Schritte rückwärts mit seinem Pferde hielt. Der Mann, von lange her mit dem innigen Verhältniß der beiden Freunde vertraut, war über Heinrichs zornige Worte und Bewegungen kaum weniger betroffen, als Rohan selbst; für Letztern aber war dieser Auftritt so unerwartet, so seltsam, so unbegreiflich, daß er in vollster Bestürzung und Verwirrung einen Augenblick keine Sprache fand. Endlich sagte er zu sich: „Guter Himmel! muß sich alte Freundschaft so behandeln lassen.“ Dann rief er mit erhobener Stimme dem Diener zu: „Wart hier bis ich zurückkomme.“

Im nämlichen Augenblick gab er dem Pferde die Sporen, und galoppirte seinem Freunde nach, entschlossen, es zu einer Verständigung zu bringen, oder seinen Freund wenigstens soweit zufrieden zu stellen, daß er nicht in solcher Stimmung sich entferne. Glücklich für ihn, glücklich für alle Betheiligten, hätt' er es nicht gethan. Er blieb dreiviertel Stunden aus, vielleicht noch länger, und der Diener, von dem Vorfall nicht wenig beunruhigt, setzte sich gleichfalls nach dem Walde in Bewegung. Bald kam ihm sein zurückkehrender Gebieter entgegen, aber zu Fuß, das Pferd führend, mit blassem, entstelltem Gesicht, das Schnupftuch um

die Hand gebunden, mit einigen Blutstropfen auf Aermel und Kragen. Als er den Diener gewahrte, saß er auf und ritt ohne ein Wort zu sprechen nach der Hochstraße.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Hof war noch immer in Fontainebleau, und Isabelle von Brienne saß in einem einsamen Zimmer des Schlosses, eine schöne belebte Scene vor sich, ohne von derselben oder ihrem manchfachen Staffagewechsel die geringste Kunde zu nehmen. Mehrere Tage waren seit jenem entsetzlichen Schlage vorüber, und noch immer füllte sich ihr Auge mit Thränen, wenn die Erinnerung an den Verlorenen, an die selige Zeit der Vergangenheit, über sie kam. Und gewiß, gesetzt unsere gegenwärtige Liebe hätte den höchsten Grad von Innigkeit erreicht, und wir könnten uns des Umgangs mit dem geliebten Gegenstande aufs Unverhohlenste erfreuen, der Beischmack des Irdischen in all unsern Neigungen wird sich dennoch nie ganz verlieren. Hat aber die Hand des Verhängnisses das schöne Band gelöst, so verklären Erinnerung und Phantasie dasselbe mit glühenderen, herrlicheren Farben, als ihm selbst in der Wirklichkeit verliehen waren. Möglich, daß es damit dieselbe Bewandtniß hat, wie mit unserem physischen Auge, dem das Schöne in einiger Entfernung reizender vorkommt, als in der Nähe, oder, daß wir vergangene Freuden nicht einzeln, sondern in ihrer Gesammtwirkung empfinden, daß die Summe entschwundener Glücks-

seligkeit, von der Erinnerung in Eins zusammengezogen, stärker, inniger gefühlt wird, als in ihrem wirklichen über den Pfad vieler Stunden vertheilten Daseyn.

Sey dem, wie ihm wolle, Isabellen wenigstens kam ihre Liebe zu Rohan seit seinem tragischen Ende noch größer vor als zuvor. Das Glück, das sie in seinem Umgang genossen, erschien ihr nun in einem reizendern Gewande, die Unentbehrlichkeit dieses Umgangs für ihr Herz drang sich ihr kategorischer auf, als sie je geglaubt hatte; sie war von der Unmöglichkeit, diese Lücke jemals auszufüllen, vollkommen überzeugt, und ihr Daseyn schien ihr fortan leerer und trockener als eine Wüste.

Weinend, aber still und gelassen saß sie da, denn dauerte auch die Ursache ihrer Thränen noch immer fort, so lag doch die erste Veranlassung dazu bereits in der Vergangenheit. Seither war ihre Lage durch kein neues widriges Begegniß verbittert worden, denn überall fand sie wohlwollende, theilnehmende Gesichter. Der König selbst hatte sie mehr als einmal besucht, und ihr gütig und herablassend zugesprochen, und seine Tochter, Prinzessin Claudia, weihte sich ganz der Milderung ihres Kummers. Sogar Katharine von Medicis, ungeachtet ihres festen Muths und männlichen Sinns menschlichen Gefühlen, sowohl den sanftern, als heftigern, nicht ganz fremd, behandelte sie mit Güte und Wohlwollen, und war nach Kräften bemüht, alles was ihr in ihrer Betrübniß lästig seyn konnte, von ihr ferne zu halten. Sie war nie aufgefordert worden, bei Hofe zu erscheinen, man hatte sie ungestört ihrer Einsamkeit überlassen, die allein

ihren Schmerz lindern konnte. Und wollte man je durch Worte oder That zu ihrer Tröstung beitragen, so geschah es mit Beobachtung des feinsten Zartgefühls. In Isabellens ganzem Benehmen lag aber auch ein gewisses Etwas, das ihrer ganzen Umgebung die volle Ueberzeugung beibrachte, sie übertreibe ihren Schmerz in keiner Weise, noch bemühe sie sich, ihn über sein bestimmtes Ziel zu verlängern.

Heute aber sollte sie nicht lange allein seyn, dem Prinzessin Claudia hatte sich noch keine halbe Stunde entfernt, als Isabelle den Befehl erhielt, vor dem Könige zu erscheinen. Sie stieg die Treppe hinab in die unmittelbar unter ihren Gemächern liegende Etage, und fand sich in Gegenwart des Konigs, des Dauphin, der jüngern königlichen Tochter Margarethe, und einiger der höchsten Kronbeamten. Bei ihrem Eintritt gieng ihr Heinrich entgegen, er ergriff ihre Hand, und sagte leise und gütig: „ich habe nach Euch geschickt, mein schönes Kind, weil ich denke, es wäre nun Zeit, daß Ihr Euren Kummer zu bemeistern und wieder an der Welt einigen Theil zu nehmen suchtet."

„Sire," erwiederte sie ruhig, aber fest, „ich habe nicht den geringsten Wunsch, je wieder an der Welt Theil zu nehmen. Mein Entschluß möglichst bald den Schleier zu wählen, ist nicht allein unerschüttert, sondern durch ruhiges Nachdenken und Ueberlegen nur noch fester geworden. Vorige Nacht bekam ich einen Brief von meiner Mutter, die meine Absicht vollkommen billigt und diesen Morgen hatte ich eine ziemlich lange Unterredung mit Herrn von Musseran, der gleichfalls mehr dafür als dagegen ist. Er sagte mir, seine

Anwesenheit verlängere sich auf Befehl Eurer Majestät; hoffentlich geschieht es der Anordnungen wegen, die meine Entfernung von der Welt nöthig machen mag."

„Nein, nein," versetzte der König; „ich hielt ihn aus einem ganz andern Grunde zurück. In dieser Beziehung hoff' ich noch immer auf eine Sinnesänderung von Eurer Seite. Daher muß ich Euch bitten, noch etwas länger hier zu bleiben, und es wenigstens mit unsrem ruhigen Gesellschaftszirkel zu versuchen."

„Ach, Sire," rief Isabelle, „zwingt mich, zwingt mich nicht dazu."

„Nein," sagte der König, „ich muß es Euch ein für allemal zur Pflicht machen. Der größern Assembleen seyd Ihr überhoben, aber bei gewöhnlichen Gelegenheiten verlang' ich Eure Gegenwart. Ein wichtiges Geschäft ruft mich ab, ich bitt' Euch bis zu meiner Rückkehr zu bleiben."

Der König entfernte sich, und Isabelle blieb an ihrem Platze stehen. Gehorsam war unumgänglich, das fühlte sie, und doch, obwohl an das Hofleben gewöhnt, obwohl voll Anmuth und Grazie und im Allgemeinen im Besitze jener Gemüthsruhe, die uns in gewöhnlichen Zuständen zu einer würdigen, besonnenen Handlungsweise befähigt, hätte sie doch in diesem Augenblicke in die Erde sinken mögen, nur um den beschwerlichen Blicken der Anwesenden zu entgehen. Allein dieser Zustand war nur von kurzer Dauer, denn der Dauphin näherte sich alsbald mit den Worten: „Erlaubt mir, Euch zu einem Sitze zu geleiten, schönes Fräulein. Hier neben meiner Schwester Margarethe," und im Hin-

führen fuhr er leiser fort: „Faßt Euch, faßt Euch. Vielleicht steht es nicht so schlimm, als Ihr meint."

Isabelle antwortete mit melancholischem Kopfschütteln. „Er weiß nichts davon," dachte sie bei sich selbst, aber durch seine Güte etwas ermuthigt, ließ sie sich zu der Gesellschaft führen, und nahm ihren Sitz neben der Prinzessin, die sie mit gütigem Lächeln willkommen hieß. Natürlich war sie die ersten Minuten über der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und sie konnte unschwer bemerken, daß ihre Geschichte und Lage mehreren Anwesenden Stoff zur Unterhaltung gab. Inzwischen verlor der Gegenstand allmählig mit seiner Neuheit an Interesse, Einige kamen, Andre giengen, und mehrere Glieder der königlichen Familie unterhielten sich gütig und aufmerksam mit Isabellen. Namentlich bemühte sich Margarethe mit jener wohlwollenden Gesinnung, die sie selbst nach dem Verlust ihrer übrigen guten Eigenschaften nie verließ, ihre schöne Gesellschafterin zu zerstreuen und sie entwickelte dabei einen Takt, eine Feinheit, die man bei einem so jungen Geschöpf kaum erwarten konnte. Wirklich hatte sich Isabelle etwas mit der Scene versöhnt, als Jemand hereintrat, dessen Anblick sie in die alte Schwermuth und Traurigkeit versetzte.

Es war kein Anderer als Graf Meyrand, der, nachdem er dem vornehmern Theil der Gesellschaft seine Huldigung dargebracht, sich geradezu an das Fräulein von Brienne wendete. Wie gesagt, versenkte sie sein Anblick in die frühere Traurigkeit, aber ein anderer Umstand verursachte ihr noch größere Pein. Seine Erscheinung im Saale und im

Privatzirkel der königlichen Familie gab genugsam an den Tag, daß er seine Bewerbung nicht aufgegeben, ja daß er sie mit Billigung und Unterstützung des Königs fortsetzte. Diese Ueberzeugung, das Schrecklichste, was es für sie gab, brachte sie fast zur Verzweiflung.

Graf Meyrand ahnte nichts von den Gefühlen des Widerwillens, des Abscheus, die sein Benehmen Isabellen eingeflößt, und ebenso wenig von ihrem in diesem Augenblick zur Reife gediehenen Entschluß, den König unverweilt mit einem Kniefall um Schutz gegen die fernere Bewerbung des gehaßten Mannes zu bitten. Inzwischen war des Grafen Benehmen ganz anders, als sie erwartete, und hätte Isabelle über seine frühere Handlungsweise irgend getäuscht werden, hätte sich irgend ein anderes Gefühl als das der Abneigung gegen ihn in ihrem Busen entwickeln können, so wäre dies Betragen es gewesen, was ihre Achtung in gewisser Weise wieder zu gewinnen vermocht hätte.

Er näherte sich ihr mit ernster, fast melancholischer Miene. Nach einer Verbeugung vor der Prinzessin wendete er sich alsbald an Isabellen und sagte nicht gerade leise und geheim, aber doch etwas unter dem gerade herrschenden Conversationstone: „Ich bedaure, Euch körperlich und geistig leiden zu sehen, Fräulein von Brienne. Aber ich kann Euch versichern, daß ich Euern Schmerz um einen Mann theile, der — nein, laßt die ungeduldige Bewegung, bedenkt, daß wir Freunde waren, ehedenn Rivalen, und daß sich dergleichen alte Neigungen nicht so leicht abschütteln lassen.

Isabellens Augen füllten sich mit Thränen, sie schwieg

und erkämpfte sich Fassung, während Margarethe, vielleicht in Folge erhaltener Weisung, dem Grafen Platz machend, sich abgewandt mit ihrem kleinen Bruder Heinrich beschäftigte.

Der Graf verlor die Gelegenheit nicht, er bemühte sich über eine Stunde, Isabellen ins Gespräch zu ziehen, aber alles war vergeblich, sie schwieg und blieb verschlossen, indem die bloße Gegenwart eines mit dem Tode des Geliebten in unglücklicher Beziehung stehenden Mannes genügte, ihr jede Kraft und Lust zum Sprechen zu benehmen. Konnte sie eine Antwort nicht verweigern, so that sie es kurz und einsylbig, und berührte der Graf, wie es zweimal geschah, den traurigen Gegenstand, der Beide zunächst beschäftigte, so äußerte sie sich auf eine Weise, die ihn zu augenblicklichem Abbrechen nöthigte.

Endlich kam der König zurück, und nach seiner Miene zu schließen war sein Geschäft nichts weniger als erfreulicher Natur gewesen. Seine Stirne war schwer und zusammengezogen, die Wange mit einem leisen Anflug von Röthe überlaufen, doch waren diese Zeichen von Entrüstung bei seinem Eintritt schon auf dem Rückzuge begriffen und in Kurzem gänzlich verschwunden. Unter den Ersten, die er anredete, befand sich Graf Meyrand; der Monarch benahm sich dabei familiär, obwohl ernst. Er war vom Marschall von Vieilleville begleitet, der, während Heinrich sich mit Meyrand beschäftigte, ein paar gütige Worte an Isabellen richtete, und dem Grafen einige nicht sonderlich freundliche Blicke zuwarf.

In diesem Augenblicke kam Isabelle auf den Gedanken, Herrn von Vieilleville um seinen Beistand in ihrer Angelegenheit zu bitten. Er hatte sich seit ihrer Ankunft äußerst gütig gegen sie benommen, und seine Tochter, die Gesellschafterin der Prinzessin Claudia, hatte ihr zu besonderem Troste gedient. Sie beschloß, ihn sogleich anzugehen, und die Gelegenheit war günstig. Kein Auge war in diesem Moment auf sie gerichtet, der König sprach mit dem Grafen, die rechte Schulter gegen sie gewandt; daher begann Isabella, statt die höfliche Nachfrage des Marschalls zu erwiedern, mit den Worten: „Ach, Herr von Vieilleville, ich bitt' Euch, bewirkt mir Gehör bei dem Könige und zwar möglichst bald, und wolltet Ihr dabei gegenwärtig seyn, und mein Gesuch bei Seiner Majestät unterstützen, so wäre ich nicht ohne Hoffnung, denn in Wahrheit“ — dabei glitten ihre Augen auf Graf Meyrand — „in Wahrheit, wenn es so fortgeht, bricht mein Herz.“

„Ich fürchte, es ist unmöglich vor morgen früh,“ erwiederte Vieilleville, „Seine Majestät reitet augenblicklich aus, und für den Abend sind schon zu viele Arbeiten aufgehäuft.“

„Laßt es wenigstens so bald als möglich seyn,“ flüsterte Isabella, „und versagt mir Eure Stimme, Euren Beistand nicht, Herr von Vieilleville, ich bitt' Euch!“

Der Marschall mußte die Antwort schuldig bleiben, denn in diesem Augenblick wendete sich der König um, indem er schließlich zu dem Grafen sagte: „Jedenfalls findet

Euch morgen Mittag ein, Herr von Meyrand, ich denke, ich habe wichtige Neuigkeiten für Euch."

Der Graf verneigte sich tief und sagte Gehorsam zu, und Heinrich wendete sich gegen Isabellen mit jener Hofmannsmiene, die, mag sie unrecht seyn, doch immer gefällt. Er dankte ihr für ihr gütiges Verweilen, für ihre Theilnahme an der Gesellschaft, obwohl er nur zu gut wußte, daß das schöne, unglückliche Kind keine andere Wahl gehabt hatte, als dem Befehl zu gehorchen. Der König meinte es freilich gut, und Isabella fühlte das, aber von schwerem Kummer heimgesucht gleicht das menschliche Herz einem fein gestimmten Instrument, dem die leiseste Berührung einen Ton entlockt. Sucht nun eine minder vorsichtige Hand eine heitere Note zu greifen, so mag sie gar leicht unharmonische Töne hervorbringen, die das Ganze in völlige Dissonanz verwandeln.

Heinrich sah die schweren Tropfen an den dunkeln Wimpern; wohl wissend, daß Ein Wort mehr sie überfließen machen würde, wandte er sich anderswohin, und bald darauf hatte die Gesellschaft ein Ende.

Isabella zog sich auf ihr Zimmer zurück und genoß ein paar Stunden ungestörter Ruhe. Sie sah vom Fenster aus den heitern Jagdzug Heinrichs und seiner Höflinge nach dem benachbarten Forste. Da bewegten sich manchfache Gruppen dahin und dorthin, Hörnerklang und Hundegebell mischte sich durch einander, und Isabellen war es in ihrer Einsamkeit nicht anders, als würden ihr alle menschliche Wesen mit jedem Augenblick mehr und mehr zuwider.

In diesem ungünstigen Zeitpunkte gieng die Tapetenthür auf, und mit großem Erstaunen und Unwillen sah sie den Grafen von Meyrand vor sich. Sie betrachtete ihn schweigend, als er die Thüre hinter sich zudrückte und auf sie zukam. Allein, obwohl ihm nicht entgehen konnte, wie unwillkommen sein Besuch war, war er doch keinen Augenblick verlegen; auch verlor er die Zeit nicht mit Entschuldigungen, sondern er näherte sich ihrem Sitze, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und sagte mit der Miene tiefer Bekümmerniß: „ich komme allein, Fräulein von Brienne, Euch um Verzeihung zu bitten für alles Uebel, das ich gethan. Eure Vergebung zu erflehen für die Pein, die ich Euch verursacht, anzuerkennen, daß ich in manchen Dingen unrecht, sehr unrecht gehabt habe."

„Dergleichen Anerkennungen, mein Herr," erwiederte Isabella kalt, „mögen Eurem eigenen Herzen zur Erleichterung dienen, aber ich trage darnach kein Verlangen. Was die Vergebung betrifft, so wird Euch diese vom Grunde meiner Seele zu Theil, wie ich sie Jedem angedeihen lasse, der sich als bitterer Feind gegen mich benommen."

„Nennt mich nicht so!" rief er heftig. „Nennt mich nicht Feind, da mich nur die tiefste, die innigste, leidenschaftlichste Liebe getrieben! O Isabella, wüßtet Ihr, was ich gelitten, könntet Ihr in der kalten Abgemessenheit Eurer eigenen Gefühle das Wesen glühender, durchdringender Leidenschaft begreifen, mit Einem Worte, wäret Ihr vertraut mit dem Gott der Liebe, wenn er ein leidenschaftliches Herz ergreift, Ihr würdet die Raserei meines letzten Benehmens

verstehen, würdet Entschuldigungsgründe finden, würdet einsehen, wie und warum ich zu solchen Mitteln griff, um die Hand des geliebten Wesens zu gewinnen. Ja, Ihr würdet's begreifen, entschuldigen, verzeihen, bemitleiden. — Nein, bleibt, Fräulein, bleibt — wie? hab' ich Euch etwa wieder beleidigt?"

„Erwähnung einer unerwiederten Leidenschaft," sagte Isabella, „und die ich mir ein für allemal verbeten, ist Beleidigung der verwittweten Neigung meines Herzens. Ueberdieß ist es eine Leidenschaft, die nicht die Früchte der Liebe getrieben, sondern eine bitterere Erndte getragen, als je der schwärzeste Haß vermocht hätte. Ich bestehe auf Eurer Entfernung, oder ich ich rufe Denen, die an diesem Orte wenigstens mir ihren Schutz nicht versagen."

„Nein," sagte Meyrand, sie sanft zurückhaltend: „ich bitt' Euch, bleibt, ich gehe augenblicklich selbst. Ich kam nicht in der Absicht, meiner Liebe zu erwähnen, Eure Worte riefen unwillkürlich Gefühle in mir hervor, die ich gern im Herzen verschlossen gehalten hätte. Ich werde nicht wieder beleidigen, ich wollte Euch nur von meiner Sinnesänderung versichern, wollt' Euch meinen tiefen Kummer über das Vergangene ausdrücken. Gewiß sollt Ihr nie mehr Gelegenheit haben, mich in einem andern Lichte als dem eines aufrichtigen Freundes zu sehen, wofern Ihr mir vergeben und die Aufrichtigkeit Eurer Vergebung durch die That beweisen wollt. Meine Bitte, denk' ich, sollte geneigtes Gehör finden, ich wünsche nur das, verschont mich mit dem kalten, zurückstoßenden Benehmen, wie es mir vor wenig Stunden zu

Theil ward. Erlaubt mir den Zutritt als gewöhnlichem Bekannten, laßt mich wenigstens die Töne Eurer Stimme hören, zu Zeiten ein Lächeln von Euren Lippen gewinnen, und vergönnt, daß ich nicht länger ausgeschlossen sey von jener Glückseligkeit, die Euer Umgang Jedem bereitet. Und warum sollte meine tiefe, innige, unwandelbare Neigung eine so schwere Strafe verdienen, diese Neigung, die, wie Ihr seht, mein ganzes Wesen verwandelt, mich aufgeschüttelt hat aus jener Gleichgültigkeit, dem Erbtheil meiner innersten Natur, mich begabt hat mit der Heftigkeit, dem Ungestüm eines Knaben?"

„All das ist vergeblich, mein Herr," sagte Isabella, „und ich bestehe wiederholt auf Eurer Entfernung. Es freut mich, daß Ihr Eure böse That bereut, und ich hoffe, Eure Reue wird aufrichtig seyn. Ich vergeb' Euch von Herzen den Kummer, den Ihr mir bereitet, aber mehr kann ich Euch nicht versprechen, als daß mein Benehmen bei zufälliger Begegnung sich nach dem Euren richten wird. Verschont Ihr mich wirklich künftighin, wie Ihr versprecht, mit beleidigenden Anträgen, so werde ich die Gefühle zurückzuhalten wissen, die mir Euer früheres Benehmen einflößen mußte. Sobald Ihr mich aber auch nur mit Einem Worte mit Aeußerung jener Wünsche kränkt, die soviel Elend über mich gebracht haben, betrachte und behandle ich Euch als den bittersten Feind, mit dem mich das Verhängniß jemals heimgesucht. Nun bitt' ich auf's Neue, befreit mich von Eurer Gegenwart, und kein Wort mehr über diesen Gegenstand."

Der Graf sah ihre Entschlossenheit und zog sich mit

Wiederholung der frühern Betheurungen zurück. Im Vorzimmer hielt er eine Weile an, mit mürrischer Miene zu Boden blickend. „Wirds helfen?“ murmelte er vor sich hin, „wird's helfen? Sie scheint fest wie Eisen — ich zweifle daran, selbst mit des Königs Beistand.“

Ein paar Schritte vorwärts und er befand sich in einer der langen Palastgallerien mit hohen, manchfach bemalten Fenstern auf der einen Seite, durch welche ein helles, buntschecktiges Licht eindrang. Hier hielt er, in das vorige träumerische Wesen verfallend, an, während eine andere männliche Gestalt, von dem entgegengesetzten Ende der Gallerie herkommend, sich mit jenem stillen, verstohlenen Schritte näherte, der sich nicht durch den leisesten Ton des Auftretens ankündigt.

Erst der das Licht kreuzende Schlagschatten brachte den Grafen zu sich. Er sah auf und rief: „Ha, Herr von Masseran. Ihr kommt wie gerufen.“

„Gewiß nicht mehr, als Ihr, Graf Meyrand,“ erwiederte der Andere mit übersüßem Lächeln. „Ich habe noch nichts von Euren heutigen Progressen gehört. Nur soviel weiß ich, daß Euch Gelegenheit gemacht wurde.“

„Die sich ziemlich unwirksam erwiesen,“ versetzte der Graf. „Ich sah sie zwar diesen Morgen bei Hofe, wie Ihr wißt, aber sie war kalt wie Eis. Diesen Nachmittag paßt' ich meine Zeit ab, und traf sie so eben allein. Euren Winken gemäß gab ich ihr mein herzliches Bedauern über das Vergangene zu erkennen, gelobte heilig, mich für die Zukunft jeder

Unbill zu enthalten, bat sie einzig, meine Gegenwart und Umgang mit ganz gewöhnlicher Höflichkeit zu dulden und —"

„Aber erwähntet Ihr Eurer unwandelbaren Liebe?" fragte der Gebieter von Masseran. „Spracht Ihr von Eurer leidenschaftlichen Neigung? Sagtet Ihr, daß —".

„O freilich," unterbrach ihn der Graf. „All das sagte ich ihr und noch mehr — ich sprach heftig, ungestüm, denn beim Himmel da sagt' ich nichts als Wahrheit."

„Und was erwiederte sie?" fragte der Rathgeber. „Gab sie nach? Antwortete sie günstig?"

„Nichts weniger als das," war die Antwort. „Sie sprach allerdings eine eisige Vergebung aus in harten frostigen Worten. Als ich aber mehr sagen wollte von meiner Leidenschaft, als ich das Geschehene mit meiner glühenden Leidenschaft entschuldigte, erhob sie sich entrüstet, um ihren Leuten zu rufen. Zwar sucht' ich sie zu besänftigen, zu beruhigen, gewann aber nichts weiter, als die Wiederholung derselben frostigen Vergebung und das Versprechen, ihr Benehmen nach dem meinigen abzumessen, mit einer Drohung, falls ich je wieder des Worts Liebe gegen sie erwähnen würde.".

„Und was wollt Ihr mehr, lieber Graf?" fragte Masseran mit bedeutungsvollem Lächeln. „Ihr Benehmen nach dem Eurigen abmessen! Ha, ha, ha! da habt Ihr den besten Maaßstab für das Eure. Ein paar Tage die Schranken der Etikette beobachtet, dann ihr zugesetzt und zwar warm und so immer wärmer. Meiner Treu, dergleichen Sünden vergeben sich von Tag zu Tag leichter. In der Frühe ver-

letzt Ihr sie mit Eurem Liebesantrage, dann knieet Ihr zu ihren Füßen und fleht um Pardon, benetzt den halben Abend über ihre Hand mit Thränen, trocknet diese wieder mit Euren Küssen, und erhaltet aufs Neue Verzeihung. Ist das weibliche Herz ein so neues Studium für Euch, daß Ihr nicht wißt, wie sie mit ihren Worten darüber was Ihr nicht sollt, Euch in Wirklichkeit anweist was Ihr thun sollt? Daß man in Liebesangelegenheiten die Sprache der Weiber auslegen muß wie die Morgenträume, nämlich umgekehrt?"

„Ihr mögt Recht haben," versetzte der Graf, „denn die Wahrheit zu sagen, mein guter Herr, in Liebesangelegenheiten benimmt sich der Mann wie der Spieler. So lange dieser kalt und ruhig bleibt, thun Kunst und Erfahrung ihre Wirkung; wird er hitzig und interessirt, so sieht er nichts als den Gegenstand vor ihm und verliert die sich bietenden Chancen."

„Jedenfalls," sagte der Marquis, „habt Ihr Euren Vortheil gewonnen, und während Ihr das Spiel verloren gabt, wart Ihr glücklicher als sich erwarten ließ. Statt Euch zu meiden und vorweg jede Gelegenheit zu Fortsetzung Eurer Bewerbung abzuschneiden, will sie Euch höflich als Bekannten behandeln. Nun liegt's zunächst an Euch, wenn sie Euch nicht bald mit der Rücksicht eines Freundes aufnimmt und endlich der Neigung eines Liebhabers nachgibt. Ich bin gerade auf dem Wege zu ihr, und werde nicht ermangeln, Eurer Bewerbung Vorschub zu leisten. Aber vergeßt nicht," setzte er lachend hinzu, „im Fall des Gelingens

baut Ihr mir den Thurm wieder auf, der uns durch seinen Einsturz so gute Dienste geleistet."

„In diesem Fall soll's an einem Dutzend Thürme nicht fehlen," antwortete Graf Meyrand, „und warum sollt's nicht gelingen? Ist sie ja doch nur ein Weib, und die sind sich alle gleich."

Sie schieden, und der Marquis begab sich nach Isabellens Zimmer. Wir begleiten ihn um zu sehen, wie ferne seine Worte mit seinen Handlungen übereinstimmen. Nach einer kurzen, der Sammlung gewidmeten Pause im Vorzimmer, trat er rasch ein, als gält' es dringende Eile. Er näherte sich Isabellen und redete sie wie gewöhnlich äußerst abgemessen und ohne eine Spur des vertrauten Verhältnisses, zu dem ihn die nahe Verbindung berechtigt hätte, an. „So eben traf ich Graf Meyrand, ich fürchte, Fräulein, er hat Euch ungelegene Störung verursacht?"

„Allerdings," war Isabellens Antwort. „Er hat mir aber aufs Feierlichste gelobt, mich künftig nicht mehr zu behelligen, mir überhaupt nie mehr Grund zur Klage zu geben."

Die Lippe des edlen Herrn zog sich zu einem höhnischen Lächeln in die Höhe, und er verzögerte absichtlich seine Antwort um ein paar Minuten. „Seyd Ihr mit dieser Zusage zufrieden," begann er endlich, „so hab' ich keinen Grund zur Einsprache, denn es geht dann natürlich auf meinen Wunsch hinaus: daß Ihr ihm Eure Hand reichen mögt."

Isabella starrte ihn an mit dem vollen Blicke des Er-

staunens und Abscheus. „Was meint Ihr damit?" fragte sie endlich.

„Einfach das," versetzte er, „daß Graf Meyrand nun auf dem rechten Wege ist, und nothwendig reussiren muß. Er war lange genug auf dem unrechten, und dabei so hartnäckig, daß er mich beinahe mit sich zu Grunde richtete."

„Ich versteh' Euch nicht," erwiederte Isabella ungeduldig. „Wie konnte er Euch zu Grunde richten? Mich hat er freilich sehr unglücklich gemacht."

„Und mich beinah ruinirt," versetzte Masseran, „indem ich mich zu Gunsten seiner Liebe zu tausend Dingen verleiten ließ, an die ich sonst nie gedacht hätte. Ihr könnt doch unmöglich alle seine abenteuerlichen, gefährlichen Plane auch nur einen Augenblick mir zur Last legen. Ich hatte ja kein Interesse dabei, und kann zu jeder Zeit beweisen, daß Alles von ihm ausging."

Isabella schlug nachdenklich die Augen zu Boden und der Marquis, welcher seine Gründe hatte, zu bezweifeln, daß sie ihn für gutmüthig und edel genug halten würde, um seiner Handlungsweise andere, als selbstsüchtige Motive unterzulegen," fuhr leiser fort: „freilich hat er mich gewissermaßen in seiner Gewalt, und ich konnt' es nicht wohl abschlagen. Sonst hätt' ich sicher niemals eingewilligt."

„Und darf ich fragen, gnädiger Herr," sagte Isabella, ihn ins Auge fassend, „was Ihr vorhin damit sagen wolltet: der Graf sey nun auf dem rechten Wege und müsse reussiren."

Sein Gesicht, bisher ernst, überzog sich mit einem ru-

higen Lächeln, indem er erwiederte: „nichts weiter, als daß er nun auf dem Wege der Sanftmuth und gewinnender Artigkeit ist, der uns ohne Zwang zum Ziele führt. Wer sah jemals den Vogelsteller sich nach Löwenart auf die Beute stürzen? Der schleicht stille herbei und faßt sie durch Ueberraschung. Gerade so gelingts dem Manne mit dem weiblichen Herzen. Ueberdieß besitzt er einen Einfluß, eine Gewalt, der Ihr nicht wohl widerstehen könnt. Zwar möchte der König Eurer Neigung keine Gewalt anthun, dennoch aber unterstützt er den Grafen in seiner Bewerbung, und wahrscheinlich kommt der Rath der Mäßigung von ihm selbst — denn Heinrich, das glaubt mir, ist in solchen Dingen ein ausgelernter Meister. Vielleicht merkt auch der König, daß es Euch mit dem Kloster nicht recht Ernst ist, deßhalb möchte er die Sache schicklichkeitshalber ein paar Monate hinausziehen, nach deren Ablauf er mittelst huldreicher Anwendung seiner Autorität den Grafen mit Eurer Hand beglücken wird. Mittlerweile wird Euch Meyrand äußerst sanft und zart behandeln, wird Euch Anfangs nichts weniger als zusetzen, allmählig aber wird er vom Freunde in den Liebhaber übergehen, und dann mögt Ihr ihn sonder Zweifel feurig genug finden."

Isabella ward leichenblaß, das Athmen wurde ihr beinahe unmöglich, endlich winkte sie ihm mit der Hand Stille zu und sagte mit äußerster Anstrengung: „es wird mir ohnmächtig, mein Herr — ich bitte, schickt nach meinen Frauen — ein andermal, wenn mir besser ist."

Der Marquis sah seine Absicht erreicht, er eilte, schein

bar in großer Bestürzung und Bekümmerniß, aus dem Zimmer, weiblichen Beistand zu rufen. Isabellens Mädchen stürzten herein und fanden ihre Herrin vom Stuhl auf den Boden gesunken. Doch lag sie nicht völlig in Ohnmacht, und als sie sie aufrichteten, brach sie convulsivisch in Thränen aus, durch die sie sich etwas erleichtert fühlte.

„Da ist keine Zeit zu verlieren," sagte sie zu sich, nachdem sie sich etwas erholt, und troz alles Abrathens ihrer dienstbaren Gefährtinnen, schrieb sie alsbald einige Zeilen an den Marschall von Vielleville, mit der Bitte, ihr doch ja in kürzester Frist eine Audienz beim Könige zu erwirken. „Sie sollen über meine Wünsche nicht im Zweifel bleiben," sagte sie zu sich selbst „es ist eine Bitte, die noch niemals verweigert ward."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der König sprach gerade mit dem Dauphin Franz, als Isabella, vom Marschall von Vielleville begleitet, am folgenden Morgen um neun Uhr das königliche Kabinet betrat. Der Prinz stand neben der Thüre, unbedeckten Haupts, und hatte augenscheinlich so eben eine Schlußfrage an seinen Vater gerichtet, auf welche dieser antwortete: „In keinem Fall! Gib ihm meinen Befehl zu erkennen, Franz. Er ist in des Königs Gewalt und Niemand soll entscheiden, als ich. Nun thu, wie ich Dir sagte."

Der Dauphin entfernte sich mit einer Verbeugung und Heinrich, zu Isabellen sich wendend, bewillkommte sie mit einem huldreichen Lächeln, das ihr gute Hoffnung gab auf geneigtes Gehör.

„Euer Gönner, der Herr von Vieilleville," begann der König, „hat mir Euer Anliegen berichtet, mein schönes Kind; Ihr wünscht in einer wichtigen Angelegenheit mit mir zu sprechen. Ich glaubte Eure Sache für den Augenblick beigelegt, gab mich der Hoffnung hin, das Uebrige werde auf sich beruhen können, bis wir, Ihr und ich, reifer darüber nachgedacht hätten. Da Ihr es nun aber wünscht, und ich eine Stunde übrig habe, bin ich bereit, Euch meine volle Aufmerksamkeit zu schenken."

„Euer Majestät ist sehr gnädig," erwiederte Isabella, „und hat sich mir immer sehr gnädig erwiesen. Ich hoffe, Ihr hört mich geduldig an, und verwilligt mir ein Gesuch, das, so viel ich weiß, noch keiner Dame des Königreichs verweigert ward, die darum bitten wollte."

„Nein, nein," fiel ihr der König ins Wort. „Nichts mehr von diesem Gesuch. Um Eurer selbst willen möcht' ich Euch wenigstens ein paar Monate Bedenkzeit geben, und auch wegen eines Dritten, der Euch treulich liebt, wünsch' ich nicht allein dasselbe, sondern es wäre mir überhaupt lieb, wenn Ihr Euch ganz davon abbringen ließet."

Der König konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, aber Isabella erwiederte ernst und traurig: „Ich bitte Eure Majestät, nennt das keine treue Liebe. Er mag lieben, aber er liebt mit Unrecht, und gerade sein Benehmen und die

Erneuerung seiner Hoffnungen legen mir einen ewigen Abschied von der Welt um so dringender ans Herz, als ich nur dadurch seiner Verfolgung entgehen und ihn von der Nichtigkeit seiner Erwartungen überzeugen kann."

„Nein, Ihr seyd wirklich zu streng," sagte der König. „Womit hat er Euch so schwer beleidigt? Suchte er doch nur, was jedem Manne begegnen konnte, sich eines Schatzes zu versichern, der ihm vorenthalten ward."

„Freilich kenne ich den Coder der Ehre zwischen Männern nicht," entgegnete Isabella, deren edle Seele über dieser vermeintlichen Vertheidigung des Unrechts sich ereiferte. „Freilich kenn' ich diesen Coder nicht. Irr' ich nicht, so kämpfen sie und vergießen gegenseitig ihr Blut auf die Anschuldigung unehrenhafter Handlungen, die sie doch jeden Tag begehen. Ich weiß nicht, liegt die Unehre in Begehung der Handlung, oder in der bloßen Beschuldigung. Mich däucht in ersterer, und wenn so, beging Herr von Meyrand durch Lüge, Trug und Verrath an seinem Freunde keine sonderlich ehrenwerthe That. Haltet mir meine Kühnheit zu Gnaden, Sire, aber Ihr fragt ja, welch' großes Unrecht er mir angethan. In meinem frühern Bericht erwähnt' ich mancher Unbill, manch schwarzer, unritterlicher, unehrenwerther That, und hätt' ich Grund, den Fehler mehr in mir, in einer eiteln Schönheit meines Gesichts oder meiner Person zu suchen, als in ihm und in der Verderbniß seines Herzens, so würd' ich mich selbst hassen als Mitschuldige an Dingen, die ich verdamme und verachte. Was die mir persönlich widerfahrene Beleidigung bei all diesen unseligen Handlungen

angeht, so vergeb' ich sie von Herzen, aber der Himmel bewahre mich vor einer Verbindung mit einem Manne, der sich solcher Thaten schuldig macht, denn abgesehen, daß ich ihn niemals lieben könnte, müßt' ich ihn ja verachten. Bedenke doch Euer Majestät, was er gethan, und was ich von ihm leiden müßte," und nun zählte sie ruhig und besonnen das ganze Sündenregister des Grafen, so weit es ihr bekannt, ab.

Es entging ihr hiebei nicht, daß sich der König ihre Bemerkungen über den Grafen wohl zu Herzen nahm, und sie schloß mit den Worten: „Ich bitt' Euer Majestät zu bedenken, daß es keine Anklage seyn soll gegen diesen Edelmann, und daß ich seine Bestrafung nicht verlange. Wie gesagt, vergeb' ich ihm, und zwar ohne Rückhalt, aber ich bitt' Euer Majestät, meinen Fall in huldvollste Erwägung zu ziehen, und mir sogleich die Zuflucht in einem Kloster zu gestatten, das Ihr benennen wollt. Denn wär's Euer königlicher Wille, daß ich während meines Aufenthalts bei Hofe Begegnissen ausgesetzt seyn sollte, wie sie mir gestern widerfuhren, würde mein Herz unter solch' unsäglichem Jammer brechen, und bald würde das Grab meine Zelle seyn."

„Ich bedaure, mein liebes Kind," sagte der König, „daß Euch Meyrand so zuwider ist, noch mehr aber, daß er Euch, wie sich nicht läugnen läßt, Grund genug zum Widerwillen gegeben hat. Ich dränge ihn Euch nicht auf, und deßhalb habt Ihr nicht nöthig, Euch vom Hofe zurückzuziehen. Und warum solltet Ihr, seiner Bewerbung ledig, vor uns fliehen und Eure Reize und Grazien in einem dumpfen

Klcster vergraben? Gibt's ja doch Tausende edelgeborener Männer in Frankreich, die ihr halbes Erbe für ein Lächeln von dieser süßen Lippe geben würden. Diese Klöster rauben uns die Hälfte unserer lieblichsten Damen, und wahrlich, gleich jenem üppigen Ungeheuer, meinem achten Namensbruder von England, hab' ich große Lust alle Klöster und Nonnenanstalten im Königreiche zu unterdrücken. Beim Himmel, ich bin den Klöstern sehr abgeneigt."

„Sprecht nicht so, Sire," entgegnete Isabella. „Sind sie doch die Zuflucht manch zertretenen, gebrochenen Herzens, die Stätte, wo die geheimen Thränen vereitelter Liebe gelinder fließen, der Tempel des heiligen Grams, worin Gott den Menschen von dieser Erde entwöhnt. In ihnen verbirgt das bange Gewissen sein zitternd Haupt, und Buße und Gebet flehen Hoffnung herab vom Himmel. Wohl mögen wir den Mißbrauch der Klöster hassen, Sire; nun aber fühl' ich selbst, wie nothwendig in jedem Lande solche der Einsamkeit geweihte Stätten sind."

„Wir wollen uns in keine politische Diskussion vertiefen," sagte der König lächelnd, „aber gegen Eines hat man sich wohl vorzusehen, gegen die natürliche Unbeständigkeit menschlicher Entschlüsse, und dagegen gibt es kein wirksameres Mittel, als ein angemessener Zeitabschnitt, binnen dessen man sich wohl bedenken mag, ehe man das unwiderrufliche Gelübde ablegt. Das Gesetz verlangt ein Probejahr und hat darin Recht, aber bei Personen, die wir achten und lieben, verlangen wir eine genauere Prüfung, ehe wir das Probejahr beginnen lassen, denn wir kennen die Mittel, womit

man während des Noviziats jeder Sinnesänderung vorzubeugen weiß. Ich komme daher auf meinen alten Punkt: den Grafen Meyrand ganz bei Seite gelassen, gibt's tausend andere Edelgeborene in Frankreich, die bereit sind, als Bewerber um diese schöne Hand aufzutreten. Aus ihnen mögt Ihr einen wählen, der Euch glücklich machen und mit Euch glücklich seyn wird; deßhalb wünsch' ich, daß Ihr Euch Zeit lasset zu einem Schritt und ihn wohl und reiflich überlegt. Die Zeit mag die Wunden heilen, unter denen Ihr gegenwärtig leidet, und wir werden Euch bald als schöne, glückliche Braut sehen."

„Nie, Majestät," versetzte Isabella fest, „ich kann Euch versichern, Ihr irrt Euch. Ich habe kein Herz zu vergeben, und ohne das geb' ich auch nie meine Hand. Hätte mich mein Vater an einen Unbekannten verlobt, an einen Mann, der nach einer Eintagsbekanntschaft, nach dem Wechsel von einem halben Dutzend Worte mir ohne weitere Neigung von meiner Seite zum Gemahl bestimmt worden wäre, möcht' es sich so verhalten, wie Euer Majestät unterstellen. Aber nach dieser von Kindheit an mit mir aufgewachsenen Liebe zu einem Manne, auf den meines Vaters Wahl fiel, weil er ihn im Besitz meiner Neigung wußte, und weil er überzeugt war, daß er mich immer glücklich machen würde, ist meine Seele verwittwet und mein Herz begraben im Grabe dessen, den ich liebte; ich bitte Euer Majestät bei Allem, was Euch bewegen kann, verwilligt mein Gesuch, laßt mich die einzige Stätte suchen, wo ich Ruhe und Frieden hoffen kann."

„Nun wohl,“ sagte der König, die Feder eintauchend, doch nicht ohne ein zweifelhaftes Lächeln und Kopfschütteln, „wenn es nicht anders seyn soll, schöne Isabella, so geb' ich nach. Aber nochmals erlaubt mir die Frage, seyd Ihr wirklich fest und unwandelbar entschlossen? Bedenkt die Veränderungen, welche die Zeit an den menschlichen Entschlüssen bewirkt. Kann gegen Graf Meyrand genügender Beweis geführt werden, so will ich nicht nur seine Bewerbung nicht begünstigen, sondern ich bann' ihn vom Hofe über die Dauer Eures Aufenthalts bei uns. Habt Ihr blos von dieser Seite Besorgnisse, so laßt den Grafen ein für allemal aus dem Spiel, und bedenkt, ob sich Euer Schmerz im Verlaufe der Zeit nicht mildern, Euer Herz sich nicht neuen Gefühlen erschließen, Eure Neigung einen würdigen Nachfolger des verlorenen Freundes finden mag. Sprecht ihr zu, Vieilleville.“

„Verlorene Mühe, Sire,“ erwiederte Isabella etwas verstimmt über das fortwährende Lächeln auf Heinrichs Gesicht, das ihr Affektation vorzuwerfen schien. „Könnte mich irgend eine Stimme bewegen, so wäre es die Eurer Majestät, aber mein Entschluß steht fest, und ich gelobe hoch und theuer, meine Hand soll nie einem Manne auf dieser Erde zu Theil werden! Dazu verpflicht' ich mich sonder allen Widerruf.“

„Nun, wenn es so aussieht,“ versetzte Heinrich, „hab' ich nichts weiter zu thun, als meine Einwilligung zu geben.“ Er setzte sich nieder und warf einige Zeilen auf das vor ihm liegende Papier. Dann hob er es auf und las: „Ich gebe

hiemit dem Fräulein Isabella von Brienne volle Ermächtigung und Erlaubniß zum Eintritt in ein beliebiges Nonnenkloster oder Kanonissinnen-Convent unter Vorbehalt des Noviziats und aller dem Landesgesetz und den Statuten und Ordonnanzen der gewählten Gesellschaft vorgeschriebenen, vorbereitenden Regeln und Bedingungen."

Aber immer noch hielt er das Papier in Händen und fuhr endlich fort: „und doch geb' ichs äußerst ungern."

„Ich bitte Euch flehentlich darum, Sire," sagte Isabella, die in diesem Augenblick den Besitz des Papiers als die große Bürgschaft für den Frieden und die Ruhe ihres Lebens betrachtete.

„Nur noch einen Augenblick Geduld," sagte der König, „ich kenne einen Edelmann, der meine volle Achtung besitzt. Mit erlauchter Abkunft — er gehört einer der edelsten, fürstlichen Familien Frankreichs an, deren Zweige zum Theil mit unserem königlichen Hause selbst verwandt sind — verbindet er Schönheit, Tapferkeit und die Gabe des Gefallens in so hohem Grade, daß wohl kein Frauenherz ihm lange widerstehen kann. Ich meine von frühern Zeiten her zu wissen, daß der Anblick der schönen Isabella von Brienne seinen Augen besonders wohl that; gewiß hielte er sich für den glücklichsten Mann in Frankreich, könnte er sie von ihrer Leidenschaft für die Nonnenklöster heilen. Ich will nur —"

„Nein, nein! ich bitt' Euch, Sire!" rief Isabella, sich vor ihm auf die Kniee werfend. „Schont meiner, schont

meiner!" Aber Heinrich machte sich sanft von ihr los und verließ das Kabinet.

Isabella rang die Hände. „O mein Herr," sagte sie zu Herrn Vieilleville, „ein neuer Jammer, den der König über mich bringt."

Der Marschall suchte sie mit der Versicherung zu trösten, daß der König es gut mit ihr meine, und ihr über einen gewissen Punkt hinaus keinen Zwang anthun wolle. Allein er beobachtete dabei jene ernste feierliche Haltung, die ihr seine Trostgründe etwas verdächtig machte, als möge er ihnen wohl selbst wenig Glauben schenken. Ihr Herz klopfte heftig vor Kümmerniß und Bangigkeit, und sie konnte sich kaum einer Thränenfluth erwehren, als sie Heinrichs Schritte mit denen eines Dritten dem Kabinete näher kommen hörte. Ein furchtbarer Kampf erhob sich in ihrem Innern, es galt, ihrer Gefühle Meister zu werden, und zugleich hinlängliche Kraft zu einem entschiedenem Benehmen zu sammeln. Aber ehe sie sich auf mehr besinnen konnte, als auf den allgemeinen Vorsatz, ihren unwandelbaren Entschluß in der kräftigsten Sprache auszudrücken, ging die Thüre auf. Sie bot derselben noch immer den Rücken, ihre Augen suchten den Boden, als wollten sie den unwillkommenen Bewerber jetzt und immer vermeiden, und sie wich nur um einen Schritt zurück, um dem Monarchen den Weg zu seinem Sitz nicht zu versperren.

Kaum aber war der König an ihr vorüber, so legte sich die Hand eines Dritten auf ihren Arm und eine Stimme hinter ihr sagte: „Isabella!"

Sie fuhr zurück, sah sich um, schlug die Augen empor und fiel mit einem langen, lauten Schrei, ehe sie Jemand auffangen konnte, bewußtlos zu Boden.

„Guter Gott, ich hab's zuweit getrieben!" rief der König, vorwärts stürzend und mit eigenen Händen ihr Haupt aufzurichten bemüht.

„Nichts weiter als eine Ohnmacht, Sire," sagte Vieilleville, „ich eile und rufe einen Arzt."

„Nein, nein," sagte der König, „holt etwas Wasser, aber sagt keinem Menschen ein Wort davon. Da ist noch viel zu thun, und wir müssen vorsichtig zu Werke gehen. — Seht, sie kommt zu sich."

Als Isabella die Augen aufschlug, fielen sie zunächst auf Bernhard von Rohan, und ihr erster Gruß bei wiederkehrender Besinnung war der warme Kuß tiefer, ewiger Neigung. Noch immer lag sie auf dem Fußboden, das Haupt durch purpurfarbene Sammtkissen, die Schultern durch Bernhards linken Arm gestützt, während ihre Rechte zärtlich in der Seinen ruhte.

Wozu eine Beschreibung dieser Scene, der Gefühle unserer Liebenden, der gegenseitigen Worte, nachdem Isabella die Sprache wieder gefunden, der bewältigenden Freude, die ihr nun lohnend für all den erduldeten Jammer zu Theil ward? Oft begegnet es uns im Leben, daß wir die Stärke näherer Neigungen erst durch eine schwere Probe inne werden. Liebe und wohl auch Haß ruhen schlummernd in der Tiefe des Herzens, dem Schein nach ohne Kraft und Vermögen, bis der Genius oder Feind, plötzlich ins Leben ge-

rufen, mit mehr als gigantischer Stärke sich erhebt. Isabella hatte nun die Macht ihrer Neigung kennen gelernt, und obwohl Bernhard sie immer zärtlich, liebevoll, aufopfernd gefunden, ward ihm doch erst in diesem Augenblick die volle Gluth und Innigkeit des Gefühls zu Theil, das er selbst gegen Isabellen empfand. Sie hing sich an diese Brust, die sie vor Kurzem noch auf immer verloren gehalten hatte, sah ihm mit Blicken der tiefsten, innigsten Neigung ins Auge, verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Alle Merkmale und Zeichen des Entzückens und der Liebe, wie sie die menschliche Natur nur immer entfalten kann, vom Lächeln der Freude bis zu ihren Thränen, wurde ihm als Willkomm bei seiner Auferstehung zu Theil — und er war sehr glücklich.

Die Liebenden fanden sich bei Isabellens Erwachen allein, denn Heinrich hatte sich aus angeborener Herzensgüte mit dem Marschall zurückgezogen, um sie ganz ungestört dem Genuß des Wiedersehens zu überlassen. Inzwischen trat der König bald wieder ein, er setzte sich an den Tisch, sah Isabellen lächelnd an und sagte: „Nun, mein rasches Fräulein, des Königs Erlaubniß zum Eintritt in ein Kloster wäre vorhanden. Ihr nanntet Euren Entschluß unwiderruflich, schwurt, keinem Manne jemals die Hand zu reichen; was soll ich davon denken?“

Isabella schlug die Augen nieder, die sich aber bald mit heiterem Lächeln emporrichteten, während sich ihre Wangen mit einer warmen Röthe überzogen. Sie erwiederte: „ich habe ihm bereits meine Hand gereicht, Sire.“

Eine leichte Wolke kam über des Königs Stirne, und mit dem scharfen Auge der Liebe erkannte Isabella augenblicklich, daß der Geist des Widerspruchs und der Gewalt in Heinrichs Busen lebendig werden könnte; wenn sie dem königlichen Edikte zum Trotz ihrer Heirath mit Bernhard den Namen einer gesetzlichen gäbe. Deßhalb setzte sie hinzu: „ich hoffe, Euer Majestät Einwilligung diesesmal leichter zu erhalten, als bei Gelegenheit meiner früheren Petition, die ich nun zurücknehme."

„Wohl und weislich gesprochen, schöne Dame," sagte der König, indem seine gute Laune zurückkehrte. „Euch aber hab' ich einen Verweis zu geben," fügte er gegen Rohan bei, „und zwar wegen der geheimen, ohne gesetzliche Sanktion vorgenommenen Trauung, die, wie Ihr bereits wißt, null und nichtig ist. Allein Ihr sollt Verzeihung erhalten in Betracht Eurer guten Dienste in Piemont, und Euer Anspruch auf ihre Hand soll in günstige Erwägung gezogen werden."

Vielleicht fühlte sich Bernhard weniger geneigt zur Unterwerfung unter den königlichen Willen, als Isabella, allein es half nun einmal nichts, und er bequemte sich, doch nicht ohne einen Versuch zu seiner Rechtfertigung damit zu verbinden. „Ich habe das Vertrauen, Sire," begann er, „Euer Majestät gnädige Gunst werde mich nach so vielen Leiden endlich glücklich machen. Auch möcht' ich Euch bitten, meine Handlungsweise milder anzusehen, als sie Euch vorgestellt worden seyn mag. Nach Allem, was ich von Herrn von Masseran sah, nach Allem, was mir Herr von Brissac

von dessen zweifelhafter Treue gegen Eure Majestät mitgetheilt, nach Allem, was mir Isabella von seinen Planen und Absichten zu wissen that, glaubte ich, vielleicht mit Unrecht, keinen Augenblick verlieren zu dürfen, die Geliebte dem ihr auferlegten Zwange zu entziehen. Dazu aber gab es nur Ein Mittel, Möglichmachung ihrer Entweichung vom Schlosse und augenblickliche Flucht mit ihr. Aber wie vielen übeln, ungerechten Nachreden sah sie sich ausgesetzt, wenn sie nicht vorher meine Gemahlin ward! Ich hatte ihres Vaters feierliche schriftliche Einwilligung, die Mutter wußte es, ohne jemals ihre Stimme dagegen erhoben zu haben, und so konnt' ich mich wohl dem Glauben hingeben, die Billigung beider Eltern zu haben. Weit entfernt, Euer Majestät Autorität hintansetzen zu wollen, war's, wie ich Euch aufs Feierlichste versichere, unsere Absicht, unverzüglich an Euren Hof zu eilen und zu Euren Füßen Eure Billigung zu erflehen. Unter diesen Umständen vertrau' ich Eurer huldvollen Verzeihung, sowie, daß Ihr mit derselben edlen Herzensgüte, womit Ihr uns sobald wieder vereinigt, durch Euern Königlichen Willen die bereits erfolgte Trauung bestätigen werdet."

„Gott ist dem großmüthigen Geber hold, lieber junger Freund," erwiederte der König, „und trotz der Geneigtheit der menschlichen Natur, ihren Gunstbezeugungen durch affectirtes Zaudern und Zögern und hiedurch erregte Ungeduld und Bekümmerniß selbst bei ihren Lieblingen höhere Geltung zu verschaffen, würd' ich dieß im vorliegenden Fall unterlassen, läge die Verwilligung Eurer Bitte irgend im Bereiche

der Möglichkeit. Das Edikt, welches solche Ehen annullirt, ist nun einmal Landesgesetz geworden, und um Gesetze ist's eine gar feierliche Sache. Man darf nicht damit spielen, darf sie nicht heute erlassen, um sie morgen zu widerrufen, zu verändern, zu verbessern, weil etwa Unwissenheit und Einfalt Fehler in ihrer ursprünglichen Anlage erzeugt, oder weil Laune und Unbeständigkeit einen Meinungswechsel verursacht. Dieses Gesetz ward gar lange bedacht und nur mit Widerstreben im Hinblick auf seine absolute Nothwendigkeit erlassen. Ihr müßt daher Eure Trauung als nichtig betrachten; da ich aber vollkommen überzeugt bin, daß Ihr bei diesem Act keine schlimme Absicht hattet und da der väterliche Wille, verbunden mit des Fräuleins Neigung und der Zustimmung des Bruders den unvernünftigen Widerspruch der Mutter entkräften muß, so soll Eure Vermählung in Bälde Statt haben und zwar mit meinem vollen Willen und Billigen. Mittlerweile, Herr von Rohan, seyd Ihr unser Gast zu Fontainebleau, und stell' ich die Ehre des schönen Fräuleins unter Eure Obhut und Wache, so weiß ich, daß ich einem Felsen vertraue, der nicht zu erschüttern ist."

Bernhard und Isabella küßten dem Könige mit inniger Dankbarkeit für seine Güte die Hand und wollten sich gerade zurückziehen, als ein Page eintrat und den Grafen Meyrand meldete mit den Worten: „Der Graf von Meyrand, Sire, ist draußen in Folge des gestern erhaltenen Befehls."

Bernhards Auge erglühte. „Ich bitt' Euer Majestät," sagte er, „laßt mich mit diesem schändlichen Manne nach Edelmanns und Soldaten Weise verfahren."

Aber Isabella warf sich dem Könige zu Füßen mit den Worten: „Ach nein, Sire! unter dem Schutze eines mächtigen Arms kann er uns fürder kein Leid zufügen. Befehlt Bernharden, ihm zu vergeben, wie ich thue. Laßt diese Hand nun bald durch Eure Gnade am Altar mit der meinen vereint, laßt diese edle Hand, die bisher nur das Blut Eurer Feinde vergoß, sich nicht beflecken mit dem Blute eines Mitbürgers."

„Sie hat Recht, Herr von Rohan," sagte der König, „und bestärkt mich in meinem frühern Entschlusse. Natürlich hinterbrachte Euch der Dauphin diesen Morgen meine Botschaft. Dabei hat es ein für allemal sein Verbleiben, und bedenkt wohl, verletzt Ihr unter irgend einem Vorwande meinen Befehl, und zieht das Schwert gegen Graf Meyrand, so nehm' ich mein Versprechen zurück und das Fräulein wird nie die Eure, so lange ich König von Frankreich bin. Das gelob' ich mit meinem königlichen Worte! Ich selbst will mit Graf Meyrand richten, seine Handlungen verdienen eher Züchtigung vom Prevôt, als die ritterliche Strafe, die Ihr im Sinne habt. Gegenwärtig will ich ihn nicht sehen, aber ein paar Stunden später werd' ich in Gegenwart meines Sohnes und einiger Andern sein Benehmen untersuchen, und Euch dazu vorladen. Vorläufig begebt Ihr Euch mit Herrn von Vieilleville in dessen Gemächer, und ich denke, bei dem Vielen, was Ihr einander zu sagen habt, wird Euch und dem Fräulein die Zeit nicht lange werden."

Dem letzten Theil des königlichen Befehls gehorchte

Bernhard gar gerne, und obgleich das Herz in ihm glühte, den verrätherischen Menschen mit eigenem Arm zu züchtigen, so war doch Isabellens Hand eine zu kostbare Gabe, um sie deßhalb zu verscherzen. Ueberdieß, das wußte Bernhard, war Heinrich nicht der Mann, seine Drohung im Fall des Ungehorsams zu vergessen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nach der damaligen Zimmereinrichtung in Fontainebleau lag zwischen der großen Gallerie und dem Audienzsaal, in welchem der König gewöhnlich die Deputationen und andere für sein Kabinet zu zahlreiche Abordnungen empfieng, ein großes Vorgemach mit mehreren Thüren, die theils zu Treppen und zur großen Gallerie, theils zu andern Zimmern und zum Audienzsaale führten. In diesem Vorgemach ging Graf Meyrand auf und ab, finsterer Stirne und langsamen Schritts, als plötzlich der Gebieter von Masseran durch die zur Hintertreppe führende Thüre eintrat. Des Letzteren Miene war noch düsterer, als die des Grafen, doch herrschte der Ausdruck der Bestürzung und nicht des Mißvergnügens vor, und sein sonst so ruhiges, forschendes Auge sah nun wild und scheu umher, während die Wange blaß war wie der Tod. Kaum ward er den Grafen gewahr, so hielt er an, als wollte er sich zurückziehen, aber der Andere hatte ihn schon erblickt, und der Savoyarde, augenblicklich seiner Bewegung die um-

gekehrte Richtung gebend, trat eilig auf ihn zu und gab ihm die Hand.

„Ihr scheint bewegt, Masseran," sagte Graf Meyrand. „Was gibts? Der König hat mir so eben eine Audienz abgeschlagen — es ist nicht Alles im rechten Geleise."

„Im rechten Geleise!" rief der Marquis; „freilich ist nicht Alles im rechten Geleise, Herr von Meyrand. Was es gibt? — Und Ihr, Isabellens Liebhaber, wißt nicht, was es gibt! Dacht' ich doch, Ihr müßtet es gewittert haben im Druck der Luft. Wenigstens liegt sie schwer auf meiner Brust."

„Wie! ist Isabella unwohl?" fragte der Graf. „Was seht Ihr so verdutzt? Ist sie unwohl, sag' ich?"

„Unwohl! nichts weniger als das," rief Masseran. „Ihr ist wohl, nur zu wohl! Aber wahrhaftig, ich habe schärfere Sinne, die Nähe des Feindes zu wittern. Fühl' ich's doch an der Luft, die er athmet. Bernhard von Rohan ist wieder aufgestanden von den Todten, sein angebliches Begräbniß unter den Mauern des Thurmes war ein baares Mährchen. Entweder war er selbst der Urheber des Brandes, um dadurch sein Entkommen zu sichern, oder hat ihm sonst dies verd..... Ereigniß den Weg zur Flucht geöffnet."

Graf Meyrand legte instinctmäßig die Hand ans Schwert, denn er fühlte, daß nun nichts weiter zu verhehlen war, und daß seine Rivalität mit Rohan auf Leben und Tod gehen müßte. Aber im zweiten Moment zog er die Hand ruhig zurück, wie beschämt über diese erste Aufwallung, und fragte gefaßt: „Und woher habt Ihr all das? Wo befindet

det sich der tapfere Ritter? Wir müssen ihn recht warm empfangen."

„Wie ich es erfahren?" rief Masseran, ungeduldig über die affectirte Gleichgültigkeit des Genossen. „Meine eigenen Augen haben es mir gesagt, wo der tapfere Ritter sey! Hier in diesem Palaste, wenig hundert Schritte von diesem Zimmer, zweifelsohne neben Isabella sitzend; wenigstens sah ich sie Beide Arm in Arm auf dem Wege nach Vieilleville's Gemächern, der alte Marschall voran, mit dem Dienste Merkurs betraut, und die Honneurs von Fontainebleau machend."

Des Grafen Finger zogen sich krampfhaft in der Handfläche zusammen, und er sah mit gerunzelter Stirne zu Boden. Das waren aber auch die einzigen Zeichen von Aufwallung, die er sichtbar werden ließ. Er blieb einige Minuten in tiefem Schweigen, trotz des fortgesetzten scharfen, forschenden Blicks seines Genossen, der ungefähr also lautete: „Wißt Ihr keinen Rath, habt Ihr keinen Plan vorzuschlagen?"

„Kommt mit, Masseran," sagte endlich der Graf, „kommt mit, und laßt uns das Ganze wohl besprechen. Es wäre traurig, im letzten Zuge das Spiel zu verlieren."

„Freilich sehr traurig," murmelte der Andere; „diesen Morgen hatt' ich die Karte in der Hand, und in wenig Stunden war das Spiel gewonnen."

„Pah!" sagte der Graf, diese Aeußerung nicht beachtend, „wenig Stunden, wenig Tage, wenig Wochen oder Jahre sind im Auge des Schicksals soviel als nichts. Wenn wir den rechten Augenblick verfehlen, sey's um eine Minute

oder ein Jahrhundert, ist der große Talisman auf immer verloren. Kommt mit, laßt uns berathen und erwägen, ob wirklich der Augenblick verfehlt ist. Die Sache muß nun zu Ende gehen, wahrscheinlich wird die Klinge den Ausschlag geben. Das kümmert mich wenig; zwar ist er kräftig und im Waffenwerk geübt, allein Andere sind es nicht minder und um einen großen Preis würd ich mich nie weigern, solch' Wagestück mit irgend Jemand zu bestehen. Stürzen sich ja junge Brauseköpfe aus Scherz in dergleichen Gefahren, und setzen Leben und alle Lebensfreuden für einen unbedeutenden, unwahrscheinlichen Preis ein. Bei mir ist freilich Alles kalter Verstand und Berechnung, lieber Freund, und schon lange hätt' ich das Schwert entscheiden lassen, wäre meines Dafürhaltens der Preis durch dieses Mittel zu gewinnen gewesen. Aber bei einem weiblichen Wesen wie Isabella von Brienne ließ sich durch den Sieg in so tödtlichem Kampf nur Haß erkaufen, nicht Liebe — es hieß sich den Weg versperren, statt ihn zu öffnen. Ja, wenn ich Mittel fände, ihn nicht zu tödten, sondern zu Fall zu bringen, zum Krüppel zu machen, zu beschimpfen, wenn er um sein Leben flehen müßte vor der Spitze meines Schwerts, wenn ich auf sonstige Weise seinen einst glänzenden Namen schänden könnte, da möcht' es gehen. Kommt mit, Masseran, kommt mit. Ihr Italiener seyd ja im Allgemeinen die wahren Adepten in solcherlei Dingen, wir müssen Alles wohl überlegen."

Nun verfügten sie sich in die Herrn von Masseran angewiesenen Gemächer, wo sie sich einschloßen, bis ein Page

den Grafen vor das Antlitz des Königs berief. Mittlerweile hatte sich Meyrands Stirne bereits wieder aufgeklärt, er gab sich das graziöse stattliche Ansehen, worin er Meister war, und folgte dem Pagen durch die Gallerie nach dem Audienzzimmer. Am Ende des Corridor lenkte der Knabe in das erwähnte Vorgemach ein, warf die Flügelthüren auf, und der Graf stand im nächsten Augenblick vor seinem Souverain.

Heinrich saß am obern Ende des Zimmers, den Blick auf die Herzogin von Valentinois gerichtet, die ihm zur Rechten, während zur Linken der Dauphin und Prinzessin Claudia standen. Zunächst der Herzogin schloßen sich Bernhard von Rohan, Isabella von Brienne und Fräulein von Scepeaux, die Tochter des Marschalls von Vieilleville, an, weiterhin noch ein paar Gruppen untergeordneter Minister und die ausgezeichnetsten Hofchargen. Der König hatte seinen Morgenanzug nicht gewechselt, er trug noch immer das schwarze, mit goldner Stickerei und Treffen reichlich versehene Gewand. Aber Bernhard erschien nicht mehr im vorigen Reitkleide, er hatte sich Kleider aus seiner eigenen lange verwaisten Wohnung kommen lassen, und entfaltete nun den vollen Glanz eines damaligen Hofmanns, worin er sich sehr gut ausnahm. Auch Isabella hatte die Farbe der Trauer abgelegt, und der Glanz ihrer Augen, die frische Farbe der Wangen, das heitere Lächeln um ihre Lippen, alles verkündigte, daß der Kummer von ihrem Herzen gewichen war.

Jeder Gegenstand, auf den des Grafen Auge fiel, war

geeignet, die Flammenqual in seinem Innern zu schüren, namentlich aber lag etwas in den Zügen der Herzogin von Valentinois und in ihrer Stellung zwischen dem Nebenbuhler und dem Könige, das seine Pein und Verlegenheit um Vieles vergrößerte. Schon in den letzten zwei Tagen war ihm ihr verändertes Betragen aufgefallen, er hatte bemerkt, daß ihr Eifer zu seinen Gunsten ziemlich nachgelassen. Ueberdieß hatte seine Unterredung mit ihr bei seiner letzten Rückkehr nach Paris seine geheimen Absichten fast gänzlich zu ihrer Verfügung gestellt, so daß er sie äußerst ungern unter den Anwesenden erblickte. Dagegen war er über sein Verhalten vollkommen mit sich im Reinen, wobei ihm besonders Masserans Nachricht von Rohans Daseyn ausnehmend zu Statten kam.

Er trat in die Mitte des Kreises, mit aufrechtem Haupt, ungetrübtem Blick, ruhiger, sicherer Haltung und verneigte sich mit anmuthiger Leichtigkeit vor dem Könige. Dann ließ er das Auge über dem Reste der Gesellschaft gleiten, ohne im Geringsten dem strengen Blicke Rohans, oder den Spähermienen minder betheiligter Zuschauer auszuweichen. Nach vollbrachter Huldigung wollte er ein wenig zurücktreten, um sich dem Kreise der Uebrigen anzuschließen, als ihn Heinrich anredete.

„Herr von Meyrand," begann dieser, „ich habe Euch rufen lassen in Folge schwerer Anschuldigungen, die gegen Euch erhoben sind. Ihr habt Euch zu verantworten, wie es einem französischen Edelmann, einem Soldaten und Mann von Ehre geziemt. Ihr hattet Grund, Euch unserer Gunst

zu rühmen, um so mehr hoffen wir, aus Euren Aufklärungen zu ersehen, daß dieselbe keinem Unwürdigen zu Theil ward!"

Der König schwieg, als erwarte er eine Antwort, und Meyrand, ohne die Anklagepunkte abzuwarten, ergriff gar gerne die Initiative.

„Darf ich mir eine Schlußfolge erlauben von den Personen, die ich in Eurer Majestät Gegenwart sehe," sagte er, „und von dem lügnerischen Gerücht eines angeblichen Todes, einem Kniffe, über welchen die Betheiligten wohl selbst die beste Auskunft geben können, so ist mir die Natur dieser Anschuldigungen leicht erklärlich, Sire, und ich bin bereit, sie zu widerlegen, wie es einem Manne von Ehre geziemt. Ich sehe hier eine schöne Dame, um deren Hand zu werben mir noch gestern Eurer Majestät Erlaubniß und Sanction zu Theil —"

„Darin habt Ihr Recht, mein Herr," unterbrach ihn der König. „Allein erstlich war ich damals wenigstens nicht vollständig von Eurem früheren Benehmen unterrichtet, sodann hielt ich die Hand des Fräuleins für vollkommen frei. Aber bei meiner Rückkehr von der gestrigen Jagdparthie fand ich unsern tapfern Freund, Herrn von Rohan, den allgemein Todtgeglaubten, zu meinem nicht geringen Vergnügen unter den Lebenden."

„Ob Euer Majestät jene Erlaubniß zurückgenommen, kann ich nicht sagen, hoffe es wenigstens nicht, und ich weiß, Euer Majestät ist zu gerecht, dergleichen Anschuldigungen auf bloßes Hörensagen Glauben zu schenken. Die That-

sachen sind einfach, so sehr man sie zu verwickeln gesucht haben mag. Wir Beide, Herr von Rohan und ich, sind Nebenbuhler. Er war bei seiner Bewerbung im Vortheile, deßhalb nahm ich zu jedem erlaubten Mittel, zu jeder gerechten Kriegslist meine Zuflucht. Ich läugne es nicht, ich hab's gethan! Liebe war mein Beweggrund, nur Liebe hat mir die Mittel eingegeben. Aber wagt Herr von Rohan, mir etwas Unrechtes, Unehrenhaftes zur Last zu legen, nenn' ich ihn hier in Gegenwart der Majestät einen Lügner, ich fordre ihn zum Erweis seiner Worte auf an diesem meinem Leibe, wie es einem Edelmann und Soldaten geziemt."

Bernhard trat einen Schritt vor, mit erhöhter Gesichtsfarbe sich vor dem Könige verneigend. Dieser aber winkte ihm Stille zu und sagte: „Ihr sollt nachher gehört werden, Herr von Rohan; vorerst laßt mich dem Herrn hier sagen, daß die Anschuldigung nicht von Euch kommt, sondern von dem Fräulein, die ihn zusammt dem Marquis von Masseran der Erfindung und Ausführung verschiedener eines französischen Edlen und Manns von Ehre unwürdiger Plane anklagt. Der Marquis, als souverainer Gebieter ist uns nicht verantwortlich, sonder nur seinem Suzerain, unserm Vetter, dem Herzoge von Savoyen. Aber Herr von Meyrand muß uns Rede stehen und jetzt oder später hat er sich über die Mittel, wodurch er das Fräulein von Brienne in seine Gewalt zu bekommen suchte, zu rechtfertigen. Was wolltet Ihr sagen, Herr von Rohan?"

„Nur soviel, gnädigster Herr," erwiederte dieser, „daß ich in meinem Namen die von dem Fräulein erhobene An-

klage wiederhole. Ich erkläre hiemit ihn, Hadrian von Meyrand, in schlichten Worten für einen falschen, verrätherischen Schurken, der seinen Freund getäuscht, dessen Vertrauen betrogen, seine Ehre gänzlich hintangesetzt hat. Ueberdieß bin ich mit Eurer Majestät Erlaubniß, um die ich ernstlichst bitte, bereit diese Worte mit meinem Schwert gegen ihn zu erhärten, und sie aufs Klarste zu beweisen, zu Eurer vollkommenen Zufriedenheit."

„Ich bitte Euch, Sire," sagte Graf Meyrand, „erlaubt kurze, alsbaldige Entscheidung. Nach diesen Worten wäre jeder andere Beweis nutzlos. Hand gegen Hand, als französische Edelleute, fechten wir unsern Streit aus: was bedarfs sonstiger Untersuchung? Zwar gesteh' ich ohne Furcht und Scham, daß ich mich aller erlaubten Mittel bediente, die Liebe des Fräuleins zu gewinnen, aber wer mich einer unehrenhaften Handlung zeiht, der ist ein Lügner und ich erklär' ihn für einen Schurken."

„Die Sache ist nicht so leicht abgethan, mein Herr," erwiederte der König, „als Ihr zu glauben scheint. Wäre Feigheit die nothwendige Begleiterin der Schlechtigkeit, würde Letztere keine so kecke Sprache führen. Mancher, der sich eine schlechte Handlung zu Schulden kommen ließ, wagt deren Rechtfertigung mit Gefahr seines Lebens. Wir aber haben nach andern Beweisen zu entscheiden, und ich frage Euch, Herr von Meyrand, ob Ihr alsbald in meiner Gegenwart Euch einer Untersuchung unterwerfen wollt, oder Euch weitere Frist dazu erbittet."

„Ich sehe überhaupt nicht, Sire, wozu eine Untersu-

chung in solchen Dingen führen soll," sagte der Graf. „Herr von Rohan hat bereits —"

„Es ist nicht allein Baron Rohans Anklage," unterbrach ihn der König; „in diesem Falle könnten wir vielleicht Eurer Feindschaft den Lauf lassen; es sind überdieß die Beschuldigungen des Fräuleins von Brienne."

„Darauf kommt wenig an, Sire," versetzte der Graf keck, „ich habe bereits gesagt, was ich zugebe. Der ganze Unterschied liegt in der verschiedenen Darstellungsweise, da oder dort läßt sich ein Schatten anbringen, Verdacht trägt sein Scherflein bei, Worte und Thaten lassen sich übertreiben und verdrehen. In dergleichen Fällen führt Untersuchung zu nichts, es handelt sich um einen Ehrenpunkt, der nur auf Eine Art entschieden werden kann. Rühre die Anklage von Fräulein von Brienne her, — Euer Majestät versichert es, demnach muß es so seyn — gleichviel, Baron Rohan macht sie zu der seinigen. So mag denn auch die Sache zwischen mir und ihrem Kämpen entschieden werden."

„Beim Himmel, Herr," rief der König mit flammendem Auge und hochrother Wange, „Ihr werdet im Könige ihren Kämpen finden, und mit ihm sollt Ihr nicht so leicht fertig werden. Ihr verweigert Rede und Antwort, wie ich sie für recht und billig halte, nun so befehl' ich Herrn von Rohan wiederholt, Euch auf keinerlei Weise und unter keiner Bedingung, weder öffentlich noch im Geheimen, Genugthuung zu geben."

„Ein Befehl, dem sonder Zweifel gar gerne gehorcht

wird," murmelte der Graf zwischen den Zähnen, aber der König wies ihn augenblicklich strenge zurecht.

„Wärt Ihr," sagte er, „wirklich so ausgezeichnet durch kühnen, entschlossenen Muth, ein so ruhmvoller Krieger, so glücklicher Anführer wie Herr von Rohan, selbst dann würde Euer Hohn an einem Manne abgleiten, der während der Dauer der italienischen Kriege keinen Posttag vorübergehen ließ, ohne uns durch die Kunde einer neuen, glänzenden Waffenthat zu erfreuen. Da Ihr aber in jeder Beziehung tief unter ihm steht, so mag er Eure Ausforderung ohne den geringsten Makel seiner Ehre ablehnen. Jedenfalls rechtfertigt Ihr des Königs Befehl und Euer Hohnlächeln wird verächtlich."

„Und doch," erwiederte Graf Meyrand mit der bisherigen Zuversichtlichkeit, und ohne sich von seinem Plane abbringen zu lassen, „und doch möchten nur wenige Tage vorübergehen, Sire, bevor ich im Stande seyn dürfte, etwas mehr als bloßes Hohnlachen gegen den ehrenwerthen Ritter vorzubringen. Ich sehe, Euer Majestät ist gegenwärtig völlig befangen, dieser Zustand wird aber nicht lange dauern und dann —"

„Eine Frechheit und Unverschämtheit sonder Gleichen!" rief der König. „Meint Ihr, durch solch vages, unstichhaltiges Geschwätz den Ruf eines erprobten, ehrenhaften Mannes zu beflecken, so seyd Ihr sehr im Irrthum. Aber schon wegen des bloßen Versuchs und wegen der Weigerung, Rede und Antwort zu geben auf die erhobene Anklage, bann'

ich Euch von meinem Hofe. Ihr werdet die Güte haben, Euch auf Eure Güter bei Châteaudun zurückzuziehen, und sollt der Stadt Paris und dem Schlosse Fontainebleau auf zwanzig Meilen nicht nahe kommen. Zu Eurem Abzuge habt Ihr einen Tag Frist."

Graf Meyrand hatte Alles, selbst die königliche Ungnade, gewagt, nur um einer Untersuchung zu entgehen, weiter aber wollte er die Sache nicht treiben, und er erwiederte mit tiefer Verneigunug: „Ich unterwerfe mich in Demuth Eurer Majestät Befehl. Euer Wille ist mir auch darin, wie in allen andern Dingen, Gesetz. Das allein schmerzt mich bitter, daß ich Euer Majestät gegen mich eingenommen sehe durch die Einstreuungen eines Mannes, der Euch weniger liebt, als ich."

„Kein Wort mehr, Herr," versetzte Heinrich, mit der Hand Stille gebietend. „Ich bin bereits im Reinen. Wer auf solche Beschuldigungen nicht antwortet, muß schuldig seyn. Entfernt Euch."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ich erinnere mich der Erzählung eines Freundes über seinen Besuch bei Beethoven; sie gab mir einen anschaulichern Begriff vom Triumphe des Geistes über den Leib, von der erhabenen Gewalt der Einbildungskraft über die Schwäche körperlicher Organe als irgend was Anderes. Bekanntlich

war der große Musiker taub, und zwar zu einer Zeit mehr als zur andern. Beim Eintritt des Freundes spielte er eine seiner herrlichsten Compositionen, die er noch nicht herausgegeben hatte, und, mit dem Rücken der Thüre zugekehrt, ward er den Besuch nicht gewahr. Im Verlauf des Spiels drückten sich die vielfachen Regungen des Vergnügens und der Rührung auf seinem Gesichte aus, bis ihm am Schlusse Thränen entstürzten. Der Freund ergriff ihn am Arm, und drückte ihm seine volle Bewunderung über das Gehörte aus.

„Ach! mein Theurer," erwiederte der große Tonkünstler, „ich habe nichts davon gehört, keine einzige Note, ich kann es mir nur vorstellen."

Aber vorgestellt hatte er es sich, hatte es gefühlt, und wie hier mit der Musik, verhält es sich mit der Glückseligkeit des Menschen. Auch sie besteht aus Gefühlen in unserem Innern, manchfach, wechselnd, fluthend, aber alle vereint zu einer großen Harmonie für unser Herz, und zwar für unser Herz allein.

Nichts ist schwerer zu malen und zu zergliedern, als die Seligkeit des Herzens; denn unser Geist bedarf dazu einer gewissen Abwechslung, die wohl jedem Einzelnen in seiner Freude zu Theil wird, die sich aber deutlich bei Andern nicht schildern läßt. Unsere eigene Seligkeit entwickelt in uns diese Manchfaltigkeit aus den verschiedenartigen Regungen und Schwingungen des Gefühls. Jede Stunde, jeder Augenblick bringt einen neuen Wechsel, einen neuen

Ton desselben Instruments hervor, schlägt eine frische Saite derselben Tonleiter an, so daß die Harmonie in uns gleich lebendig erhalten wird, aber Andere können unmöglich sehen, fühlen, hören, was in den geheimen Kammern unseres Herzens vorgeht, und wer sich niedersetzt eine lange Beschreibung der Wonne seines Nächsten zu liefern, ist einem Menschen vergleichbar, der die Musikstücke eines ihm versagten Konzerts überliest. Die Erinnerung macht ihn auf die Schönheit dieses oder jenes Stücks aufmerksam, seine Einbildungskraft sucht aus den Ueberschriften der andern etwas heraufzubeschwören, aber beide, Gedächtniß und Phantasie, kommen der Wirklichkeit so wenig nahe, daß kaum Einer bis ans Ende des Programms gelangt, sehr Viele schon bei den ersten Worten aufhören.

Bernhards und Isabellens Glückseligkeit am Abende nach der beschriebenen Audienz trug diesen glänzenden, aber stillen Charakter, der Dritten nur wenig zu sagen darbietet. Es war der holdselige Anblick einer ruhigen, sonnigen See, die, wie hie und da durch ein leichtes Säuseln gekräuselt, nie mehr als zu einem sanften Plätschern in Bewegung gesetzt wird. Heinrich, durch wichtige Geschäfte auf seinen Zimmern gehalten, hatte sie für den Abend der gastfreundlichen Bewirthung des Marschalls von Vieilleville empfohlen, und dieser, obwohl etwas formell und ceremoniös, begriff doch ihre dermalige Stimmung gut genug, um einzusehen, daß der größte Beweis delikater Rücksicht von seiner Seite darin bestehe, sie soviel möglich allein zu lassen.

Schon hatte der König den Tag zu ihrer nochmaligen Trauung festgesetzt, und zwar sollte nur noch Eine Woche bis zu diesem unwandelbaren Abschluß ihres Schicksals vergehen. Indem sie so dasaßen im traulichen Gespräche über Vergangenheit und Zukunft, erzählend und vernehmend die gegenseitigen Begegnisse, stieg kaum ein Schatten von Zweifel über die Glückseligkeit künftiger Jahre in ihnen auf. Sie fühlten sich glücklich in ihrem Loose und ihren Aussichten, und als Bernhard sich endlich erhob, den kleinen Zirkel in Herrn von Vielleville's Gemächern zu verlassen, versprach er sich und Isabellen eine zweite erfreuliche Zusammenkunft am nächsten Morgen.

Er wollte sich in den Gasthof zurückziehen, wo er bei seiner Ankunft abgestiegen war, da alle Zimmer im Palaste besetzt waren. Im Corridor, unmittelbar vor den Gemächern des Herrn von Vielleville, traf er einen Pagen, der ihm ein Billet zusteckte. Er öffnete es, trat an die über der Thüre hängende Laterne * und wollte gerade lesen, als die Thüre selbst aufging nnd der Dauphin heraustrat.

Schon hatte Bernhard die Handschrift des Grafen Meyrand erkannt, er brach aber augenblicklich ab, als er den Prinzen erblickte.

„Ha! Herr von Rohan!" sagte dieser, „ganz erwünscht, daß wir uns treffen! ich suchte mir gerade einen Kameraden

* Einer Laterne in den Corridors eines königlichen Pallasts zu erwähnen, mag sonderbar lauten, so war aber wirklich die damalige Sitte.

zu einem Abentheuer, und Ihr seyd der rechte Mann dazu. Ihr kommt so eben aus dem Lande der Gesänge, so versagt mir denn den Beistand Eurer guten Stimme nicht. Aber kommt mit. Hier im Nebenzimmer sind Lauten, auch an Gewändern zur Verkleidung fehlt es nicht."

„Ich folge Eurer Hoheit," erwiederte Bernhard, theilweise die Absicht des Prinzen errathend, dann kehrte er sich gegen den Pagen und flüsterte ihm zu: „Ich will das Billet lesen und unverzüglich Antwort senden."

Nun folgte er dem Prinzen ins Vorzimmer, wo sich mehrere von dessen Gefolge befanden, die beim Anblick ihres Gebieters von ihren Sitzen auffuhren. Von da gelangten Beide in ein leeres Gemach, wo der Prinz anhielt und sich über seine Absicht erklärte.

„Es gibt noch andere schöne Augen im Palaste, außer denen Eurer holdseligen Dame, Herr von Rohan," begann er. „In jenem Flügel dort, bis zu ihrer öffentlichen Erscheinung bei Hofe am morgenden Tage nur ihren Frauen sichtbar, weilt meine Verlobte, die Schönste der Schönen. Ich möcht' ihr durch eine anmuthige Musik unter'm Fenster zu wissen thun, daß ein Herz hier wache, das sie zu lieben, ihr zu huldigen geneigt ist. Ich wollte allein gehen, denn ich kann meinen Leuten hier nicht trauen, aber Ihr seyd mir glücklich in den Wurf gekommen, und so nehmen wir unsere Lauten und gehen zusammen. Hier! hüllt Euch in den Mantel und dort auf dem Tisch liegt Eure Laute. Aber ich fürchte, sie stimmt nicht."

„Dem soll bald abgeholfen seyn,“ erwiederte [illegible] mit der in Italien erworbenen Fertigkeit über die Saiten fahrend. „Freilich ist meine Kunst nicht weit her, doch will ich mein Bestes thun.“

Das Instrument war bald gestimmt, die Mäntel umgeworfen, und sie verließen des Prinzen Gemächer und gelangten durch die langen Gänge und finstern Corridors zu einer kleinen unverschlossenen Thüre, die sie ins Freie führte.

„Hieher,“ sagte der Dauphin, hart an der Schloßmauer hingehend. - „Der Mond scheint zu hell, wir müssen uns im Schatten halten.“

In jenen Tagen erstreckte sich der Wald mittelst einiger seiner alten Bäume bis auf wenige Schritte an den Palast, und die Fenster des Flügels, wohin der Prinz unsern Helden führte, liefen gerade in dieser Richtung aus, als wollten sie ihren Bewohnern Gelegenheit geben, dem Liebesgesang unter den weit gebreiteten Aesten zu lauschen. Im Schatten der Mauer hieher gelangt, stellte sich der Prinz auf den sanften, grünen Rasen, der sich seither schon lange mit schweren Steinhaufen überzogen hat, und das Haupt an einen Baum gelehnt, entlockte er seinem Instrument einige Töne und begann zu singen. Bald zeigte sich, daß er gehört ward, denn die Helle an den Fenstern verschwand, scheinbar um keine Aufmunterung zu geben. Dagegen zeigten sich einige weibliche Köpfe an den Scheiben, indem die schönen Fräulein sich einzubilden beliebten, die späte Stunde schütze sie vor dem Gesehenwerden.

Aber der Gesang hatte noch keine Pause erreicht, als zwei andere männliche Gestalten, aus dem Schatten eines alten Thurmes hervortretend, sich den Sängern näherten.

„Was ist zu thun?“ rief Franz, als er sie gewahr ward. „Mein Vater wird mir schwer verzeihen, er bat mich, nicht das Geringste von der Ankunft der Prinzessin verlauten zu lassen.“

„Vielleicht wollen sie uns nicht stören,“ erwiederte Bernhard, „entfernen wir uns langsam. Folgen sie, so kehr' ich mich um, und halte sie auf.“

Der Dauphin war augenblicklich damit einverstanden, er entfernte sich in entgegengesetzter Richtung und Bernhard folgte. Die beiden Fremden aber setzten ihnen rasch nach, und einen Augenblick später fühlte unser Held einen heftigen Schlag auf den Arm, indem zugleich Graf Meyrands Stimme sich in den Worten hörbar machte: „Nun mein Herr, nun! Wir sind den Fenstern aus dem Gesichte, kein Ort wäre gelegener. Oder flieht Ihr als Feigling?“

Bernhard kehrte sich streng nach ihm um. „Ihr wißt, Herr,“ sagte er, „des Königs Befehl hält mein Schwert in der Scheide zurück, sonst würd' ich Euch vorlängst gezüchtigt haben.“

„Brave Männer suchen keine Ausrede, Herr, dem Feigen fehlt es nie daran,“ erwiederte der Graf. „Zieht, Herr, zieht!“ und er erneuerte den flachen Schlag mit der Klinge.

Bernhard hielt es nicht länger aus, sein Schwert entflog der Scheide, und ihre Klingen kreuzten sich im Nu. Die beiden Gegner waren im Gebrauche ihrer Waffe wohl geübt, Bernhard aber durch seine beständige Uebung im Waffenhandwerke dem Andern entschieden an Gewandtheit und Präcision überlegen. Er parirte die wüthende Stöße des Gegners, ohne sich je dessen Schwertspitze nahe kommen zu lassen, und benützte einen Ausfall des Letztern, bei einer versuchten Finte, wobei er sich etwas blos stellte, zu seiner Entwaffnung. Es gelang ihm: Meyrands Schwert flog unter den Bäumen hinweg. Der Graf war bei diesem Versuche aufs Knie gefallen, aber in demselben Augenblick näherten sich Stimmen vom Palast mit dem Rufe: wo? wo?"

Meyrand raffte sich auf, sah sich schnell nach dem Gefährten um, und verschwand, mit dem Blick vereitelter Wuth auf Bernhard, unter den Bäumen. Auch Bernhard wandte sich, dem Dauphin zu folgen, aber dieser, ohne auf die beiden Eindringlinge Acht zu haben, und in der Meinung, es wären ein Paar von seines Vaters Offizieren, war dem Eisengitter zugeeilt, das damals die alten Palastgärten von dem Forste trennte. Schon war er durch ein kleines Pförtchen auf der andern Seite glücklich in den Palast entwischt.

Ein Theil der Wache näherte sich der Stelle, wo Bernhard im klaren Mondlichte stand. Die Nacht war so helle, daß er wahrscheinlich selbst im Fall des Entfliehens erkannt

worden wäre. Zu jenem fühlte er aber nicht die geringste Lust, vielmehr steckte er ruhig das Schwert ein und näherte sich geradezu den Kommenden, als wollte er sich ihnen anschließen oder in den Palast zurückkehren. Allein in ihrem Bereich angekommen, ward er von den Bogenschützen der Leibwache ergriffen, die, obwohl selbst von ziemlich ungesetzlicher Aufführung, doch im Fall eines Burgfriedenbruchs von Seite Anderer sehr eifrig in ihrem Dienste thaten.

„Schwerter gezogen im Bereich des Palasts!“ schrie der Eine.

„Holt den Profoß!“ der Andere.

„Platz da für mich!“ rief ein Dritter, der sich als Lieutenant der Wache auswies. „Wie, Herr Baron von Rohan?“ sagte er. „Ihr laßt Euch mit gezogenem Schwert im Bereich der königlichen Burg finden; wißt Ihr nicht, daß das ein großes Verbrechen ist?“

„Allerdings, lieber Freund,“ versetzte dieser, „wenn es freiwillig geschieht, nicht aber um sich angegriffen seiner Haut zu wehren. Ein Mann folgte mir diesen Augenblick, schlug mich, fiel mich mit dem Schwert an, und ich habe ihn so eben entwaffnet. Ihr mögt sein Schwert irgendwo unter den Bäumen finden. Ich denke, es ist kein Verbrechen, daß ich mein Leben vertheidigte.“

„Lauft und sucht nach dem Schwerte,“ sagte der Lieutenant in dem raschen, befehlenden Tone, der gewöhnlich kleiner Autorität eigen. — „Mit Verlaub, Herr von

Rohan, was führte Euch hieher in dieser Stunde der Nacht?"

„Da ich nicht einsehen kann, daß mein Verweilen im Forst zu dieser Stunde irgend etwas Verbrecherisches an sich hat," versetzte der junge Kavalier, „so halt' ich mich auch nicht gebunden, Herr, Euch über mein Verhalten in dieser Beziehung Auskunft zu geben, und begreife nicht, was Ihr damit zu schaffen habt."

„Da muß ich sehr um Vergebung bitten, mein lieber Herr," versetzte der Lieutenant. „Damit haben wir gar viel zu schaffen, da es des Königs ausdrücklicher Befehl ist, die ganze Nacht strenge Wache und Aufsicht um dieß Palastquartier zu halten. Wahrscheinlich bekamen Seine Majestät von übeln Absichten Wind, sonst würden Sie bei dieser Gelegenheit nicht ganz besondern Befehl gegeben haben.

„Habt die Güte, lieber Freund," sagte Bernhard, sich zu einem der Bogenschützen wendend, „und entfernt Eure Hand von meiner Schulter, denn ich bin nicht gewohnt, dergleichen geduldig zu leiden, und kenne ein Mittel, mich vor unangenehmen Dingen zu bewahren, das für Euch nicht sonderlich angenehm seyn möchte. — Unter den erwähnten Umständen," fuhr er gegen den Lieutenant fort, „und da ich unzweifelhaft zu meiner Vertheidigung das Schwert ziehen mußte, ists wohl das Beste, unmittelbar vor Seiner Majestät zu erscheinen, und derselben von Allem lautern Bericht erstatten."

„Eine reine Unmöglichkeit heute Nacht," erwiederte der Lieutenant, der sich ausnehmend in Geltendmachung seiner Autorität gefiel. „Der König hat sich bereits zur Ruhe gelegt, und meine Pflicht ist mir eng vorgeschrieben. Ueberhaupt ist es nicht meine Sache, Seine Majestät mit diesem Handel zu behelligen. Ihr habt es mit dem Palast-Prevôt zu thun, Herr von Rohan, ihm könnt Ihr erzählen, was Ihr wollt."

„Gewiß wird er nichts Anderes von mir hören, als die Wahrheit, mein Lieber," versetzte Bernhard, „und mit Verlaub, wo find' ich den Prevôt, damit die Sache bald möglichst zu Ende geht?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen," meinte der Andere trocken. „Ohne Zweifel finden wir ihn morgen früh, denn irgend Jemands Ruhe zu stören, weil Ihr im Mondschein zu spazieren beliebt, dazu seh' ich keinen Grund. Mittlerweile habt die Güte, Eure Wohnung im innern Wachzimmer zu nehmen, und obgleich ich Euch meines Dafürhaltens das Schwert abnehmen sollte, so will ich mich doch mit einer Schildwache vor der Thüre begnügen, falls Ihr mir Euer Wort gebt, nicht zu entweichen."

„Das geb' ich Euch natürlich, mein Herr," sagte Rohan, „ich bin stets willig und bereit, mich gesetzlicher Autorität zu fügen, und da ich an der Euren unter diesen Umständen nicht zweifle, so leist' ich weder Widerstand, noch mach' ich irgend einen Versuch, mich dem Zwang zu entziehen, den Ihr mir aufzulegen für nöthig erachtet."

„Nun sprecht Ihr wie ein vernünftigrr Edelmann," sagte der Lieutenant, ein gut Theil milder. „Kommt, wir gehen zusammen. Ach! ist das das Schwert, Fauchamp? ein köstlich Ding, auf Ehre! Sakr..... das Heft nichts als Gold und Juwelen. Das soll wohl lange dauern, ehe es wieder die Faust seines Herrn faßt." So nahm er, augenscheinlich für sich selbst, Besitz von Meyrands Waffe nnd schlug nun den Weg nach dem Palast ein, wo er dem Gefangenen ein kleines Zimmer innerhalb des Wacheraums anwies, versehen mit Bett, Tisch und Stuhl. Eine Schildwache ward vor den Eingang postirt, obgleich dieser, wie gesagt, in das allgemeine Wachzimmer auslief. Als einziges Zeichen der Höflichkeit, das er für nöthig hielt, ließ er dem Gefangenen eine Lampe bringen, auch fragte er ihn, ob er sonst etwas für ihn thun könne.

„Nichts weiter," erwiederte Bernhard, „als daß Ihr zwei Botschaften für mich bestellt. Die eine in den Gasthof zum Scepter in der Stadt, wo meine Leute, die ihren Herrn noch keine vier und zwanzig Stunden bei sich gehabt, meiner Rückkehr aus dem Palaste entgegensehen. Laßt Sie wissen, daß ich diese Nacht hier bleibe. Die andere gienge an Seine Hoheit den Dauphin, dem ich zu melden bitte, wo ich bin, und aus welcher Ursache."

„Wir können Seine Hoheit jetzt nicht stören, mein Herr," entgegnete der Lieutenant, zwar etwas höflicher gestimmt, aber von Natur rauh und unnachgiebig. „Morgen früh soll er Eure Botschaft erhalten."

„Der Dauphin ist noch nicht zu Bette,“ erwiederte Bernhard. „Ich sah ihn vor Kurzem, und nehme alle Verantwortlichkeit auf mich.“

„Nun gut,“ sagte der Offizier, „es soll geschehen.“ Dann verließ er das Gemach und schloß hinter sich ab.

Bernhard setzte sich an den Tisch und dachte gesenkten Hauptes dem seltsamen Schicksal nach, das seit seiner Rückkehr nach Frankreich sich an alle seine Schritte heftete. Inzwischen konnte er sich dießmal eines Lächelns nicht enthalten, denn er hielt dieses neue Abentheuer für nichts weniger als ernster Natur, und höchstens mit vorübergehender Ungemächlichkeit und Unbequemlichkeit verbunden. Er hatte dem Prinzen nur deßhalb Botschaft gesandt, um seine Befehle einzuholen, namentlich ob er die Ursache seines Verweilens im Walde zur Nachtzeit angeben dürfe.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Prinz selbst, mit gerötheter Wange und sichtlicher Unruhe in Miene und Haltung.

„Was soll das, Herr von Rohan?“ sagte er. „Nach den dringenden Empfehlungen Brissac's und da ich, wie ich Euch gestern bei Eurer Ankunft sagte, so vielen Grund habe, Euch zu achten und Euch zu dienen, müßt' ich tief bedauern, Euch, wie es scheint, in eine mißliche Lage gesetzt zu haben.“

Bernhard nahm die Sache leichter. „Ich danke Eurer Hoheit für Eure gute Meinung,“ sagte er, „und dem Marschall bin ich für seine gute Empfehlung bei Euch

und der Herzogin von Valentinois sehr verbunden. Allein ich denke, dieser Vorgang bietet keinen Grund zu Besorgnissen."

„Ihr hättet aber gegen die beiden Unbekannten nicht ziehen sollen," versetzte der Dauphin, „selbst wenn sie mich fassen wollten. Sie würden mich bald erkannt haben."

„Nein, gnädigster Herr," versetzte Rohan, „ich zog nur zu meiner Selbstvertheidigung, auch waren es ganz andere Leute, als Ihr meint. Es scheint, Graf Meyrand und ein Anderer haben unsere Entfernung aus dem Palast abgepaßt, um uns zu folgen. Als ich mich umkehrte, stand er mit gezogenem Schwert vor mir. Ich bat ihn, sich an des Königs Befehle zu erinnern, sagte, was ich nur konnte, aber er nahm keine Raison an, und schlug mich zweimal, so daß ich zu meiner Vertheidigung ziehen mußte. Ich entwaffnete ihn, ohne ihm ein Leid zuzufügen, und er floh bei Annäherung der Wache. Das sag' ich morgen dem Könige, und ich denke, Euer königlicher Vater spricht mich frei von jedem Tadel."

„Oh, ohne Zweifel," war die Antwort, „obwohl es einiger Beweise bedürfen wird."

„Die Wache ist im Besitze seines Schwerts," erwiederte Bernhard. „Es ist reich verziert, und wird sich leicht erkennen lassen. Beweis genug, denk' ich."

„So mein' auch ich," sagte der Dauphin. „Freilich wünscht' ich, daß man meines Namens nicht zu erwähnen brauchte, inzwischen doch —"

„Ist auch nicht nothwendig, gnädigster Herr,“ versetzte Bernhard. „Ich darf ja nur sagen, ich hätte einem schönen Fräulein ein Ständchen bringen wollen. Hoffentlich wird die eine Laute gefunden, die ich beim Angriffe wegwarf, sie beweist die Wahrheit meiner Erzählung. Ueber das Fräulein, dem die Serenade galt und über meinen Begleiter wird man mich hoffentlich nicht fragen.“

Des Dauphins Züge klärten sich auf. „Vortrefflich,“ sagte er, „vortrefflich! Ihr kennt meines Vaters strenge Grundsätze von Gehorsam, und wie Ihr wohl wißt, seitdem unsre schöne Freundin, die Herzogin, den Guisen nicht mehr so geneigt ist, sind alle möglichen Intriguen im Gange, die meine unglückliche Serenade noch mehr verwickeln könnte. Deßwegen möcht' ich das nicht laut werden lassen. Aber ich will mich nach der Laute erkundigen, und obwohl ich fürchte, Ihr werdet meinetwegen eine Nacht sitzen müssen, so soll's doch in keinem so schmutzigen Loch seyn, wie dieses hier, in einem solchen mephitischen Qualm alter Wein- und ranziger Lampendünste. He da! herein, Lieutenant,“ rief er zur Thüre hinaus, „haben Eure Leute eine Laute des Herrn von Rohan gefunden?“

„Ja, Euer Hoheit,“ versetzte der Lieutenant, mit einem tiefen Bückling; nämlich eine Laute ward gefunden an der Stelle, wo er verhaftet ward.

„Hebt sie auf, und auch das gefundene Schwert,“ sagte der Dauphin, „um sie morgen dem Könige zu zeigen. Mittlerweile dürft Ihr einen Edelmann von Herrn von Rohans

Rang in keiner solchen Spelunke lassen. Er hat nichts verbrochen."

„Man fand ihn mit bloßem Schwert, königliche Hoheit," erwiederte der Lieutenant, sich zu rechtfertigen bemüht.

„Das läßt sich täglich mein Page und mein Knappe zu Schulden kommen," rief der Dauphin. „Inzwischen misch' ich mich nicht in Eure Amtspflichten, ich verlange blos Versetzung in ein anständigeres Lokal bis zum Entscheide eines competenten Richters."

„Ich kenne keines im Palast, das unbesetzt wäre, gnädigster Herr," sagte der Lieutenaut, „wenigstens keines, das zu meiner Verfügung steht."

„Dann stell' ich eines zu Eurer Verfügung," versetzte der Dauphin. „Zu meinen Gemächern gehört das Kabinet im westlichen Thurm. Es ist das Schlafzimmer meines Pagen; der mag aber heute Nacht bei seinem Bruder schlafen und Herrn von Rohan sein Bett abtreten. Ihr könnt eine Wache vor die Thüre stellen, wenn's Euch beliebt."

„Solcher Kühnheit möcht' ich mich nicht schuldig machen, Euer Hoheit," sagte der Lieutenant; „aber Ihr wißt, als der Marquis von Palluprat verhaftet ward und der wachehabende Lieutenant sich beigehen ließ —"

„Hat nichts zu sagen," war die Antwort des Prinzen, „stellt immerhin nach Belieben eine Wache aus. Kommt Rohan," und er entfernte sich in Begleitung Rohans, dem der Lieutenant und eine Schildwache folgten.

Das neue Zimmer war freilich in jeder Beziehung passender und comfortabler. Der wohlwollende Prinz entfernte sich bald, und Rohan, wie wir schon früher sagten, für persönliche Gefahr nicht sonderlich empfänglich, legte seine Kleider ab und warf sich aufs Bett. Nach kurzer Rückerinnerung an Isabellen und die heute mit ihr verlebten Stunden fiel er in einen ruhigen Schlummer, vergessend alles Widrige, was ihn im Gefolge dieses Abends betroffen.



G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Fünfundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila,
der Zigeuner ꝛc.

Aus dem Englischen.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ungefähr zwei Stunden nach dem zuletzt erwähnten Vorfall saß die Wirthin zum Scepter in der Stadt Fontainebleau in eifrigem Gespräche mit einem Mann, der ein geistliches Gewand trug. Plötzlich fuhr sie auf und rief: „Da sind sie an der Thüre!" riß eine Flasche guten Weins, der zehen Jahre früher einige zwanzig Meilen oberhalb Lyons gekeltert worden seyn mochte, vom Tische weg und schlüpfte aus dem kleinen Sprechzimmer zu ebener Erde, wo die Unterredung stattgefunden hatte. Der Priester eilte, sich die Hände reibend, ihr nach, und im nächsten Augenblick war das Zimmer im Besitz zweier Herren, bei denen wir uns länger verweilen müssen.

„Alles ist verloren durch diesen unseligen Fehlstoß," rief Graf Meyrand, sich auf einen Stuhl werfend. „Ein Glitschen des Fußes, ein Zittern der Hand, optische Täuschung, oder was weiß ich, sonst eine Narrheit. So viel aber ist gewiß, Alles ist verloren — Liebe, Rache und Alles."

„Ei, ei, Ihr laßt frühzeitig die Ohren hängen," sagte

der Gebieter von Masseran. „Für einen braven Mann, der gefährliche Dinge unternimmt, ohne nach Goldschmieds Brauch, ängstlich hin und her zu wägen, ob nicht da oder dort ein paar Gran zu viel oder zu wenig sind, für einen braven Mann seyd Ihr fürwahr bald ins Bockshorn gejagt! — Zu bald für einen Mann, der Alles auf diese Karte gesetzt, und durch das Ergebniß der nächsten Stunde auf immer ruinirt seyn mag."

„Gott bewahre, Herr von Masseran," erwiederte der Graf, dessen Stolz ungern aus einem andern Munde vernahm, was er so eben selbst gesagt hatte; „auf immer kann ich nicht ruinirt seyn. Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, ein König könne mit einem französischen Edeln umgehen, wie Eure Souveraine und Kaiser mit kleinen italienischen Herren. Des Königs Gunst mag dahin seyn, da läßt sich nicht helfen, sonst aber ist noch nichts verloren."

„Wahrhaftig," versetzte der Marquis, „ich hielt die Sache für schlimmer. Mit der königlichen Gnade gebe ich auch die Hoffnung verloren, daß Ihr je zum Besitz der Geliebten gelangen könntet. Wohl mögen wir Plane aushecken, sie zu entführen, in fremde Lande zu bringen, Gewalt anzuwenden oder List, Witz oder Ueberredung: das ist nun Alles vergeblich. In diesen finstern Mauern bekommt Ihr sie nicht, als mit ihrer und des Königs Einwilligung. Ueberdieß zogt Ihr das Schwert im Bereich des Burgfriedens, das mag Euch Ungelegenheit zuziehen von Seite des Prevôt, der ein absonderlicher Freund ist von scharfen Messern. Ich ließ mir sagen, daß bei ziemlich ähnlichen Fällen Maaß-

nahmen statt hatten, die man Lehensverwirkung betiteln könnte."

Der Graf sah düster zu Boden und preßte die Hände so fest zusammen, daß die Finger schneeweiß davon wurden.

„Hab' ich's getroffen?" fragte Masserans Gebieter — „Hab' ich Unrecht, wenn ich sage, vom nächsten Schritt hängt unser aller Ruin oder unsere Rettung ab?"

„Beim Himmel!" rief Graf Meyrand, „kommt mein Ruin, so soll der Eure nicht ausbleiben, Marquis! Wozu mir wieder vorkäuen, was ich eben erst gesagt, nemlich daß Alles verloren ist — Liebe, Ehrgeiz, Rache? Wozu gleich einer geifernden Großmutter immer und immer auf dem augenscheinlichen Uebel verweilen, ohne Angabe eines Mittels zu Gewinnung des Verlorenen oder wenigstens zu Paralysirung der schlimmen Folgen? Was rathet Ihr? Wie wollt Ihr abhelfen? Was ist zu thun? Habt Ihr nichts vorzuschlagen, so schweigt oder verlaßt mich."

Das war aber keineswegs Masserans Absicht, er hatte vielmehr einen Vorschlag in petto, allein es gewährte ihm hohen Genuß, seinen Verbündeten der gewöhnlichen Miene von Suffisance und Ueberlegenheit baar und ledig, und dagegen allen Furien der Leidenschaft und Verzweiflung hingegeben zu sehen.

„Ist das der ruhige, kalte, verständige Graf von Meyrand?" sagte er, einen seiner Schlangenblicke auf ihn schießend, „der berechnende listenreiche Franzmann, dessen Hülfsmittel unerschöpflich, dessen Plane unzählig schienen? Nein, nein, erhebt Euch nicht mit solch drohender Braue!

Ihr vergeßt den Verlust des Schwertes und sucht vergebens den Griff."

„Tausend Flüche über es!" rief der Graf, auf den Stuhl zurücksinkend, und heftig mit geballter Faust auf den Tisch schlagend. „Tausend Flüche über es, oder besser über diese stümperhafte Hand!"

„Laßt's gut seyn," sagte Masseran. „Hört, was ich Euch vorschlage, und seht, ob es sich mit Eurer vornehmen Natur verträgt. Zwar ist's ein kühnes Mittel, aber nur solche stehen uns noch zu Gebote. Der letzte Handel wird bald ruchbar seyn, Ihr könnt vorher nicht weit genug entkommen, um Euch außer dem Bereiche der Gefahr zu befinden. Ueberdieß kann Euch der Arm des Königs an jedem Ort erreichen. Gebt Ihr diese Prämissen zu, so geh' ich weiter und zeig' Euch, wie Ihr ohne Vergrößerung des bereits vorhandenen Risiko den Streich vielleicht von Euch abwenden, jedenfalls aber einen großen, entschiedenen Vortheil über Euren Nebenbuhler davon tragen mögt."

„Wirklich!" rief der Graf, in Gedanken, „wirklich! Aber es dürfen keine finstern, krummen Wege seyn, mein lieber Herr! ich weiß nicht wie oder warum, aber diese Schlangenpfade wollen nicht zu meinem Besten ausschlagen. Was habt Ihr zu sagen, was zu versprechen?"

„Ich mach' Euch keineswegs Hoffnung auf die Hand des Fräuleins," sagte der Marquis, „jedenfalls dürfte sie noch mehrere Jahre auf sich warten lassen; denn versprăch' ich das, so würde ich Euch täuschen, und das will ich nicht, trotz Eurer argwöhnischen Denkungsart. Aber ich ver-

sprech' Euch — das Wie sollt Ihr sogleich hören — ich versprech' Euch so viel: Euer Nebenbuhler wenigstens soll ihre Hand nicht bekommen."

„Wie so? wie so?" rief der Graf von seinem Sitz aufspringend und den Andern beinahe mit den Augen durchbohrend. „Für solchen Preis wäre freilich keine Gefahr zu groß, Rache, Rache, Rache wäre dann mein, und gern legt' ich morgen diese Hand auf den Block und ließe sie mir von einem Schlächterbeil abschlagen, könnt' ich ihn vergehen sehen Tag für Tag unter Liebe, Elend und Verzweiflung — Wie so? Aber es ist unmöglich!"

„Nicht nur sehr möglich, sondern sogar sehr leicht," erwiederte der Andere, „und mit nicht mehr Gefahr verbunden, als Ihr auf jede andere Weise auch riskirt."

„Ich fürchte keine Gefahr!" rief der Graf. „Sprecht, sprecht! was ist zu thun?"

„Einfach Das," erwiederte sein Genosse. „Morgen früh, wenn der König aufsteht, findet Ihr Euch vor seiner Thüre ein, und begehrt Zutritt in einer wichtigen Sache. Dieser wird keinem Erben Eures Rangs zu jener Stunde verweigert. Ihr werft Euch dem Monarchen zu Füßen, und sagt in unterthänigen Ausdrücken, daß Ihr ihm Euer Haupt bringt — Gewalt liebt stets eine übertriebene Sprache der Unterthänigkeit — fragt er, was Ihr damit wollt, so sagt Ihr, Zorn, Unwille, Eifersucht hätten Euch trotz seines Verbots verleitet, den Baron Rohan zu fordern. Ohne Zweifel erkundigt er sich hastig nach dem Ausgang, indem ihn Eure Anwesenheit auf die Vermuthung bringt, Euer

Gegner sey geblieben. Nun sagt Ihr ihm, ihr Beide, auf dem Wege die Sache jenseits des Burgfriedens auszumachen, hättet gegen einander gezogen, allein die Wache sey dazwischen getreten und Ihr, durch einen Fall des Schwertes beraubt, entwischt."

„Nun wohl, das läßt sich hören," sagte der Graf im Tone getäuschter Erwartung. „denn aufrichtiges Geständniß eines Fehltritts ist die beste Weise, sich mit dem Könige abzufinden. Aber außer dieser Besänftigung des königlichen Zorns seh' ich wirklich keinen weitern Nutzen ab. Namentlich seh' ich nicht, wie dadurch der fatalen Trauung vorgebeugt werden soll, die so sehr beschleunigt wird."

„Das sollt Ihr gleich hören," versetzte der Marquis. „Heinrich hat nemlich, um einem solchen Fall vorzubeugen, dem Baron bei seinem Worte gelobt, falls er auf irgend eine Ausforderung das Schwert gegen Euch zöge, solle er nie Isabellens Hand bekommen, so lange er, Heinrich der Zweite, König von Frankreich wäre. Der Page, der Euch bei dem Könige meldete, sagte mir die eigensten Worte des Monarchen, denn er hatte sie gehört, und hielt die Verbreitung für ein gutes Werk, weil ich mich sehr besorgt stellte wegen eines möglichen Zweikampfs. So ist des Königs Wort verpfändet, und er wird eher sterben, als es brechen, könnt Ihr ihm dieß Zusammentreffen als verabredete Sache plausibel machen. Gelingt es Euch aber nicht, könnt Ihr nicht wenigstens die Hälfte der Schuld auf Rohan schieben, so wird es der König als zufälliges Rencontre ansehen und drüber weggehen, oder er verzeiht Eurem Feinde unter

dem Vorwand der Selbstvertheidigung und Nothwehr. — Es ist doch leicht zu sagen, er habe zuerst gezogen."

„Das ist aber grundfalsch!" sagte der Graf, „eine offenbare Lüge!"

„Falsch!" rief der Marquis mit gellendem Hohnlachen. „Eine Lüge! Ist's etwa die erste, die wir uns in dieser Sache zu Schulden kommen lassen? ich dächte, wir handelten nach dem allgemeinen Grundsatze, daß Alles erlaubt sey in Liebe und Krieg. Allein wenn Ihr Scrupel habt, lieber Graf, wenn Euer Magen ein bischen Falschheit mehr nicht verdauen kann —"

„Es ist aber doch so handgreiflich!" rief der Andere, „und doch muß es seyn. Wir dürfen hier nichts im Zweifel, nichts ungewiß lassen. Ihr Masseran, müßt auch lügen."

„O das will ich, und zwar mit größter Salbung," erwiederte der Marquis ohne das geringste Zögern. „Halt' ich doch eine tüchtige Lüge für tugendsamer und ehrenhafter als die Wahrheit selbst, falls sie sich durch Noth und Zweckmäßigkeit rechtfertigt. Was wären denn Könige, Höflinge, Diplomaten und Priester ohne die Lüge? Ich bin kein so schwacher Pfuscher, um mich abschrecken zu lassen von meinem Vorsatze durch einen schlechten Namen einer guten Sache aufgeheftet. Und was bedürft Ihr für eine Lüge? Ich nehm' sie über mich, dafür steh' ich."

„Daran zweifelt' ich nie!" versetzte Graf Meyrand mit einem höhnischen Zuge, dessen er sich auch jetzt nicht

erwehren konnte. „Ihr müßt darauf schwören, die Ausforderung, die ich ihm sandte, gesehen zu haben.“

„Nun, Ihr schicktet ihm ja wirklich die Ausforderung, wie ich weiß,“ entgegnete der Andere, „somit kann ich Euch beschwören, daß ich sie gesehen. — Das ist ja nur eine halbe Lüge,“ setzte er, wie in seiner Erwartung getäuscht, hinzu. „Aber was zieht Ihr die Braue wieder so finster zusammen? Stolpert etwa das zarte Gewissen über einen neuen Scrupel?“

„Das nicht,“ sagte der Graf, „aber ein neuer Anstand drängt sich mir auf. Masseran, Euer Schwur, daß er gegen mich zog, reicht nicht aus. Wir Beide vergaßen in unserer Hitze, daß er nicht allein war. Erzählte uns nicht der kleine Kartellträger, daß er sich in Gesellschaft des Dauphin befunden, und eine Antwort senden würde? War nicht der junge Fant, den wir bei ihm trafen, genau von Franzens Größe und Aeußerem?“

„Gerade so,“ antwortete der Savoyarde kalt, „bis aufs Tüpfchen, denn er war es ja selbst. Aber, mein lieber Graf, obgleich sehr betheiligt in der Sache, blieb ich meiner doch mächtiger als der ruhige, gleichgültige Graf Meyrand, und ich will Euch was sagen, das Ihr vollständig übersehen. Der Dauphin sah sich kein einzigmal um, sondern entsprang in aller Eile durch das Gitter in den Garten. Vielleicht war er auf verliebten Wegen zu einem Kammerkätzchen, oder wollt' er Aepfel naschen, oder galt's einer andern kindischen Neigung, jedenfalls lief er vor uns, und weiß nicht mehr davon, wer zuerst zog, als wär' er schlafend im Bette gelegen.“

„Für uns sehr erwünscht!“ sagte der Graf ruhiger, „und wir wollen uns genau an Euren Plan halten, mein Freund. Aber laßt uns ja nichts übersehen. Morgen früh müssen wir Nachricht gewinnen von Allem, was seither vorgegangen, was aus Rohan geworden, ob wirklich die Wache kam — kurz von Allem und Jedem.“

Im Verlauf der Rede fuhr er mit der Hand nach der Stirne, als schmerzte sie ihn, und der Marquis erwiederte: „überlaßt das mir und legt Euch zu Bette, daß Eure Gedanken klar und ruhig werden. Morgen bei Tagesanbruch sprech' ich Einige von des Barons Dienern, und will Alles herausbringen. Ehe der König aufsteht, statt' ich Euch Bericht ab. Nun aber zu Bette, — ich gehe in den Palast zurück, gute Nacht.“

Masseran verließ den Grafen und das Haus, begab sich aber nicht alsobald in den Palast, sondern ging langsam die Straße auf und ab, und zwar auf der schattigen Seite, als wäre das Mondlicht zu hell für seine Gedanken.

„Er ist schwach und unstät,“ sagte er in Gedanken mit Meyrand beschäftigt, „er ist schwach und unstät. Ich darf ihm nichts Großes anvertrauen, aber eine wahre Freude ist's, diese waghalsigen, eiteln, geschwätzigen Franzmänner hinter einander zu hetzen, daß sie sich gegenseitig ruiniren, während sie schlau gegen Andere zu komplottiren glauben. Ha, ha, ha! Folgt dieser Hund getreulich der Fährte, so richtet er alle seine Hoffnungen auf immer zu Grunde, und zugleich die jenes kühnen, kräftigen Soldaten. Das gethan, bringt man das Mädchen in ein Nonnenkloster, und das Ver-

mögen fällt an unsere schöne, folgsame Gemahlin. Wollte, meine Boten aus dem Süden wären da. Sie sollten schon diesen Morgen eingetroffen seyn. Es setzte doch keinen Auftritt ab? — Haben sie etwa den Jungen nicht gefunden? — oder hat er sich widerspenstig benommen"

Mit dergleichen lieblichen Spekulationen beschäftigte sich der Gebieter von Masseran über eine halbe Stunde. Oft meint' ich, wenn ich den Bewegungen einer Schlange zusah — dem langsamen Dahingleiten auf ihrem gekrümmten Pfade — dem scheinbaren Schlummer, in welchem sie ihren Raub erwartet — dem plötzlichen, pfeilschnellen Sprung, womit sie sich auf den Feind oder die Nahrung stürzt — verbunden mit der ruhigen, dumpfen Sicherheit, die aus ihrem hörnernen Auge spricht, oft meint' ich einen gewissen Stolz, eine gewisse Selbstzufriedenheit in ihrem verschmitzten, schweigsamen Instinkte zu erblicken.

Diese Art von Schlangenstolz erfüllte Masserans Brust, und ich denke wohl auch die manches andern ränkevollen, truggewandten Mannes. Während Graf Meyrand in dem erbärmlichsten aller Zustände, dem der schwankenden, unverhärteten Niederträchtigkeit, fieberisch, rastlos sich auf dem Bette der Sorge, des Vorwurfs wälzte, erfreute sich Masserans Gebieter die wenigen Stunden über, die er der Ruhe gönnte, eines festen, gesunden Schlafs, und er erwachte bei Tagesanbruch mit klaren, erfrischten Sinnen, um ohne Scrupel, Furcht oder Zögern die alten, schwarzen Plane wieder aufzunehmen. Wir sagen ohne Furcht, denn trotz aller Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren, die ihn

zu Zeiten in augenblickliche Verlegenheit brachten, war es ihm bisher gelungen, den einen Gegner durch den Andern im Schach zu halten, und sein Zutrauen zu seinen eigenen Kräften war durch diesen glücklichen Erfolg ausnehmend gewachsen. Er eilte sich anzukleiden, um sich von den Begebnissen der letzten Nacht genaue Kenntniß zu verschaffen, und hatte bereits einem Diener den Auftrag ertheilt, einen von den Leuten des Barons Rohan aufzutreiben, als ein Anderer einen gestiefelten und gespornten, vom schnellen Ritt mit Staub bedeckten Mann einführte.

Wir haben schon gesehen, daß Masseran da, wo er ein ruhiges, ein schmeichelndes Benehmen nicht für nöthig hielt, stolz, hochmüthig und rauh war. So empfing er auch den Kurier mit zornigem Gesichte und den entsprechenden Worten: „Wie kommt's, Geronimo, daß Du mich einen ganzen Tag warten ließest? Du hättest gestern früh hier seyn sollen.“

„Ich hielt es für besser, gnädiger Herr,“ erwiederte der Mann äußerst unterwürfig — „da ich Euch sehr wichtige Dinge zu berichten — ich hielt es für besser, mein Tagewerk nicht halb zu thun. Ich brachte einen ganzen Tag mit Nachforschungen in der Nachbarschaft von Cerdon zu. — Aber ich kann mich nicht offen äußern, außer unter vier Augen.“

„Entfernt Euch!“ sagte Masseran zu den Dienern, und im nächsten Augenblick war das Zimmer leer, die Thüre verschlossen und die Tapete vorgezogen.

Die beiden Diener, von denen der Eine dem Marquis

beim Anzuge geholfen, während der Andere Geronimo einführte, warteten draußen in dem kleinen Vorzimmer. Sie hielten sich aber in ehrerbietiger Entfernung von der innern Thüre, wohl bekannt mit ihres Herrn mißtrauischen Gewohnheiten und seiner Abneigung behorcht zu werden. Auf dem Koffer am Fenster sitzend, flüsterten sie sich leise zu. Der Eine erkundigte sich, was Geronimo Neues mitgebracht habe aus Savoyen, der Andere erwiederte, Geronimo sey gar nicht nach Savoyen gekommen, er habe blos eine Botschaft an Graf Heinrich zu bestellen gehabt. Ueber seine Neuigkeiten habe sich Geronimo nicht geäußert, doch scheine er nach einigen hingeworfenen Aeußerungen der Meinung zu seyn, daß sie ihren Gebieter höchlich erfreuen dürften.

Diese Vermuthung schien sich aber nicht rechtfertigen zu wollen, denn zwanzig Minuten später öffnete der Marquis plötzlich die Thüre ohne das geringste vorausgehende Geräusch. Noch einen scharfen Blick in die Runde, als wollte er sich überzeugen, daß Niemand der Thüre nahe gekommen, sagte er mit schwer herabgezogener Stirne und etwas ängstlicher Stimme: „Ist noch Keiner von Herrn von Rohans Dienern aufgetrieben? Schnell, seht Euch nach einem um.“

Beide Diener stürzten zugleich hinaus, und fünf Minuten später kam der Eine mit Peter Millort, den wir in Rohans Diensten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, zurück. Er ward unmittelbar in das Zimmer des savoyischen Großen eingeführt, und blieb einige Minuten mit Letzterem allein, indem Geronimo so lange im Vorzimmer verweilte.

Was auch drinnen vorgehen mochte, im äußern Zimmer herrschte tiefe Stille. Der Diener wagte keine weitere Frage, und Geronimo war schweigsam wie das Grab, nachdem er ein für allemal erklärt hatte, daß ihm der Herr das strengste Geheimniß anbefohlen, bis er selbst eine Mittheilung der erhaltenen Nachrichten für passend halten würde. Endlich kam Bernhards Diener heraus und ging seiner Wege, indem er auf Masserans Abschiedsworte erwiederte: „Es soll nicht fehlen, gnädiger Herr, ich werde meinem Herrn Eure Güte rühmen.“

Der Marquis schloß sich wieder ein, und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, ein finsteres, höhnisches Lächeln im Gesichte. Alle fünf bis zehn Schritte blieb er in tiefen Gedanken stehen. Endlich nach einer längern Pause als gewöhnlich brach er in ein lautes Lachen aus und rief: „Und was wäre natürlicher? Sie bekamen Streit auf der Straße, griffen zum Schwert, und er ward getödtet! — Gut, so ist Alles auf immer zu Ende.“

Der Schluß schien ihm vollkommen befriedigend, er rief seinen Diener, ließ sich vollends ankleiden und eilte in den Gasthof zu Graf Meyrand. Hier erfuhr er, daß dieser nach einer schlaflosen Nacht früh aufgestanden und, längern Verzugs unfähig, sich bereits in den Palast begeben habe.

„Beim Himmel,“ rief Masseran, „er wird Alles verderben mit seinem kindischen Ungestüm, aber wahrscheinlich ist der König noch nicht aufgestanden. Ich muß schnell hin und sehen.“

Ohne Verzug eilte er nach dem Palaste ins Vor-

zimmer zu den königlichen Gemächern, wo er nur Thürhüter und anderes gewöhnliche Gefolge fand. Auf seine Frage, ob sich der König schon erhoben, ward ihm eine bejahende Antwort zu Theil, und der Page setzte hinzu, seine Majestät seyen in einem wichtigen Geschäfte mit Graf Meyrand begriffen. Masseran wendete sich von ihm ab, indem er vor sich hinmurmelte: „Schon gut, die beste und sicherste Karte ist in meiner Hand. Er kann nicht viel schaden.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Kabinetsthüre und ein Herr trat heraus, der beim Anblick Masserans rief: „Ha, der Marquis von Masseran! gerade war ich auf dem Wege zu Euch! Seine Majestät wünschen Eure Gegenwart.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Sitte der französischen Könige vor den Zeiten Karls des Großen bis herab auf den Letzten der Capets, die Mitglieder ihres Hofes Morgens beim Aufstehen und während des Ankleidens zu empfangen, ist so allgemein bekannt, daß wir uns bei derselben nicht länger aufzuhalten brauchen. Bei der heutigen Gelegenheit hatte Heinrich, mit Graf Meyrands Benehmen unzufrieden, und in der Absicht, ihm sein Mißvergnügen auszudrücken, ihn ziemlich lange, fast bis zu Beendigung der Toilette, im Vorzimmer warten lassen. Endlich erhielt der Graf Zutritt, und sein

bleiches, bekümmertes Gesicht, die unruhige Miene, seinem gewöhnlichen Betragen, namentlich aber der gestrigen Aufführung so ganz unähnlich, machten das Mitleid des mildherzigen Königs rege. Heinrich dachte: „Bei all Dem weiß er sich doch zu benehmen und er bereut das unanständige Betragen, wozu er sich gestern hinreißen ließ."

„Ich komme, Sire," begann Graf Meyrand, sich dem Könige nähernd, „mein Leben zu Eurer Verfügung zu stellen. Ich habe eine Handlung begangen, deren völlige Unentschuldbarkeit ich anerkenne, und wie auch Euer Majestät Entschließung ausfallen mag unterwerfe ich mich ihr mit mehr Demuth und Zerknirschung als gestern, wo ich, wie ich nicht läugnen will, in einem an Raserei grenzenden Gemüthszustande war. Auch kann ich wirklich mein Betragen den ganzen Tag über nur temporärem Wahnsinn zuschreiben."

Der König runzelte die Stirne, aber ehe er antworten konnte, erschien ein Diener mit der Meldung: „Der Palastprevôt, Sire, bittet dringend um Audienz."

„Führt ihn ein," sagte der König strenge, dann wandte er sich zum Grafen und fuhr fort: „Verstehe ich Euch recht, Herr von Meyrand, so mag ich sein bedürfen vor dem Schluß Eurer Audienz. Nun Prevôt, was ist Euer Begehr?"

„Eurer Majestät allerhöchsten Willen einzuholen," erwiederte dieser, „hinsichtlich des Barons Rohan, welcher letzte Nacht von der Wache mit bloßem Schwert ertappt ward in der Nähe des Gartengebäudes. Die Stelle liegt noch im Bereich des Burgfriedens, obgleich es etwas zwei-

felhaft seyn könnte, und Herr von Rohan es nicht gewußt haben mag."

„Bringt ihn augenblicklich her," sagte der König. „Wir haben mehr wichtige Fragen mit Herrn von Rohan abzuthun, scheints, als diese. Einen Irrthum können wir vergeben, absichtlicher Ungehorsam aber muß bestraft werden, sonst ist uns die königliche Gewalt vergebens anvertraut. — Herr von Meyrand," fuhr er fort, während der Prevôt abtrat, „ich setze voraus, die Sache hängt mit Eurer eigenen Angelegenheit zusammen, ist's nicht so?"

„Ohne Zweifel, Sire," erwiederte der Graf. „Ich gestehe, daß ich, von Eifersucht, Unwillen und Entrüstung getrieben, dem Baron Rohan letzte Nacht eine Ausforderung schickte. Er kam zu diesem Ende ins Freie, während ich allerdings nicht die Absicht hatte, mein Schwert im wohl bekannten Bereich Eurer königlichen Residenz zu ziehen." Das sagte er ohne ein einzigmal zu stocken oder anzustoßen, so vertraut wird der Mensch mit der offenbaren Lüge, vor der er zuerst zurückbebte, nach einer in übeln Gedanken verbrachten Nacht. „Allein der Baron zog gegen mich," fuhr Meyrand fort, „und von dem unvermutheten Anfall und der Wache überrascht, ließ ich mich entwaffnen."

„Es floß also kein Blut?" fragte der König.

„Kein Tropfen, Sire," antwortete der Graf. „Aber ich gestehe meinen Fehler, indem ich ihn bedaure, und läugne nicht, daß es allerdings meine Absicht war, die Sache aufs Aeußerste zu treiben."

„Wenigstens ist die Aufrichtigkeit lobenswerth," erwiederte der König nach augenblicklichem Besinnen, „aber hier kommt Herr von Rohan. Meine Herren, tretet ein wenig zurück, Herr von Brézé schiebt gefällig den Stuhl vor, nun stellt die beiden Nebenbuhler vor mich hin. Was wißt Ihr zu Eurer Entschuldigung zu sagen, Herr Bernhard von Rohan, erstlich, daß Ihr meine strengen Befehle mißachtet, und sodann, daß Ihr Euer Schwert innerhalb des Burgfriedens gezogen habt."

„Für Beides, Sire," erwiederte Bernhard ruhig und aufrichtig, „hab' ich nur Eine Antwort, daß ich mein Schwert nicht freiwillig zog, sondern erst als ich zu Vertheidigung meines Lebens und meiner Ehre mich dazu genöthigt sah. Meine Ehre konnt' ich allerdings in die Hände Eurer Majestät niederlegen, mein Leben aber, da Ihr nicht gegenwärtig waret, mußt' ich selbst vertheidigen."

„Aber Graf Meyrand hier," versetzte der König, „sagt mir, Ihr hättet, während er einen passenderen, erlaubteren Ort zu solchen Händeln zu gewinnen suchte, das Schwert gegen ihn gezogen."

„Diese Behauptung, Sire," entgegnete Bernhard, mit ruhiger, fester, entschlossener Stimme, indem er den Grafen unverwandt fixirte, der sehr blaß aussah, „diese Behauptung Hadrians von Meyrand ist, wie sein ganzes Leben eine Lüge."

„Ihr hört," sagte der König, sich zum Grafen wendend, „welchen Beweis habt Ihr für Eure Angabe?"

„Alle möglichen Beweise," erwiederte Dieser. „Läugnet

Herr von Rohan den Empfang meines Kartells ab? Wagt er zu läugnen, daß er mich aufsuchte?"

„Das Letztere allerdings," versetzte Bernhard. „Was das Kartell betrifft, Sire," fuhr er, zum Könige gewendet, fort, „so erhielt ich allerdings letzte Nacht ein Billet des Baron von Meyrand, das mir aber nicht durch einen französischen Edelmann, sondern durch einen bloßen Pagen eingehändigt ward. Ich öffnete es, hatte aber kaum das erste Wort gelesen, als mir seine königliche Hoheit der Dauphin begegnete, und sich mit mir in ein Gespräch einließ, weßhalb ich den Pagen abfertigte, und eine Antwort nachzusenden versprach. Seither hab' ich nie mehr an das Papier gedacht; hier ist es, Sire," und damit überreichte er es dem Könige. „Ich ging später aus," fuhr er fort, „um einem schönen Fräulein im Palaste nach venetianischer Sitte eine Serenade zu bringen, wozu mir seine königliche Hoheit der Dauphin eine Laute zu leihen die Gnade hatte. Da ward ich von Herrn von Meyrand und einem Dritten überfallen, der, wie ich denke, mit Hern von Masseran eine und dieselbe Person —"

Graf Meyrand nickte bejahend mit dem Haupte, und der König wendete sich zu einem der anwesenden Edelleute mit den Worten: „Holt den Marquis von Masseran, Villeblanche, und führt ihn augenblicklich ein — Nur zu, Herr von Rohan."

„Als ich den Grafen zuerst erblickte," fuhr Rohan fort, „hatte er bereits das Schwert gezogen, die erste Notiz von seiner Anwesenheit erhielt ich durch einen flachen Hieb seiner

Waffe, und als ich ihn an Euer Majestät Befehl erinnerte, nannte er mich einen Feigling, erlaubte sich die insultirendste Sprache, schlug mich zum zweitenmal und zwang mich, zu meiner Vertheidigung zu ziehen."

„Ich hoffe, Eure Sprache ist aufrichtig, Herr von Rohan," sagte der König. „Dieses Billet enthält die Einladung zu einem Zusammentreffen mit Graf Meyrand genau an der Stelle, wo man Euch traf. Ward ein musikalisches Instrument gefunden?" fuhr er, zum Prevôt sich wendend, fort.

„Ja, Sire," erwiederte dieser, „eine Laute fand sich neben des Barons Standorte."

„Ein bloßer Vorwand, Sire, und nichts weiter," sagte der Graf. „Aber hier kommt Herr von Masseran — laßt ihn sprechen."

„Mein Herr," sagte der König zu dem Marquis, „ich muß Euch bitten, uns ohne vorherige Rücksprache mit einem der Anwesenden einen genauen Bericht zu geben, was gestern Nacht zwischen den beiden Herren begegnete. Ihre Behauptungen widersprechen sich vollkommen. Habt die Güte und erzählt den ganzen Vorgang."

Masserans Antwort war ein Meisterstück von Gewandtheit und Arglist. „Ihr überrascht mich, Sire," begann er, „denn ich kam in einer ganz andern Angelegenheit, wegen eines höchst traurigen, schrecklichen Ereignisses, das ich Euer Majestät zu meinem großen Leidwesen mittheilen muß. Und wirklich, ich fühle mich dergestalt außer Fassung, daß — doch

ich muß zuerst Eure Frage beantworten, Sire. Wissend, daß der edle Graf Meyrand Herrn von Rohan ein Kartell zugeschickt hatte, begleitete ich Erstern an den bezeichneten Ort, von wo sie sich in den Wald begeben wollten, um irgendwo einen passenden offenen Raum mit günstigem Terrain im klaren Mondlichte zu Schlichtung ihrer Differenz aufzusuchen. Kaum waren wir aus dem Palast getreten, so sahen wir Herrn von Rohan vor uns der bezeichneten Stelle zugehen. Herr von Meyrand eilte mir ein paar Schritte voraus, um mit ihm zu sprechen."

„Und was sagte er?" fragte der König.

„Wie gesagt, ich war ein paar Schritte zurück," sagte der Marquis, „so daß ich die Worte nicht genau hören konnte. Aber ich denke, er bot ihm einen guten Abend oder machte ihm eins der gewöhnlichen Komplimente, welche Kavaliere bei solchen Gelegenheiten auszutauschen pflegen, ehe sie sich den Hals brechen. Gleich darauf zog Herr von Rohan und ehe ich Zeit hatte, vorzustellen, daß wir noch innerhalb des Burgfriedens wären, hatte auch Herr von Meyrand gezogen."

Ungeachtet der gespanntesten Gemüthsaufregung, in der sich Graf Meyrand befand, konnte er sich doch beim Anblick der ehrlichen, aufrichtigen, lammfrommen Miene, womit Herr von Masseran sein Mährchen vorbrachte, kaum des Lachens erwehren.

Der König aber fiel hier dem Marquis in die Rede mit der Frage: „Und wißt Ihr wirklich ganz bestimmt, daß Baron Rohan zuerst zog?"

„Sire," erwiederte der Lügner feierlich, „ich nehme nicht den geringsten Anstand, zu behaupten, daß es der Fall war."

„Was sagt Ihr dazu, Herr von Rohan?" fragte der König.

„Nur soviel, Sire," antwortete dieser, äußerst entrüstet über das Lügengewebe, „nur soviel, daß jedes meiner Worte die reine Wahrheit enthält. Vergönnt mir Euch in Erinnerung zu bringen, daß noch Niemand eine Unwahrheit von mir hörte, nicht einmal aus politischen Beweggründen oder zu Täuschung des Feindes im Felde, während man im Kabinet und Lager dergleichen Mittel für keine Unehre hält. Noch nie kam mir eine leichte Ausrede etwa zu Beschwichtigung eines lästigen Feindes, eine unrichtige Angabe zu Ablehnung eines Geschäfts, eine prahlerische Sprache oder irgend ein leeres falsches Wort über die Lippen. Auch möcht' ich Euch aufmerksam machen auf die Thatsache, daß diese Anschuldigungen von zwei Männern kommen, welche schon früher zu demselben Zwecke die niederträchtigsten, verrätherischsten Plane geschmiedet. Nahmen sie doch keinen Anstand, diese beiden Männer, der Eine einst französischer Edelmann, der Andere von jeher ein elender Schurke, jede Idee von Wahrhaftigkeit selbst zu verletzen. Hinsichtlich dieses italienischen Zeugen berufe ich mich auf die Charakterschilderung, die Euch der Marschall von Brissac von ihm zugesandt. Hiernach muß sein Zeugniß ganz außer Frage bleiben, mein Wort aber, sag' ich, dem des Grafen Meyrand

gegenüber, liegt so gewichtig in der Schale, daß das Seinige bis an den Rand des Jüngleins emporschnellt."

„Da habt Ihr nicht ganz Unrecht," versetzte der König. „Ihr habt einen Namen als wahrhaftiger Mann, Herr von Rohan, was allerdings zu beachten. Gleichwohl reicht es nicht hin, ein directes, offenbar unverabredetes Zeugniß zu widerlegen. Ich sagte Euch gestern, wofern Ihr auf irgend eine Ausforderung das Schwerdt ziehen würdet gegen Graf Meyrand, sollte Euch die Strafe treffen, deren Ihr Euch erinnern werdet. Ich fühle mich wirklich geneigt zu alsbaldigem Ausspruch der Sentenz."

„Da würdet Ihr mir grausames Unrecht thun, Sire," erwiederte Rohan.

„Noch ein Wort, Herr von Masseran," sagte der König. „Haltet Ihr es, nach dem, was Ihr gesehen, für möglich, daß Herr von Rohan dem Fräulein von Brienne ein Ständchen zu bringen im Begriff war?"

„Ganz unmöglich, Sire," erwiederte der Marquis; „er war ja auf der entgegengesetzten Palastseite, wovon sich Euer Majestät selbst überzeugen können."

„Nun," wandte sich der Monarch zu Bernhard von Rohan, „wißt Ihr was einzuwenden, das die angedrohte Sentenz verzögern mag?"

„Nur das, Sire," erwiederte dieser, „daß ich einen Zeugen habe, der die Wahrheit meiner Aussage beweisen kann. Ehe ich ihn aber aufrufe, muß ich seine Erlaubniß haben. Ich hoffe, ich vertraue, sie zu bekommen, allein —"

„Es klingt fast wie eine Ausflucht, mein Herr," sagte der König, „doch"

„Eine baare Ausflucht und nichts weiter, Sire," fiel ihm Masseran ins Wort, der ein Schwanken in des Königs Haltung zu erblicken glaubte. „Aber sollte auch Euer Majestät Güte und Großmuth Herrn von Rohan bei dieser Gelegenheit entwischen lassen, so hab' ich eine Anklage gegen ihn, der er nicht entrinnen kann. Auf ihm lastet eine schreckliche, abscheuliche Schuld, die mich diesen Morgen in aller Eile zu Eurer Majestät führte."

„Das müßt Ihr bei Euch behalten, mein Herr, bis nach Entscheidung der vorliegenden Sache, und auch dann, fürcht' ich, hab' ich kaum noch einen Augenblick Zeit für Euch. Mit Euch, Herr von Meyrand, bin ich gleich fertig. Ihr anerkennt die Sendung der Ausforderung, daher seyd Ihr der angreifende Theil, und ich banne Euch dafür auf immer von unserem Hofe. Begebt Euch auf Eure Güter, verhaltet Euch ruhig und überlegt reiflich jeden Eurer Schritte; ein nie schlummernd Auge wird über Euch seyn, dem Ihr nicht entrinnen könnt. Bleibt dort, und laßt Euch nie mehr in meiner Gegenwart blicken. Ueber Euch, Herr von Rohan, sprech' ich eine bedingte Sentenz aus. Ist Eure Erzählung wahr, so mußtet Ihr Euer Leben vertheidigen, und könnt Ihr durch unzweifelhafte Beweise darthun, daß Ihr nicht zuerst das Schwerdt gezogen, so annullir' ich meinen Spruch. Bis dahin aber erklär' ich, daß die Hand Isabellens von Brienne Euch nie zu Theil werden soll, so lange

ich Frankreichs Krone trage. Ich hab's gesagt, und bei meiner Ehre, mein Wort ist unverletzlich."

Bernhard verneigte sich nicht ohne eine Anwandlung von Trauer, doch nicht gerade in Verzweiflung. Graf Meyrand tröstete sich über seiner strengen Sentenz mit dem Gedanken, seinen Nebenbuhler zu Grunde gerichtet zu haben. „Das kann er nie beweisen," dachte er," hatte ja der Dauphin bereits den Rücken gewandt."

Nur Einer von den Dreien sprach ein Wort — der Gebieter von Masseran. „Laßt ihn sich nicht entfernen, Sire, wenn ich bitten darf," sagte er, als er Bernhard einen Schritt zurücktreten sah. „Ich habe eine Anklage gegen ihn, zu der sich alles Bisherige verhält wie Mittagssonnenschein zur Mitternacht."

„Was bedeutet das, mein Herr?" sagte Heinrich, welcher zum Erstenmal diesem Vorbringen einige Aufmerksamkeit lieh. „Was legt Ihr ihm zur Last?"

„Einen Mord, Sire," war Masserans Antwort, „einen überlegten, vorsätzlichen Mord, begangen an Heinrich, Grafen von Brienne, dem Bruder seiner angeblichen Geliebten."

Dreißigstes Kapitel.

Ein Gemurmel des höchsten Erstaunens erhob sich unter den Anwesenden bei dieser kecken Anklage. Der König selbst fuhr schaudernd zurück und es bedurfte einiger Zeit, ehe er eine geeignete Frage zu machen im Stande war.

Aber am Schlagendsten malte sich das Erstaunen auf den Gesichtern Graf Meyrand's und Rohans selbst.

Endlich brach der König sein Schweigen mit der Frage: „Habt Ihr auch überlegt, was Ihr sagt, Herr Marquis? Die Beschuldigung ist so ernster Natur, und dabei so unwahrscheinlich, das Verbrechen dergestalt von jedem scheinbaren Beweggrunde entblößt, dem Charakter des Herrn von Rohan so widersprechend, so unglaublich in seinen Verhältnissen, in seiner Lage, daß ich Euch nothwendig diese Frage vorlegen muß. Noch einmal, habt Ihr Eure Worte wohl überlegt? Könnt Ihr die Beschuldigung mit strengem Beweis erhärten, oder bringt Ihr sie vor auf bloßen Verdacht?"

„Sie gründet sich auf positiven Beweis, Sire," erwiederte der Marquis, „einen Beweis, der bei mir jeden Zweifel ausschließt. Auch Euer Majestät wird er vollkommen genügen, und nicht minder den Richtern des Landes."

„Was sagt Ihr dazu, Herr von Rohan?" sagte der König mit einem Blicke, der noch immer den Ausdruck des Erstaunens, Entsetzens an sich hatte. „Was erwiedert Ihr darauf?"

„Einfach das, Sire," erwiederte Bernhard, „daß ich eines großen Verbrechens fälschlich angeklagt bin von einem schlechten Mann. Sonst kann ich nichts darauf sagen, da ich nicht die geringste Idee habe, wie der ausländische Verläumder auf einen solchen Verdacht gerathen konnte."

„Keine Verläumdung, Sire, kein Verdacht!" rief Masseran. „Ich bin diesen Augenblick bereit, dergleichen leeren Worten durch Beibringung der Beweise in Eurer

Majestät Gegenwart ein Ende zu machen. Dann soll sich zeigen, wer der Verläumder ist."

„Die Sache ist zu wichtig, um hier entschieden zu werden," sagte der König. „In einer halben Stunde will ich im großen Audienzsaal Alles hören. Prevôt, führt Herrn von Rohan ab, und laßt ihn mit Niemand reden. Bringt ihn sogleich in den Audienzsaal, ich folge augenblicklich."

Der unglückliche junge Mann entfernte sich mit den Worten: „ich hoffe zu Eurer Majestät Gerechtigkeitssinn, daß die Untersuchnng nicht ohne meine Gegenwart beginnt."

„Ihr sollt volle Gerechtigkeit haben, Herr von Rohan," versetzte der König. „Herr von Masseran, Herr von Meyrand, verlaßt mich für jetzt. Die Untersuchung soll unverzüglich beginnen."

Bewußtseyn der Unschuld und ein starkes, treues Herz hielten Rohan in diesem bedenklichen, angstvollen Augenblicke zwar aufrecht, doch konnten sie ein Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit nicht verhüten. Es schien dieß Gefühl der endliche Inhalt jener Schwermuth, deren Schatten bei seinem ersten Eintritt in Frankreich über ihn gekommen war, zu seyn. Wars doch, als sollte bei jedem Schritte vorwärts eine neue Last auf sein Haupt gewälzt werden, als sollten nach jeder bewältigten Schwierigkeit neue und furchtbarere Hemmnisse sich vor ihm emporthürmen. Er verließ zwar das königliche Gemach mit sicherem, langsamen Schritte, mit erhobener, obwohl bewölkter Stirne, aber Verzweiflung lastete schwer auf seinem Herzen. Und während er im Audienzsaale mit über die Brust gekreuzten Armen der Erschei-

nung des Königs harrte, sah er in ihr nur den Anfang neuer Sorgen, neuer Pein für sich voraus.

Mittlerweile giengen der Gebieter von Masseran und Graf Meyrand, ihres Triumphs genießend, am andern Saalende auf und ab. Sie sprachen viel und munter zusammen, und warfen zuweilen einen ernsten, etwas höhnischen Blick nach der Stelle, wo ihr Opfer stand. Zu Vergrößerung seiner Seelenpein fehlte es nicht an einer bedeutenden Zahl Adeliger und sonstiger Höflinge, die, durch das Gerücht herbeigezogen, ihre Köpfe zur Saalthüre hereinstreckten und Rohan schweigend betrachteten. Um aber seine Qual aufs Höchste zu treiben, mußte er auch Isabellens Stimme vernehmen in Tönen, die zur Genüge bewiesen, daß auch ihr die schreckliche Kunde nicht fremd geblieben. Sie bat um Zutritt zu dem Geliebten und beharrte darauf, troß der wiederholten Abweisung der Wache.

„Ich bitte, Herr Prevôt," sagte Bernhard mit fast brechendem Herzen beim Klange der süßen, ihm so theuren Stimme. „Ich bitte, stellt ihr vor, daß sie, auch zugelassen, nicht mit mir sprechen dürfte. Ich geb' Euch mein Ehrenwort, daß ich während Eurer Entfernung mit keiner Seele auch nur eine Sylbe wechsle."

Nach augenblicklichem Zögern verließ der Prevôt seinen Gefangenen, und sprach ein paar Minuten zu Isabellen an der Thüre. Sie antwortete nichts und Bernhard dachte, sie habe sich entfernt. Dem war aber nicht so, denn zehn Minuten später flogen die Thüren auf, und die Thürsteher riefen: „Der König! der König!" Gleich darauf hörte

Bernhard, der nicht sehen konnte, was im Corridor draußen vorging, aufs neue Isabellens bittende Stimme, hie und da, wie ihm däuchte, durch Thränen und Schluchzen unterbrochen. Heinrich antwortete augenscheinlich in begütigender Weise, obgleich man seine Worte im Saal nicht verstehen konnte. Endlich schien er näher zu kommen, denn man hörte ihn deutlich sagen: „Wenn Ihr es wünscht, soll es seyn, falls es nöthig wird ihn von diesem Orte zu entfernen. Begebt Euch inzwischen aufs Zimmer der Königin. Ich werd' Euch nicht täuschen, obwohl ich Euch Unrecht darin geben muß.“

Die letzten Worte schwebten ihm noch auf der Lippe, als er in den Saal trat, gefolgt von einem Theil seines Hofstaats und begleitet von seinem zweiten Sohne Karl.

„Wo ist der Dauphin?“ fragte Bernhard leise den Prevôt, während der König sich setzte, und der Hofstaat sich in einem Halbzirkel um den königlichen Sitz aufstellte.

„Er ward heute früh von Seiner Majestät nach Paris geschickt,“ war die Antwort in demselben leisen Tone.

„Herr von Masseran und Herr von Rohan tretet vor,“ sagte der König mit dem Ausdrucke des Ernsts und der Strenge im Gesichte. Dann sah er einige Augenblicke schweigend auf seinen Fußschemel nieder, während Kläger und Beklagter sich näherten. Endlich erhob er das Haupt mit majestätischem Anstand, und begann, zu dem Savoyarden gewendet: „Herr von Masseran, ehe Ihr weiter geht, laßt mich Euch warnen, unter Hinweisung auf die Lage, in der Ihr Euch selbst befindet. Mir liegt ob, Allen mit dem-

selben Maße der Gerechtigkeit zu messen, deßhalb darf ich nicht übersehen, welche Motive in Euren besondern Verhältnissen auf Euer Benehmen gegen den Angeschuldigten einwirken mögen. Ich habe über die bisherigen Begebenheiten wohl nachgedacht, und finde von Eurer Seite eine schon längere Zeit dauernde heftige Feindschaft gegen den Baron von Rohan. Fürs Erste — denn die Zeit zu einer offenen Sprache ist nun gekommen — kam der Baron vor ein paar Jahren im Verlauf seiner ausgezeichneten Militärdienste in Italien einer geheimen Correspondenz zwischen Euch, unserm angeblichen Anhänger, und unserem Feinde, dem Könige von Spanien, auf die Spur. In der Ueberzeugung von ihrer verrätherischen Natur legte er sie dem Marschall von Brissac vor. Ihr, mein Herr, wußtet eine andere Absicht zu unterstellen, doch konntet Ihr allen Verdacht nicht entfernen, und der Marschall von Brissac selbst benachrichtigt mich, daß er vor wenig Wochen für nöthig erachtet, Herrn von Rohan an Euch abzusenden, mit der bestimmten Erklärung, im Fall der Fortdauer Eurer Correspondenz mit den Feinden Frankreichs würde er sich genöthigt sehen, Euer Gebiet auf beiden Seiten des Gebirgs zu besetzen, ja sich Eurer Person selbst zu versichern. Bei dieser Gelegenheit wichet Ihr einer Zusammenkunft mit Herrn von Rohan aus, legtet ihm, wie es scheint, eine Falle, nahmt ihn unmittelbar nach seiner geheimen Trauung mit Fräulein von Brienne gefangen, und warft ihn in einen Kerker. Der Thurm gerieth in Brand — hoffentlich aus Zufall — und was man für die Ursache seines Todes gehalten, führte, wie es scheint

zu seiner Befreiung. Er erschien hier am Hofe, machte alle Eure Heirathsprojecte mit dem Grafen Meyrand zu nichte, und nun beschuldigt Ihr ihn plötzlich der Ermordung des jungen Grafen von Brienne. Erlaubt mir nur die Frage: nimmt sich diese Anklage nicht aus, wie eine abgekartete Sache? Jedenfalls ist soviel klar, daß Ihr seit lange eine heftige, bittere Feindschaft gegen den Baron nährt, daher denn auch Eure Anklage durch den augenscheinlichen Beweggrund viel von ihrem Gewichte verliert. Ueberlegt das wohl, und nehmt Euch sehr in Acht, ehe Ihr weiter geht. Seyd gewiß, falls Ihr auf Euren unrechten Wegen fortfahrt, dießmal kommen wir der Sache auf den Grund."

„Ich wünsche nicht mehr, Sire," erwiederte Masseran. „Meine Feindschaft gegen Herrn von Rohan, vielleicht ließe sie sich besser Antipathie nennen, such' ich in keiner Weise zu verhehlen. Wirklich ich lieb' ihn nicht, hab' ihn auch nie geliebt. Nehmt daher meine Anklage nur nach ihrem eigenen Werth, ich stelle sie nicht leichtsinnig, noch ungerecht. Die Thatsachen sind mir so kürzlich erst zugekommen, daß ich nicht einmal Zeit gehabt, eine Erzählung daraus zu schmieden, mich nach Beweisen umzusehen, oder aus Rachsucht Plane auszuhecken zum Untergang des armen Jungen. Ich klage an diesen Edelmann, Bernhard von Rohan, der kaltblütigen Ermordung seines Freundes Heinrich von Brienne, die im Walde zwischen dem Dorfe Leissard und dem Fluße Ain, vor sich gieng, und zwar, wenn mich meine Berechnung nicht täuscht, vor etwa zehen Tagen. Hinsichtlich aller kleinen Umstände aber muß ich Euer Majestät an

Diejenigen verweisen, von welchen ich selbst die Nachricht erhalten. Ich hatte auch nicht einmal Zeit, mich nach allen Einzelheiten zu erkundigen, und könnte daher leicht in kleine Unrichtigkeiten verfallen, die mir bei dem herrschenden Vorurtheil gegen meine Person als Widersprüche oder absichtliche Entstellungen ausgelegt werden würden."

„Und wie wollt Ihr nun zu Werke gehen, Herr von Masseran?" fragte der König. „Wer sind die Leute, von denen Ihr sprecht?"

„Zum Ersten," fuhr der Marquis fort, „bitt' ich Euch, Sire, um Vernehmung irgend eines meiner Diener, des Nächsten, Besten, der zur Hand seyn mag. Ich habe mich seither immer in diesem Saal aufgehalten, um ihr Zeugniß gegen jeden Verdacht stattgehabter Communication zu sichern."

„Ruft einen von Herrn von Masserans Dienerschaft," sagte der König zu einem der Thürsteher. — „Wenn ich recht verstand, ist Euch der eine so lieb als der andere, nicht wahr, Herr Marquis?"

Dieser verneigte sich zum Zeichen des Zugeständnisses und wartete schweigend die Rückkehr des Boten ab, die bald in Begleitung eines italienischen Dieners erfolgte, dem vor drei bis vier andern die Ehre der Wahl zu Theil geworden war. Kaum befand er sich nahe genug, um deutlich gehört zu werden, so fragte ihn sein Gebieter: „Erinnerst Du Dich der neulichen Absendung Geronimos?"

„Ja, gnädiger Herr," war die Antwort, „es war letzte Woche am Mittwoch."

„Und hörtest Du etwas vom Ziel und Endzweck seiner Reise?" fuhr der Marquis fort. „Wenn so, erzähl' es Seiner Majestät."

„Ihr schicktet ihn, wie ich hörte, dem jungen Grafen nach mit einem Paket. Er sollte ihn irgendwo zwischen Lyon und der Grenze finden."

„Irr' ich mich nicht," sagte Masseran, „so warst es Du, der Geronimo nach seiner Rückkehr bei mir einführte?"

„Nein, gnädiger Herr," war die Antwort, „aber ich stand bei seiner Ankunft an der Hinterthüre und half ihm vom Pferd unter der Einfahrt, denn er war steif und müde."

„Gib Seiner Majestät genauen Bericht vom Augenblicke seiner Ankunft," sagte Masseran.

„Ich denke, es war halb fünfe vorüber diesen Morgen," erwiederte der Mann, „vielleicht gar schon ein Viertel auf sechs, in keinem Fall später."

„Wozu soll das, Herr von Masseran?" fragte der König ungeduldig. „Die Geschichte Eures Kuriers ist sicherlich dabei von keinem Belang."

„Von sehr großem, Sire," erwiederte Masseran. „Euer Majestät geruhten zu bemerken, daß meine Anklage unter verdächtigen Umständen zu Tage käme. Ich zeige Euch nun Schritt vor Schritt, wie ich zufällig in den Besitz meiner Nachrichten kam, damit kein solcher Verdacht auf dem Beweise haften bleibe. Doch genug! Ihr habt den Abgang meines Kuriers Geronimo vor etwa zehen Tagen vernommen, habt gehört, daß er ein Paquet überbringen sollte von meiner Gemahlin und mir an den jungen Grafen von

Brienne; endlich, daß er kaum eine Stunde vor meiner Erscheinung vor Eurem königlichen Antlitz zurückgekehrt. Nun sollt Ihr aber auch seine Erzählung hören, und zwar von seinen eigenen Lippen. Man rufe meinen Kurier Geronimo."

Einige Minuten verstrichen, ehe der Gerufene zum Vorschein kam, und inzwischen herrschte ein tiefes Schweigen. Bernhard stand fest und aufrecht zur Rechten des Königs, den Blick streng auf den Marquis gerichtet, der mit niedergeschlagenen Augen und verbissener Lippe den ganzen Zwischenact hindurch eher das Aussehen des Angeklagten, als des Anklägers hatte.

Endlich trat der Italiener ein, und sein Aeußeres war nichts weniger als geeignet, Vertrauen zu erwecken. Wahr ist's, er war nicht nur ein großer und kräftiger, sondern auch ein ausnehmend hübscher Mann, von jener besondern Gattung Schönheit, die man nur in Italien antrifft. Seine Züge waren fein und zierlich, die ziemlich dunkle Haut glatt und blühend, der Mund schön, das Auge groß und feurig. Im Allgemeinen wars ein Gesicht, das man weiblich nennen konnte, hätte dem nicht der dichte, gekräuselte, schwarze Schnurr- und Knebelbart widersprochen. Allein der Ausdruck machte alle Anstrengungen der Natur, diesen Kopf mit einer Feinheit zu begaben, wie sie kaum je unter dem Meißel des Bildhauers hervorgieng, wieder zu nichte. Das beständige Zusammenziehen der Stirne gab ihm einen finstern, ominösen Blick, die unstäten Augen, bald zu Boden geschlagen, bald bei Seite schielend, bald unter den schwer überhängenden Brauen, nach Art des aufspringenden Tigers,

hervorblitzend, verkündeten Falschheit, Arglist, Trotz so klar und deutlich, als nur je ein menschliches Antlitz die Leidenschaften seines Busens ausgedrückt haben mochte. Auch die engverbissenen Zähne, die man vor jeder seiner Antworten deutlich knarren hörte, brachten den Anwesenden keine sonderliche Idee von seiner Wahrheitsliebe bei.

Dießmal aber erzählte er seine Geschichte weit leichter, aufrichtiger und freimüthiger, als ihm vielleicht jemals bei einer ähnlichen Aufgabe gelungen war. Die Art und Weise, wie sich Masseran bei seiner Fragestellung benahm, blieb gleichfalls auf den König nicht ohne Einfluß, wenigstens meinte er gewiß zu seyn, daß zuvor keinerlei Collusion zwischen Herrn und Diener stattgefunden habe.

„Nur näher, Geronimo, nur näher," rief ihm Masseran zu, als der Mann am Eingang stehen bleiben wollte — „erzähle Seiner Majestät den unglücklichen Vorfall mit Herrn von Brienne."

„Da ist weiter nichts zu erzählen, gnädiger Herr," versetzte der Mann, „als daß er todt ist, daß er ermordet ward im Walde von Cerdon. Ich kann nicht sagen, wer ihn tödtete; das weiß ich nicht."

„Nein, nein, Geronimo," sagte der Marquis, „das ist nicht hinreichend, Du mußt dem Könige alle Umstände berichten, wie ich sie von Dir hörte. Erzähl' uns Alles, was Dir begegnete seitdem ich Dich mit dem Paquet an Herrn von Brienne abschickte."

„Nun, gnädiger Herr" erwiederte der Mann, „Eurem Befehl gemäß ritt ich in aller Eile nach Pont d'Ain, und

von da nach Nantua, wo ich erfuhr, daß der junge Herr kurz vorher abgereist war. Ich suchte nun seiner Route auf die Spur zu kommen und ritt ihm nach."

„Und wie gelang Euch Ersteres?" fragte der König.

„Nun, ich mußte mir zum guten Theil mit Vermuthungen helfen, Sire," war die Antwort. „Der Wirth in Nantua wußte nicht, ob er sich nach Cerdon oder Leissard gewendet, doch hatte er ihn sagen hören, er reite jedenfalls Bourg zu. So begab ich mich denn nach Cerdon —"

„Warum aber nach Cerdon?" fragte der König scharf. „Wenn er nach Bourg wollte, wie konntet Ihr ihn in Cerdon suchen?"

„Euer Majestät halten zu Gnaden," erwiederte Geronimo, „weil mir die Leute in Nantua von einem Botenwechsel zwischen ihrem Hause und Cerdon erzählten, und namentlich, daß ein Kamerade des jungen Herrn in letzterem Orte geblieben sey, während er sich selbst nach Nantua begeben. Ich hielt es für wahrscheinlich, und sie meinten auch so, er könnte vorerst wieder nach Cerdon zurück seyn, deßhalb nahm ich Postpferde und ritt in aller Eile hinüber."

„Und dort war die Kunde von seiner Ermordung, wie ich vermuthe?" fragte Masseran.

„Bewahre, gnädiger Herr, bewahre," erwiederte der Andere. „Davon hört' ich erst lange nachher."

„Stört ihn nicht in seiner Weise, mein Herr," sagte der König zu Masseran. „Und was geschah zu Cerdon? Fahrt fort."

„Anfangs sagten mir die Stallknechte und der Kellner,

sie wüßten nichts weiter, als daß sich der junge Graf nach Mantua begeben habe. Da kam aber die Wirthin heraus und fügte bei, ein Edelmann sey Tags zuvor da gewesen, der die ganze Nacht auf den jungen Herrn gewartet, und ein von Mantua kommender Bote habe jenem Gaste — der, wie sie von seinem Diener erfahren, sich Bernhard von Rohan nannte — berichtet, Graf Brienne sey nach Leissard aufgebrochen."

Der König sah Bernharden an, der den Blick verstehend erwiederte: „Ganz wahr, Sire. Man kann sich auf Alles verlassen, was er bisher gesagt hat."

„Das gereicht uns wenigstens zu einigem Troste," meinte der König. „Fahrt fort, guter Freund. Was sagte die Frau weiter?"

„Sie sagte," fuhr Geronimo fort, „der Edelmann sey sehr zornig geworden über diese Nachricht, habe alsbald das bereit stehende Pferd bestiegen, und in aller Eile den Weg nach Leissard eingeschlagen. Ich folgte ihm, Sire, in der Hoffnung, beide Herren zu Bourg oder wenigstens zu Macon einzuholen. Doch hielt ich für gut, mich auf dem Wege zu erkundigen, und als ich in Leissard eine schlechte Herberge fand, tränkte ich blos mein Pferd und fragte die Wirthin, ob nicht zwei Herren von der beschriebenen Art da gewesen wären. Sie antwortete bejahend und zwar wären sie vergangenen Tag gerade um die nämliche Stunde da gewesen oder etwas früher, in Begleitung eines Dieners. Ich fragte wiederholt, ob sie ihrer Sache ganz gewiß sey, und sie antwortete ja, sie wisse es ganz gewiß, denn die beiden Herrn

hätten mit einander gezankt und sich harte Worte gegeben, warum, wisse sie freilich nicht, aber sie hätte ihnen friedlich zugesprochen. Nun verließ ich sie, und ritt so schnell als möglich gegen Bourg. Wenige Stunden von Leissard, in der Nähe von Ceyserat, wie Euer Majestät bekannt, kommt man auf einer Brücke über den Ain, wo die Zollstätte des Herrn von Ceyserat ist. Als ich dem Einnehmer die zwei Pfennige für mich und mein Pferd abgab, fragt' ich, warum weiß ich selbst nicht, ob er nicht die beiden Herren und ihren Diener gesehen, die gestern vorbei passirt wären. Er antwortete nein, es wäre nur Ein Herr mit seinem Diener passirt, nicht zwei. Ich entgegnete, er sey im Irrthum; darüber ward er böse und sagte, ich suche ihn nur in übeln Ruf zu bringen bei seinem Herrn."

„Darf ich ihm eine Frage vorlegen, Euer Majestät?" sagte hier Bernhard.

„Ohne Anstand," versetzte der Monarch. „Wir dürfen nichts unversucht lassen, die Sache aufzuklären."

„Der Einnehmer hatte Recht, wenn er sagte, daß nur Ein Herr mit seinem Diener zu dieser Stunde vorbeipassirte," rief Bernhard. „Aber sagte er Euch nicht, daß später ein zweiter Herr nachkam?"

„Nichtsweniger," erwiederte Geronimo; „im Gegentheil, er versicherte mich, daß kein Mensch später vorbei passirt sey, bis am Abend, wo zwei Wägen von Leissard zurückkamen, der eine ein Mühlwagen aus der Mühle weiter oben am Fluß, mit seinem Fuhrknechte, der andere ein Güterwagen von Ceyserat nach Leissard, auf dem sich zwei Personen

befunden, ein junger Bursche von Seyserat und ein Dienstmädchen, die nach Bourg wollte. Dieß, schwur er, waren Alle, die an jenem Tage die Brücke passirten. Ich schrieb mir all das wohl ins Gedächtniß, weil ich besorgt war um den jungen Grafen."

„Und warum wart Ihr um ihn besorgt?" fragte Heinrich.

„Weil mir die gute Frau zu Leissard gesagt hatte, die beiden Herren wären uneins gewesen, und sie hätte Thätlichkeiten befürchtet. Ich verhehlte dem Einnehmer meine Besorgnisse nicht, und fragte ihn um Rath. Er meinte, es wäre wohl das Beste, ich erkundigte mich in Seyserat. Etwas weiter unterhalb wäre ein Furth, wo der Graf vielleicht übergesetzt hätte. Demgemäß ritt ich fürbaß, aber obwohl ich dem einen Edelmann und seinem Diener stets auf der Spur blieb bis Bourg, und ihn überall Bernhard von Rohan nennen hörte, konnte ich von dem Grafen von Brienne nicht die geringste Kunde erlangen. Meine Unruhe wuchs, ich ritt zurück, gieng wieder über die Brücke, dingte in der Mühle einige Leute, um mir suchen zu helfen, und wollte nach Leissard zurück, als ich auf der Hälfte Wegs dahin einen Pfad gewahr ward, der durch den Wald hinab zum Flusse zu führen schien. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß er wirklich mit jener Furth in Verbindung stand, und wir ritten hinab, zu sehen, ob wir da nichts entdecken könnten. Bald fanden wir die Spuren von Pferdehufen, zwei hinwärts, eine herwärts führend. Weiterhin gelangten wir an eine offene Stelle mit weißem Sandboden, letzterer

von menschlichen Tritten tüchtig zerarbeitet, gerade, wie wenn da ein Kampf stattgefunden. Auch etwas Blut fand sich am Boden, zwar nicht viel, doch genug für einen tüchtigen Riß. Weiterhin aber war nicht die geringste Blutspur. Dagegen entdeckten wir Pferdehufen bis zur Furth hinab. Da nun selbst im Fall eines Kampfs und einer stattgehabten Verwundung der junge Graf den Fluß passirt und sich weiter fortgeschleppt haben mochte, beschloß ich, gleichfalls überzusetzen. Meine Miethleute mußten nun wieder an ihre Tagesarbeit zurück, sie warteten nur noch meine glückliche Ankunft am jenseitigen Ufer ab und giengen dann ihres Wegs und ich den meinen. Nun aber erwiesen sich meine Nachforschungen zwei Tage lang gänzlich fruchtlos, bis ich endlich Abends am zweiten Tage zu einer Hütte zwischen Cerdon und Tossiat gelangte, wo die Leute ein lediges Pferd aufgefangen hatten, das gesattelt und gezäumt umhergestreift war."

„Fanden sich Blutflecken in der Nähe der Baulichkeiten?" fragte der König schnell.

„Nein, Sire, nicht die geringste Spur," versetzte der Mann, ohne Zögern. „Ich eilte nun nach Leissard zurück, und brachte einige Leute auf, entschlossen, den ganzen Wald, wo ich das Blut gesehen, von einem Ende zum andern zu durchsuchen. Wir brauchten drei volle Viertheile eines Tags, ehe wir zu unsrem Zweck gelangten. Das aber geschah auf folgende Weise: Einer der unsern hatte einen Hund bei sich, der plötzlich auf Etwas unter einem Brombeerstrauche am Fuße eines Baumes anschlug. Eine große

Wölfin fuhr heraus und lief in eiliger Flucht davon. Einer von uns schlug den Strauch zurück, um nach ihrer Lagerstätte zu sehen, und das ganze Geheimniß lag enthüllt vor unsern Augen."

Eine Grabesstille erfolgte, und Jeder, Bernharden selbst nicht ausgenommen, drängte sich vor, um ja keine Sylbe zu überhören.

„Und was sahet Ihr denn?" fragte der König, das allgemeine Schweigen brechend.

„Der sandige Grund war theilweise aufgekratzt," versetzte der Italiener, „theilweise bedeckte er noch einen Leichnam, an dem der Wolf genagt hatte. Wir machten uns an den Körper und zogen ihn ohne Mühe hervor, denn er war überall nur leicht eingescharrt. Da lag der junge Graf vor uns, augenscheinlich seit drei bis vier Tagen todt."

„Mochten ihn nicht die Wölfe getödtet haben?" fragte der König leise, aber lebhaft.

„Nein, Sire," war die Antwort. „Zum Ersten, wenn sie ihn tödteten, müßten sie ihn auch verscharrt haben. Sodann hatten sie ihn allerdings schon tüchtig benagt, wie man an diesem Handschuh sehen mag," und damit zog er einen dicken, bockledernen Handschuh hervor, auf dessen Rückseite eine Grafenkrone und die Buchstaben H. v. B. in Gold gestickt waren, und legte ihn vor dem Könige nieder. „Allein," fuhr er fort, „die rechte Seite war noch unversehrt und an dieser eine tiefe Schwertwunde sichtbar, die seinen Tod verursacht haben mußte. Die Kleider waren zum großen Theil von den Wölfen zerrissen, und hie und da mit Blut befleckt,

doch nur unbedeutend. Wir schafften den Leichnam unverzüglich nach Bourg, wo man ihn in Bälde beerdigen mußte. Ich verweilte daselbst nur noch kurze Zeit, um nähere Erkundigungen einzuziehen, konnte aber nichts weiter in Erfahrung bringen. Nachdem ich mir vom Gebieter von Seyserat versprechen lassen, daß er mir einen der Leute, die bei Entdeckung des Leichnams anwesend gewesen, nachsenden wolle, eilte ich hieher, meinem Herrn die traurige Nachricht zu bringen. Das ist Alles, was ich zu sagen habe, Sire."

„Wirklich eine traurige Geschichte," sagte der König, während Alle sich schweigend und langsam von Bernharden zurückzogen, so daß er ganz allein dem Könige gegenüberstand.

Heinrich sah einige Minuten nachdenklich zu Boden, dann richtete er sein Auge fest auf Rohan und sagte: „Ein höchst peinliches, trauriges und sehr schwieriges Geschäft. Obgleich kein voller Beweis gegen Euch vorliegt, Herr von Rohan, sind doch sämmtliche Anzeigen zu dringend, als daß Ihr auf freiem Fuß bleiben dürft. Versteht mich wohl, ich will dadurch Eurer Sache keinen Eintrag thun, die von gesetzlichen Richtern näher untersucht werden muß, ja ich wiederhole, daß meines Erachtens noch kein genügender Beweis vorliegt, die That absolut Euch zur Last zu legen —"

„Verzeiht, Sire," unterbrach ihn der Gebieter von Masseran, „ich bin noch keineswegs mit den Anklagepunkten zu Ende. Laßt Herrn von Rohans Diener holen, den Einzigen, der bei ihm war; er sage, ob sein Herr nicht Heinrichen von Brienne bis wenige Minuten vor dessen Tode be-

gleitet hat. Er erzähle Alles, was er gesehen und gehört, Ihr werdet dann finden, daß mehr als bloßer Verdacht auf Herrn von Rohan lastet. Ich sah diesen Diener erst heute Morgen, und fragte ihn über die schreckliche Geschichte unmittelbar vor dem Anfang der Audienz. Soll man nicht nach ihm schicken?"

„Freilich," versetzte der König; „man bringe ihn unverzüglich her."

Man eilte den königlichen Befehl zu vollziehen, und Bernhard suchte sich in der Zwischenzeit Gehör zu verschaffen, aber der König unterbrach ihn mit den Worten: „Ich dächte, Herr von Rohan, Ihr hörtet die Anklagepunkte bis zu Ende an, ehe Ihr mit Eurer Vertheidigung beginnt."

„Wie Euer Majestät geruhen," erwiederte Bernhard. „So weit die Sache mich betrifft, ist sie äußerst einfach. Ich habe nichts zu thun, als Euch von jedem meiner Schritte, wie er erfolgte, Rechenschaft zu geben. Inzwischen unterwerf' ich mich Euer Majestät Befehl, und will vorerst die Aussage meines Dieners, Peter Millort, abwarten. Nur das füg' ich noch bei, daß Niemand mehr Kummer und Schrecken über dieses traurige Ereigniß fühlen kann, als ich."

Es dauerte lange, bis man den Gerufenen zur Hand brachte. Der König unterhielt sich inzwischen leise mit seiner nächsten Umgebung, augenscheinlich bemüht, die Meinung Derer, auf die er das meiste Gewicht legte, einzuholen. Bernhard von Rohan und der Marquis von Masseran standen sich die ganze Zeit über schweigend gegenüber, und auch dießmal wieder drängte sich den Umstehenden der entschiedene

Gegensatz im Benehmen der beiden Betheiligten auf. Rohans Miene zeigte den festen, geraden, entschlossenen Ankläger, während der Gebieter von Masseran scheu zu Boden sah, wie darniedergedrückt von einer schweren Anklage, die er nicht von sich abwälzen konnte.

Endlich ward Peter Millort eingeführt, und Aller Blicke flogen ihm entgegen. Er war blaß, unruhig, zitterte am ganzen Leibe, und während er offener Freimüthigkeit und kalter Festigkeit nie mehr bedurfte, als gerade jetzt, hatte ihn jede Spur von Muth und Entschlossenheit ohne alle Ursache verlassen. Sein schuldbewußtes, scheues Aussehen erregte allgemeinen Zweifel und Verdacht nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen seinen Herrn.

„Kommt näher," herrschte ihm der König zu, „kommt näher! Nun seht mir ins Gesicht, und antwortet auf meine Fragen. Seyd Ihr in Diensten des Baron Rohan?"

„Ja, Sire, Euer Majestät geruhen, das bin ich," erwiederte der Mann mit bebender Stimme. „Ein armer, treuer Knecht, von seinem Gut gebürtig und — und —"

„Sprich doch aus!" sagte Bernhard, „und faß Dir ein Herz, Du brauchst Dich ja nicht zu fürchten. Antworte aufrichtig und wahr auf Alles, was man Dich fragt, und verschweige nichts."

„Wart Ihr mit Eurem Herrn," sagte der Marquis, „vor etwa sieben bis acht Tagen auf der Reise von Cerdon nach Leissard?"

Der Mann zögerte und sagte endlich mit kaum hör-

barer Stimme, die Ortsnamen wären ihm nicht recht geläufig.

„Peter Millort!“ rief Bernhard unwillig über diese Ausflüchte, „Peter Millort, da sagst Du ja eine Unwahrheit, Du weißt wohl, daß Du mich auf dem Ritte von Cerdon nach Leissard begleitetest.“

Der Diener erhob einen flehenden Blick zu seinem Herrn, als wollt' er sagen: „Verschwört Euch doch nicht auch gegen mich mit den Andern. Ich thue ja mein Möglichstes zu Euren Gunsten.“ Zugleich versetzte er laut: „Ich glaube, das waren die Ortsnamen, gnädigster Herr, aber ich meinte, ich müßte es hier in jedem Dinge sehr genau nehmen.“

„Mit der Wahrheit allerdings!“ sagte der König. „Nun aber antwortet gerade und bündig auf Herrn von Masserans Frage. Begleitetet Ihr Euren Herrn von Cerdon nach Leissard?“

„Ich glaube wohl, so hießen die Orte, Euer Majestät,“ versetzte der Mann.

„Holte Euer Herr Jemanden ein in Leissard oder in dessen Nähe?“ fragte Masseran weiter.

Allein es war unmöglich, die Wahrheit auf einmal aus dem schwachen Peter herauszubringen. Er affektirte den Nichtverstehenden und meinte, sie hätten gar viele Wägen und Marktleute eingeholt. Als er endlich, auf die Spitze der Frage getrieben, nicht mehr ausweichen konnte, zögerte er geraume Zeit, als wäre er im Zweifel, ob er die Wahrheit sagen solle oder nicht. Auf die ferneren Fragen,

wie sich die beiden Herrn gegen einander benommen und was dann aus dem jungen Grafen von Brienne geworden sey, suchte er sich mit offenbarer Unwahrheit zu helfen, indem er angab, sie wären als vollkommen gute Freunde an einer Straßenbeugung einträchtig geschieden. Bernhard sah mit verbissener Lippe zu Boden, während die kleinen, scharfen Augen des Gebieters von Masseran Feuer und Flammen über den Diener seines Feindes zu speien schienen.

„Im Angesichte des Himmels sey's geschworen," rief endlich der Savoyarde, „die Angabe des Mannes vor zwei Stunden ist so verschieden von der jetzigen, wie das Licht von der Finsterniß."

„Sehr wahrscheinlich, Herr von Masseran," sagte Bernhard, sich ins Mittel legend, „sehr wahrscheinlich sagte Euch der Mann diesen Morgen die Wahrheit, wo er seinen Herrn in keiner Gefahr wußte. Denn was er so eben im thörichten Wahne, einer guten Sache durch Entstellungen nützen zu können, angegeben, ist, wie er selbst am besten weiß, gänzlich unwahr. Sire," fuhr er, zum Könige sich wendend, fort: „Hätten mich Eure Majestät vorhin anzuhören geruht, so möcht' ich Euch die Mühe, diesen einfältigen Menschen auszufragen, erspart haben. Ich hätt' Euch die reine Wahrheit gesagt, gerade wie sich Alles zutrug, ohne Ausflüchte, Zögern oder Furcht. Sicher in meiner Unschuld brauch' ich nichts zu verhehlen. Obgleich Herr von Masseran mein Feind ist, gesteh' ich doch, daß Beide, er und sein Diener, bis zu dem Augenblick, wo ich in

Gesellschaft Heinrichs von Brienne Leissard verließ, vollkommen die Wahrheit gesagt haben."

„Wirklich, sehr aufrichtig," sagte der König mit billigendem Kopfnicken. „Nur zu, Herr von Rohan!"

„Nach unserem Aufbruche von Leissard," fuhr der junge Ritter fort, „tritt eine Periode ein, von der weder Masseran noch sein Diener etwas wissen; wohl aber könnte Peter Millort darüber Aufschluß geben, hätt' er nicht die Rolle des Narren und Lügners vorgezogen. Heftige Worte fielen zwischen mir und Heinrich von Brienne, sobald wir uns sahen. Ich warf ihm sein unehrliches Benehmen vor, von unserer Abrede, gemeinschaftlicher Nachfrage nach seiner Schwester, abgegangen zu seyn. Er entgegnete zornig, ich möchte sagen wüthend, und ich weiß sein Benehmen noch jetzt nicht zurecht zu legen. Wir setzten den Wortwechsel auf der Straße fort, bis er endlich, in einem höchst leidenschaftlichen Anfall auf augenblicklicher Trennung bestehend, den Nebenweg einschlug, der wahrscheinlich zu der erwähnten Furth führt. Nun aber kommt eine Periode, von der Niemand weiß als ich, da wir so eben erfuhren, daß der einzige Anwesende außer mir leider nicht mehr unter den Lebenden ist."

Bernhard hielt einen Augenblick an mit tief bekümmertem Blicke, und jedes Haupt beugte sich vorwärts, jedes Auge war spähend auf ihn gerichtet. „Ich besann mich eine Weile," fuhr er fort, „äußerst betrübt, ihn in einem solchen Zustand zu sehen, denn ich hatte ihn vergebens zu besänftigen gesucht. Endlich entschloß ich mich, um doch

nicht im Zorne von dem Bruder meiner Geliebten zu scheiden, zu einem nochmaligen Versuche, und ritt ihm in aller Eile nach; ich holte ihn auf dem erwähnten, sandigen Platze ein, wie er abgestiegen, seinem Pferde einen Stein aus dem Hufe zog. Wüthend kehrte er sich gegen mich, meine Nacheile als Beleidigung ansehend. Obgleich ich besänftigend erwiederte, schienen ihn doch meine Worte noch mehr aufzubringen, er stieß meine dargebotene Hand weg und zuckte das Schwert gegen mich —"

Hier hielt er wieder an, und der König rief: „und Ihr fochtet und er fiel!"

„Nein, Sire," erwiederte Bernhard fest und mit Nachdruck. „Nein, das thaten wir nicht. Ich fiel ihm mit der Hand ins Schwert, und sagte, daß ich ihm bei diesem Zustand seiner Gefühle nicht länger lästig seyn wolle, übrigens von Zeit und kalter Ueberlegung eine Sinnesänderung erwarte. Dann verließ ich ihn und kehrte langsam zu meinem Diener zurück. Heinrich rief mir etwas nach, wodurch ich mich aber nicht aufhalten ließ, er schien traurig und mit sich selbst im Kampfe, und ich verstand ungefähr so viel, daß man ihm einen Auftrag gegeben, der ihn noch wahnsinnig machen werde."

„Und warum bliebt Ihr nicht, wenn Ihr ihn umgestimmt saht?" fragte der König mit strengem Blicke.

„Weil ich mein eigen Temperament fürchtete und das seine, Sire," erwiederte Bernhard. „Er war immer ungestüm, heftig, leidenschaftlich, und wußte er sich in schwierigen Lagen nicht zu helfen, so band er, weit entfernt sich

Raths bei ihnen zu erholen, selbst mit seinen besten Freunden an; sein Benehmen gegen mich in Wort und That war äußerst verletzender Art gewesen, ich hätte mir von keinem Andern so viel bieten lassen, und nahm ich es auch um seiner theuern Schwester willen geduldig hin, so fürchtete ich doch jeden längern Verkehr mit einem Menschen, der in den nächsten zehn Minuten all das in vergrößertem Maßstabe wiederholen mochte. Das ist Alles, was ich zu sagen habe, Sire. Ich setzte nun meine Nachfrage um Isabellen allein fort, und sobald ich erfuhr, daß sie sich unter den Schutz Eurer Majestät begeben, folgt' ich ihr unverzüglich hieher."

Der König sah dem jungen Ritter einige Minuten nachdenklich ins Gesicht, dann wendete er sich langsamen Schritts nach der an der westlichen Saalseite befindlichen Thüre, die zu einem kleinen Kabinete führte. Auf dem Wege rief er: „Vieilleville, kommt mir nach, alle Uebrigen warten hier meine Rückkunft ab." Kaum war die Thüre hinter ihnen zu, so fragte der König: „Was meint Ihr von all Dem, Vieilleville? die Worte des jungen Mannes tragen das Gepräge der Wahrheit."

„Ich fürchte, Sire," erwiederte der Marschall, „der Fall liegt klar vor Aller Augen. Wie Ihr Euch erinnern mögt, schicktet Ihr den unglücklichen Grafen nach seiner Schwester aus, um sie, gefunden, nach Paris zu bringen, und zwar mit dem ausdrücklichen Befehl, sie von dem armen Rohan zu trennen. Darüber, verlaßt Euch darauf, entzweiten sich die Beiden höchst wahrscheinlich auf die angegebene Weise. Der Ausgang liegt klar vor Augen, der

Eine blieb, der Andere ward in die Hand verwundet. Rohan, wohl wissend, daß er durch ein Zugständniß eine ewige Scheidewand zwischen sich und der Geliebten zöge, hat den Tod des jungen, raschen Gegners verhehlt, und ist nun gewissermaßen zu Fortsetzung dieser Rolle gezwungen. Ein trauriger Fall, meines Bedünkens, aber nichts weniger als mysteriös."

„Ich gelange ungefähr zu demselben Resultate," versetzte der König, „aber unser Mitleid darf uns nicht zu Hintansetzung der Gerechtigkeit vermögen, und ich fürchte, wir müssen ihn den Gerichten übergeben."

„Das fürcht' ich auch, Sire," erwiederte der Marschall, „im Fall mildernder Umstände, oder auf das Geständniß eines zufälligen Rencontre könnt Ihr ihn dann begnadigen."

„Da bin ich anderer Meinung," erwiederte der König streng. „Solche zufällige Rencontres sind eine reine Bemäntelung des Mords, Vieilleville. Hab' ich nicht schon oft erklärt, daß ein solcher Akt ohne erforderliche Zeugen mit dem Tode bestraft werden soll? Auch ist er ja nicht geständig, vielmehr beharrt er auf seiner Unschuld. Somit muß er auf seinen eigenen Beweis hin gerichtet werden, und ohne Zweifel ist Grund genug vorhanden zur Verhehlung. Es schmerzt mich tief, denn es lebt wohl kein besserer Edelmann in ganz Frankreich, und sicherlich ist in unsern Tagen Keiner aufgestanden, der als Krieger so viel verspräche. Allein ich kann nun einmal nicht helfen, und je schmerzlicher das Opfer, um so fester muß ich in meinem Entschlusse seyn. Wohin soll ich ihn senden — in die Bastille?"

„Nein, Sire," erwiederte Vieilleville, „das gäbe seinem Verbrechen ein anderes Ansehen, die Bastille ist eigens den Staatsgefangenen vorbehalten. Dieser Edelmann, Sire, ist eines gemeinen Mords angeklagt, für ihn ist das gewöhnliche Gefängniß, das Châtelet, der einzig passende Ort, trotz Rang, Charakter und Stellung."

„Wir wollen keine Ausnahme zu Gunsten der höhern Stände machen," sagte der König, „im Uebrigen wird uns die richterliche Entscheidung einen Maßstab für die Größe seiner Schuld geben. Kommt Vieilleville, es ist eine peinliche Aufgabe, aber je bälder zu Ende, um so besser."

Mit diesen Worten kehrte der König ins Audienzzimmer zurück. Er bewegte sich langsam durch die Reihen der versammelten Höflinge und ließ sich auf dem Stuhle nieder, vor welchem er gewöhnlich die Gesandten fremder Mächte empfing. Die Anwesenden waren auf seine ersten Worte ausnehmend begierig, obgleich die ernst herabhängende Stirne die Natur der Entscheidung hinlänglich zu erkennen gab. „Herr von Rohan," begann er, „mit tiefem Bedauern muß ich Euch nach geduldiger Anhörung Eures Vorbringens, der Anklage und der Zeugenaussagen, ankündigen, daß ich mich bei dem hohen Grade des gegen Euch vorliegenden Verdachts genöthigt sehe, Euch in die Haft Eures gesetzlichen Richters zu überliefern. Ich hoffe und vertraue, Ihr werdet Eure Unschuld zu beweisen im Stande seyn, möcht' Euch aber zu ernstlicher Erwägung der vorliegenden Umstände ermahnen. Hat Euch wirklich Entrüstung und Ausforderung zu einem geringeren Verbrechen hingerissen,

so bekennt es und nehmt lieber zur Gnade Zuflucht als zur Gerechtigkeit."

„Sire, ich dank' Euch auf's Innigste," versetzte Rohan, „für Eure Gnade und Herablassung. Ich anerkenne die Gerechtigkeit Eures Ausspruchs, mich dem Gerichte zu überliefern, denn es liegt allerdings genügender Verdacht vor. Vielleicht wird dieser noch dringender, vielleicht reicht er hin, Männer von Ehre und Tugend von meiner Schuld zu überzeugen, trotz meiner völligen Unschuld. Dennoch kann keine Furcht auf Erden meine Zunge zu einer Unwahrheit verleiten, nie werde ich sagen, daß ich etwas gethan hätte, was ich nicht gethan habe, oder ein Verbrechen bekennen, das allen meinen Gefühlen widerstrebt. Ich erkläre hiemit aufs Feierlichste die Wahrhaftigkeit meiner Aussage, und von dieser Behauptung werd' ich nie im Geringsten abgehen, wie auch das Resultat ausfalle."

„Möge Eure Unschuld an den Tag kommen!" sagte der König sich erhebend.

Aber der Gebieter von Masseran, auf's Eifrigste bemüht, die Verurtheilung Rohans in jeder Weise zu sichern, wandte sich an den König mit den Worten: „Möchte sich nicht die Festnehmung des ehrenwerthen Dieners dieses ehrenwerthen Herrn, des guten Peter Millort, als nothwendig ausweisen, dieses wahrhaftigen Mannes, der mir diesen Morgen eine Erzählung zum Besten gegeben, und Eurer Majestät eine Stunde später eine völlig verschiedene. Im Widerspruch mit seinem eigenen Herrn, und notorischer Unwahrheit überwiesen, mag er im Verlauf weniger Stunden

ein neues Mährlein aushecken zu Belustigung der Ohren seiner Richter."

„Das darf nicht seyn," erwiederte der König, „das darf nicht seyn. Profos, nehmt ihn zu Euch, führt Beide in einer halben Stunde ins Châtelet, wo Ihr sie bis zur gesetzlichen Entscheidung den dortigen Beamten übergebt. Der Saal werde nun geräumt von Allen, mit Ausnahme der Gefangenen und des Prevôt, welcher unverzüglich seine Ordre bekommen soll."

Der König verließ die Audienzhalle und die Andern folgten ihm langsam, während Bernhard mit zu Boden gehefteten Augen stehen blieb, die Hand des Schicksals schwer auf sich fühlend.

Einunddreißigstes Kapitel.

Bernhards Herz sank einen Augenblick unter der drückenden Bürde. Es war einer jener Momente, wo das ganze Haupt schwer ist, das ganze Herz traurig, wo vergangene Freude gegenwärtiges Leid nur um so bitterer macht, wo wir von allen Seiten Gedanken auf uns einstürmen sehen, immer einen schrecklicher als der andere, Gedanken die, der Vergangenheit und Zukunft entsprungen, jeden Entschluß, jede Hoffnung im Keime ersticken. Gleich jenen martervollen Träumen, wo unsere Körperkraft gänzlich darniederliegt, die Stimme nicht um Hülfe rufen, der Fuß sich

nicht rühren, die Hand nicht kämpfen kann, scheint in solchen Augenblicken jede geistige Anstrengung vergeblich unter den betäubenden Schlägen des Unglücks.

Bei Bernhard aber dauerte ein solcher Zustand nicht lange, und bald brachte ihn der Gedanke an Isabellen wieder zu sich selbst. „Sie kommt!“ murmelte er, „ich hörte des Königs Versprechen, ich weiß, was er meinte,“ und obgleich er das Schreckliche eines solchen Wiedersehens fühlte, däuchte ihm doch eine ewige Trennung ohne solchen Abschied noch weit schrecklicher. Die nächste Frage war, wie ihr diese Zusammenkunft möglichst erträglich machen, wie sie besänftigen, beruhigen, aufrichten, wie ihr für jetzt die düstere schreckliche Aussicht auf seine wahrscheinliche Verurtheilung verbergen. Denn Bernhard selbst verbarg sich nicht, daß die richterliche Untersuchung den Verdacht gegen ihn eher verstärken, als vermindern werde.

„Man muß sie allmälig damit vertraut machen,“ dachte er. „Kommt Alles auf einmal über sie, die Nachricht von ihres Bruders Tode, die Aussicht auf meine Verurtheilung, so bricht ihr das Herz!“

Es blieben ihm nur wenig Minuten zu solchen Betrachtungen, denn bald ging die Saalthüre auf und er wendete sich, sie zu bewillkommen. Dießmal aber hatte er sich getäuscht, es war nur einer der Thürsteher, der, den Prevôt auf die andere Seite winkend, sich leise mit diesem beredete. Bernhard konnte nichts davon verstehen, zuletzt aber sagte der Prevôt: „Schon gut, stellt an jede Thürseite einen Bogenschützen und kommt dann zurück.“

Der Andre verschwand und sah ein paar Augenblicke später wieder zur Thüre herein.

„Herr von Rohan,“ sagte der Prevôt auf dieses Zeichen, „ich bin beordert, Euch eine halbe Stunde allein zu lassen mit einer Person, die Euch zu sprechen wünscht. Nach Verlauf dieser Zeit müßt Ihr unfehlbar zum Abgang bereit seyn. Auch werdet Ihr mir nicht übel auslegen, wenn ich Euch ersuche mit diesem Mal jede weitere Zusammenkunft unnöthig zu machen.“

Bernhard nickte bejahend, und der Prevôt ließ ihn allein, den einfältigen Peter mit einem Winke sich nachschleppend. Bernhards Herz klopfte schwer, die Beklemmung dauerte aber nur einen Augenblick. Bald ließen sich Tritte vernehmen, und Isabella trat ein, zwar blaß wie der Tod, mit wildem, unsicherem, thränenlosem Auge, aber noch immer schön und seinem Herzen so theuer als je. Sie blieb stehen und sah ihn einen Augenblick an, und ihm drang sich die Frage auf: „Ists möglich, daß auch sie an meiner Unschuld zweifle?“ Aber der nächste Moment brachte ihm Antwort, denn, seinem traurigen, forschenden Blick begegnend, eilte sie vorwärts und lag an seiner Brust.

„Theure Isabella,“ sagte er, „Geliebte, es ist schrecklich — schrecklich, so auf einmal von Dir gerissen zu werden — angeklagt eines abscheulichen Verbrechens, verdächtig einer That, die mich auf immer von Dir trennen muß — verurtheilt zu schimpflichem Kerker, übergeben den Händen des peinlichen Richters — vor Allem aber von Dir getrennt in einem Augenblick, wo Du des Trostes, der Theilnahme

so bedürftig. Schrecklich, schrecklich und unerträglich! Aber sag' mir Isabella, sag' mir zu einiger Beruhigung, nicht wahr, Du hältst mich nicht für schuldig?"

„Schuldig!" rief sie, „ich Dich schuldig halten der Ermordung meines Bruders? Daß Du die Hand erhoben gegen Heinrich von Brienne? Ach nein! Die Dich im Verdacht haben, kennen Dich wenig, oder besser, sie urtheilen nach ihrem eigenen schlechten Herzen."

„Nein, nein, Geliebte," erwiederte er, „thun wir ihnen kein Unrecht. Sie haben dringenden Grund zum Verdachte. Die Umstände sind außerordentlich, von ganz besonderer Art, sehr schwierig. Du hast nicht alle Verdachtsgründe gehört."

„O ja, das hab' ich," versetzte sie, „der gute Vater Willand besuchte mich in der Königin Kabinet, er mischte sich unter den Haufen während des Verhörs, und brachte mir von Zeit zu Zeit Nachricht. Ich vertraue Deiner Aussage vollkommen. Ich weiß, es ist Alles wahr, denn ich kenne des armen Heinrichs Charakter und den Deinen, und kann mir denken, wie sich Alles zutrug. Heinrich ward abgeschickt, Dich und mich zu trennen in Folge des Edikts, das unsere Heirath annullirte in den Augen der Menschen, aber nicht in den Augen Gottes. Er versprach dem Könige oder sonst Jemanden, wie ich höre, falls er mich fände, uns keinerlei Communication zu gestatten, bis zu unserer Erscheinung in der königlichen Gegenwart. Das mochte er Dir nicht sagen, schämte sich vielleicht über sein Versprechen, wünschte, daß Du mich fändest ohne ihn, und, wie

gewöhnlich in Verlegenheiten, ward er zornig und befreite sich von der augenblicklichen Verwicklung, indem er sich in eine größere, peinlichere stürzte. Zuletzt würde sein edles Gemüth Alles ins Gleiche gebracht haben, aber mittlerweile mochte er Dir wehe gethan, Dich beleidigt haben —"

„Das that er, Isabella, das that er," erwiederte Bernhard, „aber auf meine Ehre, bei meiner Liebe zu Dir, theures Kind —"

„Es braucht keine Versicherung," sagte sie. „Thue meinem Vertrauen nicht das Unrecht an, Bernhard, Deine Unschuld zu betheuern, an der ich nicht im Geringsten zweifle. Du nahmst Heinrichen von Brienne nicht das Leben — zogst nicht, konntest nicht Dein Schwert gegen meinen Bruder ziehen — ich weiß, es war unmöglich, Bernhard — ich zweifle nicht daran, habe nicht den geringsten Argwohn, und Gott wird die Wahrheit an den Tag bringen."

„Das hoff' auch ich," antwortete Bernhard, „ich hoffe, er thut es, Isabella! Aber wir dürfen uns nicht selbst täuschen," fuhr er fort, da Willands Mittheilungen eine Aenderung seines Plans nothwendig machten, „wir dürfen uns keineswegs täuschen, Isabella. Seltsam genug sprechen die Thatsachen fast mehr als bloßen Verdacht aus. Ich gestehe, hört' ich eine Anklage gegen einen Fremden unter solchen Verdachtsgründen, ich würde mich geneigt fühlen, über ihn das „Schuldig" zu sprechen."

Isabella schlug die Augen nieder, die sich zum erstenmal mit Thränen füllten. „Ach sie kennen Dich nicht, kennen Dich nicht, Bernhard!" sagte sie endlich.

„Das fürcht' auch ich, Isabella," war seine Antwort. „Der mit solcher Anklage Belastete wird Richtern übergeben, die ihn nicht kennen, nichts wissen von den verborgenen Gedanken, Gefühlen, Grundsätzen, allen den Besonderheiten, die auf die Handlungsweise des Einzelnen einwirken. Sie mögen seinen Ruf durch Zeugen vernehmen, sein bisheriges Leben mag ihnen als ehrenhaft, unbefleckt geschildert werden, aber sie wissen nicht, wie unmöglich es für manche Menschen ist, Handlungen zu begehen, deren sich Andere ohne Zögern unterfangen. Und kennt etwa auch einer der Richter den Angeklagten, steht ihm ein Urtheil zu über seinen Charakter, kann er von diesem auf sein Benehmen schließen, so verbietet ihm das Gesetz, darauf Rücksicht zu nehmen; er soll allein nach den vorliegenden Thatumständen richten. Auf der andern Seite ist dem Gericht eine bedenkliche Freiheit zugestanden, es darf Begegnisse durch Vermuthungen verknüpfen, wo kein Zusammenhang erwiesen ist, darf mittelst seiner Einbildungskraft die gebrochenen Glieder einer Kette — Anzeigenbeweis genannt — ergänzen. Gerade das hab' ich zu fürchten, Isabella. Kein Auge sah mein Schwert auf Deinen Bruder gezückt, oder meine Hand den Streich führen, denn keines von Beidem fand jemals statt. Aber daß ich ihm in den Wald folgte, daß wir uneins waren, daß ich bei ihm oder in seiner Nähe war zur Zeit der That, scheint außer Zweifel zu seyn. Das Fehlende ergänzt die Phantasie. Ich fürchte, Isabella, auf ein ehrenvolles, tugendhaftes Leben, auf einen reinen, unbefleckten Namen wird man keine Rücksicht nehmen."

Seine Worte senkten sich wie ein Mehlthau auf Isabellens Hoffnungen, obwohl sich letztere mehr auf den unfehlbaren Lenker aller Dinge als auf irdischen Beistand stützten. Sie schlug die Augen nieder und schwieg, ihre Hand in der seinen, während er mit dem zärtlichen, zögernden Blicke hoffnungslosen Scheidens sie betrachtete.

„Eines mußt Du mir noch versprechen, Isabella," sagte er endlich. Bejahend erhob sie den freudigen Blick zu ihm, als wär' es ihr Wonne, ihm Alles zu versprechen.

„Und was soll ich Dir versprechen, Bernhard?" rief sie. „Alles, alles, Du darfst es nur nennen."

„Nur soviel, Isabella," erwiederte er; „wie auch diese Sache zu Ende gehen mag, und der Streich des weltlichen Richters ausfalle, Du, Du wenigstens, sollst mich nie schuldig halten. Ja, ich berufe mich auf Gott, vor dessen Thron wir uns dereinst wiederfinden, zu Rechtfertigung Deiner Liebe, Deines Vertrauens. Vergiß es nie, meine Theure, und sey von meiner Unschuld überzeugt, wie auch mein Loos fallen möge."

Er schlang seine Arme um sie und sie wiederholte, an seiner Brust weinend, das Versprechen; ein Versprechen, das ihr nicht schwer ward. Denn wie auch Andere zweifeln, argwöhnen, verdammen mochten, ihr wars unmöglich, ihn für schuldig zu halten.

Während sie sich noch umschlungen hielten, drangen Stimmen zur Thüre herein. „Wollt Ihr mein Gewand nicht respektiren," sagte Jemand draußen, „so habt wenigstens Achtung vor dem Befehle des Königs. Schaut her,

und laßt mich ein, wenn nicht des Kleids wegen, doch um des Pergaments willen. Freilich seh' ich nicht ein, warum die Haut mehr gelten soll, als die Wolle."

„Ja, wenn Ihr eine königliche Ordre habt, ist's was Anderes," ließ sich die Stimme des Thürhüters vernehmen. „Nur zu, aber die Zeit ist bald zu Ende, und die Pferde kommen schon." Mit diesen Worten öffnete er die Thüre und die joviale Gestalt Vater Willands trat in den Saal. Mit ernsterer Miene als gewöhnlich näherte er sich den Liebenden und sagte: „Es thut mir leid, Euch stören zu müssen, meine Kinder, aber der König schickt mich, Herr Bernhard, Euch zur Beichte zu ermahnen. Meiner Treu, er möcht' Euch ordentlich das Bekenntniß in den Mund legen, daß Ihr den armen Jungen in einem Rencontre getödtet. Ich meinerseits hab' Euch nur Eines zu fragen: „seyd Ihr schuldig?"

„Ich brauch' Euch kaum zu sagen, daß ich es nicht bin," versetzte Bernhard. „Ich bin so unschuldig wie Ihr, guter Vater, und da Ihr einmal hier seyd, möcht' ich eine Bitte an Euch richten! Nehmt Euch des guten Kindes an, dient ihr zum Schutz, zur Stütze, wenn ich nicht mehr bin. Ich stehe in einem schweren Sturme und fürchte, er schlägt mich nieder."

„Pst, pst," sagte Vater Willand, indem ihm ein Tropfen ins Auge trat. „Freilich nimmt man es in Frankreich nicht sonderlich genau mit dem Verurtheilen, aber Ihr wurdet zu besseren Dingen geboren, als zu einem solchen Hundetod. Ins Châtelet müsset Ihr, das ist nun einmal

klar, aber hört mich. Es gibt zwei Arten von Wohlbehagen in dieser Welt: die eine besteht in hübschen, sonnigen Gemächern, guten Schüsseln, weichen Pfühlen; die andere im Umgang mit guten Herzen, mögen sie auch unter einer rauhen Hülle schlagen. Für Geld und gute Worte gibt Euch der Gouverneur des Châtelet ein Lokal im großen Thurm, und fortgesetztes Klingeln mit dem Beutel verschafft Euch bessere Kost. Nehmt Ihr aber meinen Rath an, so laßt Ihr Euch auf solche Beutelschneidereien nicht ein, behandelt den Gouverneur als elenden Schuft, und laßt Euch eine der gewöhnlichen Zellen anweisen. In die Oubliettes, in die Wiege, ins Kummerloch oder in ein anderes Loch, wo man es keine vierzehn Tage aushält, kommt Ihr doch nicht, denn er wagt es nicht, weil er Nachfrage scheut. Während meines Aufenthalts in Paris besuchte ich sehr oft die Gefangenen im Châtelet, um ihnen den besten Trost zu bringen, den ein armer Sterblicher geben kann — den Trost der Religion. Trotz ihres höhern Rangs fand ich nicht, daß sich die Schließer des obern Bodens vor den untern auszeichneten, vielmehr war der gemeine Schließer, Bertrand Saar, obwohl in Gestalt, Blick und Stimme mehr Bär als Mensch, warm und mildherzig und nicht ohne einen tüchtigen Vorrath Bequemlichkeiten bei jeder Veranlassung. Bei ihm befindet Ihr Euch besser als bei den Andern, besonders wenn Ihr ihm sagt, daß Ihr an Vater Willand einen demüthigen Freund habt. Nun aber lebt wohl, mein Sohn, hier kommt der Profoß.

Faßt Euch, theures Fräulein, faßt Euch; wir sehen, will's Gott, noch bessere Tage."

Isabella hieng noch immer an der Brust des Geliebten. Sie sah die Nothwendigkeit des Scheidens, aber ihr Herz konnte sich kaum darein fügen. Bald ließ sie die umklammernden Arme los, dann schlang sie sich aufs Neue convulsivisch um ihn, und als er sich endlich mit dem letzten Kuß auf ihre schöne Stirne von ihr losgemacht, sank sie langsam zu Boden, und das Gesicht mit den Händen bedeckend weinte sie laut. Sie hörte die verhallenden Tritte; die eingetretene Stille fiel ihr auf, ein krankhafter Lebensüberdruß beschlich ihr Herz, ihr schwindelte vor den Augen, ihr Blut schien zu stocken, und eine Zeit der Vergessenheit kam über sie als einzige Erleichterung in einem Schmerze, den körperliche Kraft nicht mehr tragen konnte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das Criminalgefängniß Kleinchâtelet war ein großes, düsteres Gebäude, mit Mauer und Graben umzogen. In der Mitte stieg ein ungeheurer, formloser Thurm empor, dessen Erbauung man mit dem Thurm des größern Châtelet Julius Cäsarn zuschrieb. Wenn aber auch noch irgend Etwas aus der Römerzeit stammte, war doch der größere Theil entschieden neuern Ursprungs. Einiges wurde, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, in die Zeiten der Merovingischen Herrschaft verlegt, anderes ward, wie man gewiß weiß, von spätern

Monarchen aus dem Hause Valois erbaut * Die Zeit hatte jedenfalls dem Ganzen ihren schwarzen Anstrich verliehen, und Thurm und Thürmchen, Zinne und Schießcharte, Alles gewährte einen so düstern, unheimlichen Anblick, daß man dabei an nichts als Leiden und Tyrannei und Verzweiflung denken konnte.

Ein Schriftsteller, der den Abbruch vor etwa einem halben Jahrhundert mit ansah, äußerte sich darüber mit einer Art von Freude und Triumph, Beweis des allgemeinen Hasses und Abscheus, der auf dem Gebäude haftete. „Ich habe die Ruinen besucht," sagt er; „welch ein Anblick! Halb offene Gewölbe, unterirdische Kerker, zum erstenmal seit so vielen Jahren gesunde Luft einathmend, schienen dem erschrockenen Auge des Zuschauers die Opfer vorzuführen, die von ihrer ewigen Nacht verschlungen wurden. Ein unwillkürlicher Schauder ergreift einen beim Hinabsehen in die tiefen Höhlen. 'Und in solche Gruben,' rief einer der Anwesenden, 'in solche Gruben unter der Erde, in wahre Gräber, konnten Menschen ihre lebenden Mitbrüder sperren? Diese Höhlen sollen nun künftig die Keller bilden zu den neuen Häusern, während doch in ihren Mauern noch immer die Seufzer der Verzweiflung widerhallen müssen. Wer wird's denn wagen, da sein Weinfaß hinzulegen? Wer könnte auch nur einen Tropfen über die Lippen bringen ohne sich der Unglücklichen zu erinnern, die unter leiblichen und noch ärgern geistigen Qualen hier schmachteten und stöhnten?"

* Man sehe Du Laure.

Zu dieser Wohnung der Sorge und Verzweiflung — beide Wörter in ihrer höchsten Bedeutung genommen, — ward Bernhard von dem heitern Fontainebleau gebracht. Bei seiner Ankunft war es schon dunkel, und als er den schweren, dumpfen Thorweg passirte, dessen lange, von Fackeln beleuchtete Perspective die ausnehmende Dicke der Mauer bewies, schien alle menschliche Hoffnung hinter ihm zu schwinden.

Der Gouverneur oder vielmehr sein Lieutenant stand unten im Hofe, auch waren einige fremde, rohe Gesichter beim Fackelschein zu erblicken. Von der Wache, die aus Bogenschützen * bestand, kannte Bernhard Keinen; das einzige vertraute Gesicht, das ihm aufstieß, gehörte seinem Diener Peter Millort, ein Anblick, der natürlich für ihn nichts weniger als tröstlich war.

Der Gouverneur las die königliche Ordre bei Fackellichte. Ein zweites Packet, augenscheinlich Privatbefehle enthaltend, ward ihm eingehändigt und er nahm es nicht ohne Zeichen des Mißfallens an.

„Da, Jean Banc," sagte er zu einem seiner Leute, „sieh' darnach."

Der Mann las und wendete sich mit einem fragenden Blick an seinen Meister, der ihm Einiges zuflüsterte, das mit den Worten endete: „Geh' und sieh', ob sich was machen läßt."

Demgemäß näherte sich der Diener dem jungen Ritter

* Man darf nicht glauben, diese Leute, obwohl Bogenschützen genannt, wären mit Pfeil und Bogen bewaffnet gewesen.

und redete ihn halb mürrisch, halb höflich an. „Wir haben Befehl," sagte er, „Euch im besten Theil des Thurms unterzubringen, mein Herr. Ich denke, Ihr rückt was daran."

Bernharden fielen Vater Willand's Worte ein, und er erwiederte: „ich wünsche in keiner Weise eine andere Behandlung, als die eines gewöhnlichen Gefangenen. Ich bezahle die gesetzliche Gebühr und nichts weiter, das Andere steht zu Eurem Belieben." *

„Da solltet Ihr auch als gemeiner Gefangener tractirt werden," versetzte der Andere barsch, „käm's auf uns an; aber des Königs Befehl ist, Euch in den Thurm zu setzen." Nach diesem vergeblichen Erpressungsversuche kam nun auch der Gouverneur herbei und vollzog die Uebernahme des Gefangenen in der hergebrachten Weise, ohne mehr Worte zu machen, als nöthig waren. Rohan ward auf einer schmalen Treppe hoch oben in den Thurm gebracht, wo er wenigstens die Annehmlichkeit der frischen Luft genoß. Das war aber auch Alles, denn außer Bett, Tisch und Stuhl enthielt das Gemach nichts. Da gabs keinerlei Zeitvertreib auch nur zur Tödtung einer Stunde, kein Buch, keine Schreibmaterialen, nichts, was den gedrückten Geist im Geringsten zerstreuen oder aufheitern konnte. Der Wärter stellte eine

* Die Gefängnißtaxen im größern Châtelet sind so angegeben:

ein Graf oder eine Gräfin	10 Livres,
ein Ritter Bannerherr	20 Sous,
ein gewöhnlicher Ritter oder eine Edelfrau	5 Sous,
ein Junker oder Fräulein	12 Denier,
ein Lombard	12 —
ein Jude	11 Sous.

Lampe hin und entfernte sich, ohne eine Sylbe zu verlieren, und nun rasselten die schweren Riegel und Schlösser, die den Gefangenen von der Außenwelt abschlossen.

„Ich kann's tragen," sagte Bernhard, sich auf den Stuhl werfend, „hab' schon früher Gefangenschaft ausgehalten, und eine schlimmere."

Darin aber täuschte er sich. Wohl hatte er schon Gefängniß bestanden und zwar ein finsteres, trauriges, unter sehr ängstlichen, kummervollen Verhältnissen, aber nicht unter der Anklage eines schwarzen, furchtbaren Verbrechens, nicht mit der Aussicht auf neue Qual, Untersuchung, Verurtheilung, Tod, den Verlust der Geliebten, nicht im Bewußtseyn ihrer Verzweiflung, der gänzlichen Unmacht, ihr zu dienen, sie aufrechtzuhalten, zu retten von den vielfachen, bittern Prüfungen, die ihrer warteten. All das war ihm neu, und es war schrecklicher, als alles Bisherige. Und doch setzte ihn ein Kampf von wenig Stunden in den Stand, seiner Verzweiflung Herr zu werden und seinen Geist für das Kommende zu stählen.

Ein entschlossenes Herz findet in sich die Kraft, den schwersten Schlägen des Schicksals unverzagt zu widerstehen, und das Bewußtseyn dieser Kraft gereicht ihm zur Stütze und zum Troste, wenn jede andere Hoffnung schwindet. Selbst die ihrer Unschuld sich bewußte Tugend mag zuletzt unter Kummer und Sorgen erliegen, aber der feste Entschluß, Alles unerschüttert zu tragen, schöpft frische Stärke aus sich selbst, zieht Hülfe und Nahrung sogar aus den Schwächen, aus unserem Stolze, unserer Eitelkeit.

Bernhard war sich seiner Unschuld bewußt, und an jenem festen Entschlusse fehlte es ihm nicht. Das Schicksal, dachte er, soll mich nicht erschrecken, Verzweiflung nichts aus mir herauspressen, ich will Ungerechtigkeit, ja den Tod selbst erdulden, ohne eine Widerrede, ohne eine Bitte. In diesem Vorsatz wankte er nicht, obwohl er in den nächsten drei Tagen mit keinem menschlichen Wesen Umgang hatte, da selbst der Schließer schweigend kam und gieng, seine Fragen mit keiner Sylbe erwiedernd.

Endlich am Morgen des dritten Tags ward er vor den Gerichtshof geladen. Nach damaliger Sitte waren die Richter vom Könige selbst ernannt, was sehr oft zu Mißbräuchen führte, dießmal aber mehr zu Gunsten als zum Nachtheil des Gefangenen beobachtet worden war. Die Gewählten zeichneten sich durch Biederkeit und Gesetzkunde aus, und als Bernhard im Saal des Châtelet erschien, waren ihm sämmtliche Gesichter fremd, aber beim Ablesen der Namen fand er gegen keinen der Richter etwas einzuwenden.

Der Saal war von Zuschauern leer; Niemand ward zugelassen, als die beiden Wachen und die Thürsteher. Sonst waren nur die Richter anwesend, in einer langen Reihe am obern Ende des Saales sitzend, sodann die Schreiber an weiter unten stehenden Tischen und ein Paar untergeordnete Beamte am Ende der Bänke.

Der Gefangene hatte im Vordergrund, auf einem erhabenen Sitz, genannt la sellette, Platz zu nehmen. Er ward nun eine Stunde lang ausgefragt, indem man durch solche geistige Tortur irgend ein Schwanken, einen Widerspruch

in seiner Aussage zu Tage zu bringen suchte. Aber nichts war aus ihm herauszulocken, als die einfache, aufrichtige Geschichtserzählung, wie er sie dem Könige gegeben. Nun wurden die Zeugen vorgerufen, und Bernhard fand sich nochmals dem Gebieter von Masseran und dessen italienischem Diener Geronimo gegenüber.

Das frühere Verhör wurde wiederholt, der Italiener erzählte die alte Geschichte und gab sich auf die vorgelegten Fragen keine Blöße. Ein dritter Zeuge erschien in der Person eines der Anwesenden bei Auffindung des Leichnams, und dieser bestätigte Geronimo's Aussage vollkommen.

Zuletzt ward auch Peter Millort vorgerufen und strenge verhört. Er benahm sich mit derselben Schwäche wie das erstemal. Aus Furcht schwankte, stockte, verdrehte er, widersprach er sich. Sein Herr warf ihm einen strengen Blick zu, nicht wenig verwundert, daß die Richter gar keine Bemerkung über seine augenscheinlichen Unwahrheiten machten. Sie schienen nicht die geringste Notiz davon zu nehmen, und schließlich fragte einer der jungen Ritter, wie es auch bei den vorhergehenden Zeugen der Fall gewesen, ob er noch irgend eine Frage zu stellen habe.

„Ich hätte gewünscht," erwiederte Bernhard, „man hätte den Mann über die Dauer meiner Abwesenheit gefragt, als ich, ihn auf der Straße zurücklassend, meinem armen Freunde in den Wald folgte. Es wird aber freilich zu nichts führen, denn was er auch sagen möchte, man würde ihm keinen Glauben schenken. Sein Zeugniß ist, wenigstens zu meinen Gunsten, ohne Gewicht."

6 *

„Und wozu sollte die Frage nützen?“ meinte einer der Richter. „Vielleicht stellen wir sie auf eine Weise, die dem Lügen ein Ziel setzt.“

„Sie eignete sich wenigstens zum Beweise,“ erwiederte Rohan, „daß ich nicht lange genug abwesend war, meinen Freund tödten, seinen Leichnam an die beschriebene Stelle schleppen, und ihn mit meinen damaligen Hülfsmitteln einscharren zu können.“

„Ich werde später darauf zurückkommen,“ sagte der Richter, „es soll zu Euren Gunsten geschehen. Es ist dieß nur das erste Verhör, wir können die Untersuchung erst nach Einlauf des in Bourg Verhandelten schließen.“

Das Verhör mit Peter Millort wurde noch einige Zeit fortgesetzt, aber Alles, was der Unglückliche hörte und sah, schien ihn nur noch mehr außer Fassung zu bringen, und endlich verkündigte der Präsident mit klarer, deutlicher Stimme, daß Alle abzutreten hätten mit Ausnahme des Angeschuldigten und des letzten Zeugen. Dabei heftete er die Augen fest auf Peter Millort, aber weder dieser, noch sein Herr verstand seine volle Meinung.

Die Thürsteher zogen sich zurück, selbst die Schreiber bis auf Einen, auch Masseran verließ langsam die Halle, die Thüren schloßen sich, und Bernhard, noch immer auf der sellette sitzend, befand sich mit Peter Millort allein vor den Richtern. Einige der Letztern starrten mit bleichen Zügen auf das vor ihnen liegende Papier, und eine grauenvolle Ahnung der Dinge, die da kommen sollten, beschlich Bernhards Herz.

Der Präsident ergriff die kleine, silberne Glocke auf der Tafel, und auf den Klang öffnete sich eine andere Flügelthüre, die bisher verschlossen gewesen war. Seine sitzende Stellung verhinderte Bernharden, in das neue Gemach zu sehen. Peter Millort dagegen hatte vom Zeugenplatze aus den vollen Anblick, und augenblicklich überfiel ihn ein heftiger Fieberschauer vom Haupte bis zu den Füßen.

„Herr von Rohan,“ begann der Präsident, „es ist der Wille der Königs, und wir, Eure Richter, stimmen vollkommen damit überein, daß Ihr der außerordentlichen Frage nicht unterworfen werdet, denn Ihr habt Euch keine Entstellung zu Schulden kommen lassen, seyd vielmehr fest und standhaft auf Eurer Aussage geblieben, habt Euren Richtern Rede und Antwort nicht versagt, noch irgend eine Einwendung gegen sie vorgebracht. Dieser Mann dagegen, Peter Millort, hat sich als notorischer Lügner erwiesen, und völlig unglaubwürdig unter gewöhnlichen Umständen, muß er durch körperliche Pein an eine wahrhafte Sprache gewöhnt werden.“

„Ich bitt' Euch, mein Herr,“ sagte Bernhard, „schont des Unglücklichen, wenn es irgend möglich ist. Ihr müßt doch einsehen, daß ihn Anfangs die einfältige Ansicht, mir durch Verschweignng verdächtiger Umstände nützen zu können, verleitete, während ihn heute Schrecken und geistige Unfähigkeit gänzlich verwirren. Schont ihn, mein Herr, schont ihn, und möge das ganze Gewicht seines Zeugnisses gegen mich geltend gemacht werden.“

„Unmöglich, mein Herr,“ entgegnete der Richter; „wir

dürfen kein wesentliches Beweismittel unbenutzt lassen. Führt ihn ab!" herrschte er zwei Männern zu, die inzwischen aus der Folterkammer eingetreten waren. Sie legten augenblicklich Hand an den Unglücklichen und schleppten ihn, trotz Bitten, Thränen und Sträubens nach der offenen Thüre. „Ich muß beifügen," fuhr der Richter gegen Rohan fort, „daß sein Bekenntniß Eure Verurtheilung zur Folge haben kann. Daher steht Euch der Zutritt in die Folterkammer frei, und Ihr könnt seine Worte mit anhören.

Bernhard schüttelte das Haupt. „Nein, mein Herr!" sagte er, „nein, schrecklich genug, von einem so gräßlichen Verfahren gegen einen Mitmenschen auch nur Kunde zu haben. Ich will es nicht mit ansehen," und nun lehnte er den Arm aufs Knie, und verbarg das Gesicht mit den Händen.

In demselben Moment trat ein kleiner Mann von finsterem Aussehen ein, und flüsterte dem Präsidenten einige Worte zu. Der Richter erwiederte mit Nachdruck: „Fortes et dures!" (stark und kräftig.)

Der Bote erlaubte sich einige Worte zur Erwiederung und der Richter sagte: „bis auf den Tod, falls es nöthig wäre, Ihr habt ja den Wundarzt."

Der Mann nickte bejahend und entfernte sich. Eine Pause trat nun ein, nicht gerade der Stille, aber doch nur von leisem Schluchzen, erstickten, flehentlichen Bitten und den bangen Tönen einer geängsteten Person unterbrochen. Rohan lauschte tief erschüttert und voll edlen Unwillens, bis sich nach etwa fünf Minuten ein durchdringender Klageschrei erhob, der den ganzen Saal wiederhallen und selbst die Lip-

pen der Richter erbleichen machte. Ein zweiter, dritter, vierter Schrei folgte, und nun ließ sich eine laute Stimme vernehmen: „Ihr treibt es ja zu weit, lasset das Rad etwas nach.“

„Ich will bekennen, will bekennen,“ hörte man nun die Stimme des unglücklichen Peter rufen. „Ich will ja Alles bekennen, ich glaube, er brachte ihn um — weiß es — zweifelte damals nicht daran. Ich war zur Unwahrheit genöthigt, er war ja mein Herr, mein angeborener Herr — O Gott, o Gott, laßt mich los.“

„Und warst Du sein Mitschuldiger?“ rief eine andere Stimme drinnen. „Kanntest Du seine Absicht?“

„Ach nein, nein,“ rief der Unglückliche. „Ich wußte nichts, wußte nichts. Es war alles —.“ Ein zweiter furchtbarer Schrei unterbrach seine Worte, wahrscheinlich in Folge erneuter Kraftanstrengung des Nachrichters, dann trat plötzlich eine Todtenstille ein.

„Laßt ihn los, laßt ihn los,“ riefen mehrere Stimmen. „Er ist todt.“

„Nur eine Ohnmacht,“ meinte der vorige Fragsteller.

„Er ist todt,“ rief ein Anderer, wahrscheinlich der Wundarzt. „Ich sagt' Euch ja, Ihr zöget das Rad zu sehr an.“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die alten Gärten des Louvre haben schon lange andern Einrichtungen Platz gemacht, und die Bude eines Papagei-

händlers steht nun an der Stelle, wo die ersten exotischen Blumen und Stauden in Frankreich emporschoßen. Aber zur Zeit unserer Erzählung prangten jene Gärten noch in ihrer vollen Schöne, und an einem hübschen Herbstabende, wenige Tage nach den Begegnissen des letzten Kapitels, dienten sie König Heinrich dem Zweiten zum einsamen Spaziergange, auf dem ihn nicht einmal ein Page begleitete.

Es war Abends sechs Uhr in den letzten Tagen des Septembers. Die Luft war frisch und erquickend, der milde Sonnenschein senkte sich schräg auf die Laubengänge herab, kurz, Atmosphäre und Scene eigneten sich vollkommen zur einsamen, heimlichen Erholungsstunde eines Monarchen nach den fürstlichen Sorgen und Mühen, oder nach dem Pomp, den Festlichkeiten und Zerstreuungen des Hofs. Denn jedes irdische Geschäft, ob der Sorge oder dem Vergnügen angehörig, endet mit Ermüdung, und nur unsre Herzensangelegenheiten oder der Genuß im Anschauen der herrlichen Werke Gottes machen davon eine Ausnahme.

Eine solche Scene, ein solcher Augenblick mochte selbst das Herz eines Monarchen sanfter stimmen. Da waren seine natürlichen Gefühle nicht gelähmt durch den Druck momentaner Angelegenheiten, durch das Drängen einer unerbittlichen Politik, durch gebieterische Rücksichten, durch Zorn, Gereiztheit, Aerger. Auch war er nicht unempfindlich, gleichgültig gestimmt durch den Wechsel, die Vergnügungen, die Frivolitäten höfischer Gesellschaft, vielmehr konnte sich die Stimme der Liebe und des Erbarmens, vom betäubenden Gesumme elender Bagatellen befreit, in dem

ruhigen Sonnenschein und der schweigenden Einsamkeit Gehör verschaffen.

Die Wahl dieses Augenblicks war weise berechnet von Denen, welche an das Herz des Monarchen zu Erwirkung eines Gnadenacts appelliren wollten, und dieser Vorsatz führte nach Verlauf einer halben Stunde den Dauphin Franz, seine Schwester Claudia, und den guten Vater Willand her.

Heinrich empfing seine beiden Kinder mit vieler Güte, er bot der Prinzessin den Arm, und setzte den Spaziergang fort, indem er Vater Willands Anwesenheit mit einem leisen Anflug nicht gerade von Mißvergnügen, sondern mehr von Traurigkeit zu bemerken schien.

„Nun, Claudia," begann er, „es steht uns eine baldige Trennung bevor, meine Liebe; Du wirst die Braut des tapfern Prinzen, der Dich eigentlichst mit seinem Schwerte gewonnen. Du verlässest mich ungern, nicht wahr?"

„Gewiß, theurer Vater," erwiederte sie; „aber wozu dergleichen peinliche Gedanken? kam ich doch in einer andern Angelegenheit zu Euch, die, freilich nicht minder traurig, durch Euern Machtspruch sich freundlicher gestalten könnte."

„Nein, nein, nichts von Petitionen, Claudia," sagte der König. „Ich errieth eure Absicht, als ich den guten Mann da erblickte; ich will von Petitionen nichts wissen."

„Gewiß, lieber Vater, wir alle drei sind Petitionäre," versetzte der Dauphin, „und zwar in ein und derselben

Sache. Wir bitten Euch um Euern Machtspruch gegen das Erkenntniß des unglücklichen jungen Mannes."

„Ist sein Urtheil gesprochen?" fragte der König.

„Ja wohl," antwortete der Dauphin, „es lautet auf Tod."

„Dann muß er sterben," erwiederte der König, „ich mische mich nicht darein."

„Ich bitte, mein Vater, bedenkt Euch wohl," sagte die Prinzessin. „Selbst wenn Ihr ihn pardonirt, hat er eine schreckliche Strafe zu bestehen, denn Die, die er liebt, kann nie einem Manne die Hand reichen, der wegen Tödtung ihres Bruders verurtheilt ward."

„Und überdieß, Sire," setzte der Dauphin hinzu, „bedenkt, welche Härte! Er wäre der Erste, der Strafe erlitte wegen eines dieser unseligen Rencontres, während er wahrscheinlich durch unerträgliche Insulten gereizt ward."

„So hat er wirklich bekannt?" fragte der König. „Ja, das ist was Anderes. Die Verurtheilung hat er seinem eigenen hartnäckigen Läugnen zuzuschreiben; sie lautet nicht auf Tödtung im Zweikampf vor loyalen Zeugen, oder im heißen, zufälligen Streit, sondern auf überlegten Mord mit den erschwerenden Merkmalen der Verheimlichung und des Läugnens. Das Verscharren des Leichnams in ungeweihten Grund, sein Erscheinen bei Hofe mit frechem, Unschuld heuchelnden Gesichte, das sind bedeutende Erschwerungsgründe. Aber, ich frage nochmals, hat er die That bekannt? Gab er irgend ein Zeichen solcher Absicht bei der Verkündigung des Urtheils?"

„Ach, nein, Sire!“ erwiederte der Prinz, „er hat keineswegs gestanden; aber die Sentenz ist ihm noch nicht vorgelesen, da sie der Bestätigung Eurer Majestät bedarf.“

„Nun, die soll alsbald erfolgen,“ sagte der König. „Mein Entschluß ist gefaßt, ich stehe fest, Franz.“

„Wenn ich mir Eure gnädige Vergebung erbitten darf,“ begann Vater Willand, „so hört auch mich, ehe Ihr Euern Entschluß faßt. Euer königlicher Sohn hat gesprochen, wie es einem Prinzen ziemt, Eure Tochter bat sanft nach Frauenart, so laßt denn auch mich in der Weise eines Priesters reden.“

„Unter solchen Umständen, guter Vater,“ sagte Heinrich mit schwachem Lächeln „solltet Ihr mir, der Regel gemäß, Eure Ermahnungen durch einen meiner Kaplane zugehen lassen.“

„Wie, dem Beutelschneider die Börse anvertrauen?“ rief der Priester, indem seine gewöhnliche scherzhafte Bitterkeit seltsam abstand zu dem innigen Tone seiner heutigen Sprache. „Nein, nein, Sire, die Ermahnungen würden ihnen auf dem Wege durch die Finger schlüpfen. Hat Euer Majestät einen Act der Barmherzigkeit im Sinne, so thue sie ihn jederzeit selbst, und verlasse sich dabei auf keinen Almosenier. Ich in meiner priesterlichen Eigenschaft thue wie ich Euch thun sehen möchte in Eurer königlichen, und bitt' Euch daher, hört meine Ermahnungen aus meinem eigenen Munde. Ich möcht' sie nicht verunreinigt sehen durch den Athem eines Andern.“

„Gut, so sprecht denn,“ sagte der König. „Es soll

nicht heißen, ich hätte Jemand Gehör versagt. Was habt Ihr zu Gunsten des jungen Mannes zu sagen, warum soll das Landesgesetz nicht seinen Lauf haben?"

„Zu seinen Gunsten hab' ich nur wenig zu sagen," versetzte der Priester, „denn überhaupt ist zu Gunsten irgend eines lebenden Menschen nur wenig zu sagen. Wir Alle kommen aus demselben Wurfe, blind und thöricht in unsern jungen Tagen, lasterhafte Murrköpfe in unserm Alter. Aber Eines habe ich Eurer Majestät ans Herz zu legen, eine Warnung. Was müßtet Ihr von Euch selbst und Eurer gegenwärtigen Hartnäckigkeit halten, falls der junge Mann unschuldig wäre? Wenn Ihr, trotz Eurer Zweifel, ob er auch wirklich der Thäter, und solche Zweifel habt Ihr, das weiß ich, wenn Ihr trotz Dem allem Bitten, allem Flehen zu seinen Gunsten widersteht, und ihn aufs Schaffot schickt, mit welchem Gefühl mögt Ihr später entdecken, daß er nicht der Rechte war? Welche Vorwürfe müßtet Ihr Euch machen?"

„Die unparteiischen Richter des Landes," versetzte Heinrich streng, „haben über ihn das Urtheil gesprochen. Waltet ein Irrthum ob, ist's ihre Schuld, nicht die meine."

„Und glaubt Ihr, Sire," sagte der Priester, „daß Euch diese Richter im Fegefeuer einen tiefen Knicks machen, und Euch Eure Feuerportion unterthänigst abnehmen werden, da sie schon genug an ihrer eigenen zu tragen haben mögen. Wer," fuhr er immer kühner fort, „wer hat die Gewalt, zu retten und zu zerstören? und warum ist diese Gewalt von Gott den Königen übertragen? Bloß und einzig deßhalb, weil Jemand da seyn muß, die Strenge des Gesetzes zu mä-

ßigen. Das Gesetz darf keinem Zweifel statt geben, es spricht frei oder verurtheilt, aber die Vernunft mag einen Zweifel behalten, und darum sind die Könige mit dem glorreichen Vorrechte der Gnade betraut. Ich sag' Euch, Sire, mehr als bei jeder andern Gelegenheit beweist Ihr den göttlichen Ursprung Eurer Gewalt wenn Ihr sie übt zur Rettung, denn durch Verleihung des Gnadenamts machte Euch Gott zum Theilhaber seines schönsten Attributs. Hegt Ihr keinen Zweifel über seine Schuld, so schickt ihn auf's Schaffot, und Eure feste Ueberzeugung als gerechter Richter wird Euch rechtfertigen in den Augen des Himmels. Wenn Ihr aber nach Anhörung des ganzen Verlaufs und nach genauer Lesung des vorhandenen Beweises noch irgend einem Zweifel Raum gebt, so übt das Recht der Gnade oder bereitet Euch auf lange, bittere Selbstvorwürfe in dieser Welt und auf Strafe der Blutschuld in der nächsten."

„Ihr führt eine kecke Sprache, Priester," sagte der König scharf, „und sollt Euch nie mehr einer solchen vermessen. Da wir aber einmal auf den Gegenstand gekommen, so möcht' ich doch die Gründe wissen, warum ich den jungen Mann nicht für schuldig halten soll? Etwa weil meine Augen ihn nicht den Streich führen sahen? Oder weil es Niemand mit ansah? Wer aber würde in diesem Fall je überwiesen werden? Denn je kälter und besonnener der Mörder, um so sorgfältiger weiß er die That zu verbergen, um so gewandter sich selbst zu verhüllen. Der handwerksmäßige Bandit, der verschmitzte, intelligente, sorgfältige Schurke würde sich heraushelfen, und nur der

minder Geübte käme zu Fall, wenn augenscheinlicher Beweis erfordert würde. Warum sollt' ich in irgend einer Weise die Rechtmäßigkeit der Sentenz bezweifeln? An was mich halten, als an den vorliegenden, strengen Beweis der Schuld?"

„An sein ganzes Leben, Sire," sagte der Priester. „Wie Ihr zugabt, ist eine Lücke im Beweise gegen ihn, ein Zwischenraum, den die Phantasie ausfüllen muß mit einem der Wahrscheinlichkeit entlehnten Material. Warum die schlimmere Wahrscheinlichkeit wählen und die gute verwerfen? Warum nach wenigen vorangegangenen, hastigen Worten schließen, und dem Zeugniß eines ganzen Lebens Kredit versagen?"

„Mein guter Vater," versetzte der König, „ich wünsche nichts sehnlicher, als daß ich nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit in Folge Eurer Rede Glauben fassen könnte zu der Unschuld des jungen Mannes. Allerdings hat er in Italien gut und löblich gedient, allerdings stand er in hohem Ruf wegen seines Edelsinns, seines Muths, seiner Treue und Menschlichkeit, und zum Beweise, wie gern ich ihm jeden Vortheil eines solchen Charakters zukommen lassen wollte, verschweig' ich Euch nicht, daß ich in Voraussicht dieser peinlichen Entscheidung eigens Kundschafter zu Erforschung seiner letzten Handlungsweise aussandte. Aber ach, von vielen Seiten erfolgen Beschuldigungen, deren Gewicht in der Schale seiner Schuld seinen frühern guten Ruf weit überwiegt. In den Bergen hör' ich, trieb er sich mit Räubern und wagehalsigen Freibeutern umher, die sich

während der unseligen, langen Kriegsjahre in Savoyen eingenistet haben. Dann schließt er eine geheime Heirath, wie er wohl wußte, allen Begriffen von Recht und Gesetz zum Trotze. Später find' ich ihn in der Stadt Lyon den Vollzug der Gesetze an dem überwiesenen Ketzer Jamets offen verwünschen. Auch hatte die dortige Obrigkeit einen Verhaftbefehl gegen ihn ausgestellt, dem er sich nur durch seine frühere Abreise entzog. Endlich diese unselige Geschichte, und als deren Vorspiel die Verhöhnung meines ausdrücklichen, wiederholten Verbots, indem er gegen Graf Meyrand innerhalb des Burgfriedens das Schwert zog."

„Aber, Sire," sagte der Dauphin, „ich versicherte ja bereits Euer Majestät —"

„Du sagtest mir allerdings," erwiederte der König, „daß Dich der junge Mann auf einem thörichten Gang begleitete, allein Du fügtest bei, Du wissest nicht, wer zuerst gezogen, indem Du, eines solchen Falls nicht gewärtig, Dich nicht umgesehen. Allerdings sind das Nebensachen, aber zusammengenommen bilden sie ein Gegengewicht gegen das günstige Vorurtheil, das sein früheres Leben in die Wagschale legen konnte. Ich bin es meinen Unterthanen und der mir von Gott anvertrauten Gewalt schuldig, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, ja ich darf nicht einmal einen Finger rühren, ihn von dem verdienten Tode zu retten. Schon genug hab' ich gethan, indem ich ihm die Folter erließ, und mehr thu' ich nicht. Die einzige Hoffnung auf Milderung liegt in einem vollen Bekenntniß über alle, auch die kleinsten Umstände. Man eröffne ihm die Sen-

tenz und gebe ihm achtundvierzig Stunden Zeit zu bekennen oder sich zum Tode zu bereiten."

Vater Willand zog sich ohne einen neuen Versuch zurück, denn er sah den König unerbittlich, der Dauphin aber sagte nach einer kleinen Pause: „Jedenfalls Sire, hoff' ich, Ihr verwandelt die Strafe in Hinrichtung mit dem Beil," und als der König verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Bedenkt doch die Entehrung, den Schimpf für die ganze edle Familie Rohan."

„Die Entehrung liegt im Akt, nicht in der Strafe," erwiederte der König; „ich ändere in keinem Falle das Gesetz. — Claudia, es macht Dich traurig, Du solltest Dich nicht mit solchen Dingen befassen. Sie passen nicht für Frauen, machen sie doch uns und unsern Männerherzen genug zu schaffen."

„Der Jammer Isabellens, des armen Kindes, Sire," versetzte die Prinzessin, „vermochte mich dazu. Sie wünschte selbst mit Euch zu sprechen, ich versprach, ihre Sache bei Euch zu verfechten."

„Laßt sie ja nicht kommen, Claudia, sie soll sich keinen Schritt von Nogent entfernen," sagte der König. „Es wäre für sie und mich gleich peinlich, denn ich müßte sie abweisen. In dieser Sache bringt mich nichts von meinem Entschlusse ab, sag' es ihr, und thue Dein Bestes, sie zu trösten und aufzurichten."

„Es gibt Wunden, für die kein Balsam ausreicht, Sire," versetzte die Prinzessin, „und ich fürchte, die ihrige gehört dazu."

Damit ließ auch sie vom Könige ab, und kehrte mit dem Dauphin nach dem Palaste um. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als die Stimme des Königs Vater Willanden zurückrief. Dieser war schon voraus, der Dauphin rief ihm nach, und als er am Prinzen vorbeikam, sagte dieser: „Sprecht geschmeidiger, Vater, aber legt es ihm nochmals dringend ans Herz, er gibt doch vielleicht nach."

Vater Willand antwortete mit einer stummen Verbeugung und ging auf den König zu. Er mochte einen zweiten Verweis wegen seiner kecken Sprache erwarten, aber der König begann äußerst milde: „Nun hört mich, guter Vater, ich will Euch etwas sagen, worüber ich mich vor den jungen Leuten nicht äußern mochte. Kennt' ich Euch nicht als eine gute, ehrliche Haut, möcht' ich ein strenges Urtheil über Euch fällen, denn Ihr habt viele Feinde, ja Ihr selbst steht an der Spitze. Nun aber auf die vorige Unterhaltung zurückzukommen, so bildet Ihr Euch ein, ich sey mit mir über die Schuld des jungen Mannes nicht im Reinen. Ich sag' Euch aber, dem ist nicht so, und Eure Worte haben mich nicht wankend gemacht. Vielmehr ist es meine feste, unabänderliche Ueberzeugung, daß er Heinrichen von Brienne mit eigener Hand getödtet. Ob die That zufällig war in Folge eines stattgehabten Rencontre, darüber verweigert er jede Auskunft, und so mögen denn die Folgen auf sein eigen Haupt fallen. Dennoch aber stell' ich ihm noch einen Ausweg frei. Geht von meiner Seite zu ihm, und bietet ihm Pardon an, falls er gestehe. Sagt ihm, er könne das unglückliche Ereigniß getrost und zuver=

sichtlich als Folge eines zufälligen Kampfs darstellen. Gibt er die That auf irgend eine Weise zu, soll er begnadigt seyn. Auch möge er ja nicht glauben, daß ihm das Geständniß allein die Hand Isabellens von Brienne entziehe, denn ohne dasselbe dürfe er sich nicht nur auf bestimmte Vollziehung der Sentenz Rechnung machen, sondern er möge sich erinnern, daß ich auch ohne diese unselige That bei meiner Ehre geschworen, Isabella solle nie die Seine werden in Folge seines Handels mit Graf Meyrand. So durch sein Geständniß nichts verlierend, vielmehr nur gewinnend, ja ohne alle andere Hoffnung auf Rettung seines Lebens ohne diesen Ausweg, möge er aufrichtig und unumwunden seine That bekennen, und mir wenigstens einen scheinbaren Grund zur Begnadigung bieten."

„Ich gehe, Sire," erwiederte der Priester, „in Vollziehung Eurer Befehle, aber vergebt, wenn ich mir im Voraus nichts davon verspreche. Nach meiner Ueberzeugung ist er unschuldig, und ich kenne ihn zu gut, als daß er in diesem Fall sich je für schuldig ausgeben würde."

„Geht immerhin," sagte der König. „Es ist seine einzige Lebenshoffnung, und weigert er sich dennoch, so laßt mich ja nichts mehr von Petitionen hören. Dann komme, wie gesagt, die That über sein eigen Haupt!"

Der König wendete sich zum Abgehen, der Priester aber folgte ihm mit den Worten: „Euer Majestät hat einen wichtigen Umstand vergessen. Zu einem Gefangenen von solcher Bedeutung sichert mir nicht einmal mein Charakter den Zutritt. Zu gemeinen Verbrechern, Räubern

und Mördern läßt man mich willig ein, handelt es sich aber um einen Adeligen erster Klasse, bezüchtigt, ja verurtheilt wegen eines solchen Verbrechens, so stoßen mich die Wärter mit Hohn zurück."

„Ihr sollt eine Ordre haben," sagte der König, „kommt mit in den Palast." Damit schlug er einen lebhafteren Schritt an, und im Louvre angelangt, schrieb er den Befehl eigenhändig in einem der unteren Säle und händigte ihn Vater Willanden ein.

Damals hatte noch kein Uebermaß von Vorsicht die Gegenzeichnung der Befehle eines unumschränkten Monarchen durch seinen Staatssekretär als unumgängliches Erforderniß ihrer Gültigkeit eingeführt, und Vater Willand, keinem Andern den Besitz des Papiers anvertrauend, eilte damit spornstreichs nach dem Châtelet. Mittlerweile war die Sonne hinunter, und die heitere Bevölkerung der Hauptstadt eilte da und dorthin dem häuslichen Herde zu. An der Ecke einer von der Seine herführenden Straße streifte sich das priesterliche Gewand an einem großen, kräftigen Manne, der, so weit die dunkle Farbe seines Anzugs erkennen ließ, gut, ja stattlich gekleidet war. Vater Willand nahm in seiner Eile keine Notiz von ihm, aber der Fremde kehrte sich um und brachte ihn mit einem Griff der Hand an seine Schulter zum Stehen.

„Ha, Chevalier," sagte der Priester, „seyd Ihr's? Wann kamt Ihr an? Habt Ihr alle die schlimmen Nachrichten schon gehört?"

„Ich bin damit so vertraut, wie Ihr mit Eurem Bre-

vier," sagte Corse de Leon, „hab' Alles Schritt vor Schritt überwacht. Aber wohin geht Ihr? Ich sollte nothwendig mit Euch sprechen."

„Ich bin auf einer Botschaft begriffen vom Könige an den Gefangenen," erwiederte der Priester, „habe ihm zu sagen, daß seine letzte, einzige Aussicht auf Gnade im Geständnisse beruht."

„Geständniß!" rief Corse de Leon mit Hohnlachen, „und Ihr glaubt, er werde bekennen? Aber nur zu, nur zu, lieber Vater, Ihr trefft mich eine Stunde später unter den Arkaden der Barfüßer, und zwar vor Eurer Rückkehr zum Könige. Ich hab' Euch Vieles zu sagen, gar Vieles, denn es ist noch Mancherlei zu thun, und wenig Zeit dazu übrig."

Mit diesen Worten zog er seines Wegs, und der Priester des seinen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

„Ihr dauert mich, junger Herr," ließ sich die heisere Baßstimme Bertrands Saar am Eingang zu Rohans neuem Gefängniß in den untern Gelassen vernehmen, denn dahin war dieser gleich nach Fällung der Sentenz, die ihm übrigens noch nicht eröffnet war, verpflanzt werden. „Ihr dauert mich wirklich, denn der gute Vater Willand, welcher bisweilen die armen Leute hier besucht, hat mir gar Viel

von Euch erzählt. Womit kann ich Euch dienen? Wollt Ihr Wein?"

„Ich dank' Euch für Eure Güte, mein Freund," erwiederte Bernhard ruhig. „habe aber keine Lust dazu. Dagegen wenn Ihr mir Tinte und Papier zu einem Briefe geben könntet, würdet Ihr mich zu großem Danke verpflichten. Und da ich nichts zu sagen habe, das die ganze Welt nicht hören dürfte, so mögt Ihr damit Eurer Pflicht nicht zu nahe treten."

„Es ist auch kein Befehl dagegen," versetzte der Andere, „freilich ist es die erste Bitte dieser Art, die hier an mich gestellt wird. Aber Ihr sollt es haben," und damit entfernte er sich.

Ein paar Minuten vergingen, ehe sich der Schlüssel wieder umdrehte, und der Gefangene, der bisher in nachdenklicher Stellung gesessen, mit dem Arme auf den kleinen Tisch neben der Lampe gelehnt, fuhr auf, in Erwartung, die bekannten Züge des Schließers vor sich zu sehen. Dem war aber nicht so, vielmehr rauschte ein geistliches Gewand herein, und Rohan, sich des grellen Lichts wegen mit der Hand die Augen beschattend, erkannte endlich Vater Willanden. Wer mag die Freude, das Entzücken schildern, die der Anblick eines vertrauten Gesichts in den Momenten einsamen Kummers, finsterer Verzweiflung hervorzurufen vermag? Bernhard fuhr in die Höhe, und wiederholte dem guten Manne mit einem kräftigen Händedruck immer und immer wieder, wie glücklich er sich über den unverhofften Besuch fühle. —

„Mein Sohn," sagte der Priester, „ich habe Euch eine Botschaft zu bringen, sie sichert Euch Euer Leben, aber unter einer Bedingung."

„So bin ich natürlich verurtheilt," sagte Bernhard von Rohan. „Zwar hab' ich meine Sentenz noch nicht gehört, aber ich ahnete den Inhalt aus der Veränderung, die mit meinem Gefängnißlokal vorging. Bis diesen Morgen saß ich im Thurme, aber nach dem heutigen Verhör, worin mir die Papiere von Bourg und andern Orten vorgelesen wurden, ward ich hieher gebracht. Wahrscheinlich zur Vorbereitung auf den Tod," fügte er lächelnd bei, „warf man mich lebend in dieß Grab."

„Ich fürchte, Euer Urtheil ist gesprochen, und es lautet auf Tod," sagte der Priester. „Und doch, armer, junger Freund, gibt es ein Mittel, wodurch Ihr dem Verhängniß entgehen könnt. Wie gesagt, verspricht Euch der König auf Eine Bedingung Gnade, freilich eine Bedingung, deren Annahme ich nicht bei Euch voraussetzen kann. Ehe Ihr sie verwerft, denkt an die arme Isabella, bedenkt, daß es für sie fürderhin nur noch Einen Trost, Eine Glückseligkeit gibt — Euch unter den Lebenden zu wissen, wenn Ihr auch nicht für sie lebt."

„Und wie lautet die Bedingung?" fragte Bernhard. „Gibt es doch kaum eine Handlung, deren ich mich weigern würde, falls sie ihr auch nur auf einen Augenblick zum Trost, zur Erleichterung gereichen könnte. Ja ich wollte als Sclave arbeiten auf den Galeeren, wollte graben im finstern Bergschachte, oder fern von meinem Lande leben, ohne Hoffnung

noch Aussicht, zu all dem wollt' ich mich entschließen, ohne mir eine Minute zur Ueberlegung zu nehmen, könnt' ich ihr den Frieden wiedergeben."

„Die Bedingung ist," sagte der Priester, „Bekenntniß der erhobenen Anklage. So lautet des Königs Ultimatum: „Leben, wenn Ihr gesteht, Tod, wenn Ihr auf dem Abläugnen beharrt."

„Wie?" rief Bernhard, „eine Unwahrheit bekennen? Gestehen, was ich nie begangen? Nein, nein," fuhr er fort, unwillig sich aufrichtend und in lebhafter Geberdensprache, „nein, nein, Wahrheit ist das einzige Besitzthum, das ich hinterlasse. Sie mögen Habe und Gut, Rang und Ehre, ja das Leben selbst von mir nehmen, meine Wahrhaftigkeit sollen sie mir nicht entreißen, diese liegt außer ihrer Macht. Sie gehört nur Gott und mir, und nichts kann mir dieses letzte, heiligste Besitzthum entziehen, das mich von der Wiege bis hieher begleitet, diesen Körper überleben und über das Grab selbst triumphiren soll. Mögen sie mich auf die Folter spannen, mich überm Rade zusammenbrechen, sie sollen keinen Schrei, keinen Laut des Schmerzens vernehmen. Das gefolterte Glied mag zucken, die schwache Fiber sich winden, aber meine Wahrhaftigkeit liegt außer dem Bereich von Eisen und Stricken, und sie können sie nicht erschüttern. Kein Wort mehr, guter Vater, kein Wort mehr. Dankt dem Könige in meinem Namen für seine Gnade und Milde, sagt ihm, daß ich ihm und allen meinen Richtern vergebe, — denn zum Verdachte war Grund genug vorhanden — aber er irre sich in der Voraussetzung, daß

Bernhard von Rohan sich einer Lüge schuldig machen würde, auch wo es sich um den peinlichsten Tod handle. Sagt ihm, mir gelte Wahrhaftigkeit höher noch als Leben! Und nun mit unsern Gedanken zu andern Gegenständen. Tod soll nun einmal mein Loos seyn, ich will mich auf ihn vorbereiten, sowohl wie es sich für diese als für eine andere Welt ziemt."

„Jetzt nicht," versetzte der Priester, „jetzt nicht. Ich komme wieder, das versprech' ich Euch. Nun aber muß ich zum König zurück. Seyd unbesorgt, ich besuch' Euch nochmals."

„Gern möcht' ich Euch jetzt anvertrauen, guter Vater, was mir auf dem Herzen liegt," erwiederte Bernhard. „Seit meiner Rückkehr in das schöne Frankreich hab' ich so manche gerechte Erwartung vom Schicksal vernichten, so manche schöne Hoffnung welken sehen, daß Ihr Euch nicht wundern dürft, wenn ich mich selbst auf das Ergebniß der nächsten Minute nicht mehr verlasse. Vielleicht ist Euch die Rückkehr versagt und was ich wenigstens von den Dingen dieser Welt zu sagen habe, nimmt nur eine kurze Spanne Zeit in Anspruch. — Nach meinem Tode bringt Ihr Isabellen mein letztes Lebewohl, sagt ihr, ich hätte sie bis zum letzten Hauche geliebt mit jener Liebe, die himmlischen Gedanken nahe verwandt ist. Daß sie sich härmen wird über mein Schicksal, weiß ich wohl, aber ich lasse sie bitten, ihren Schmerz mit Fassung zu ertragen. Freilich wird sie mich von Herzen betrauern, aber wo möglich soll sie in ihrer Trauer nicht hartnäckig beharren, vielmehr suche sie jeden Trost, der ihr zukommen mag. Wohl wird sie Keinen wieder lieben, wie

mich, deßhalb darf meine Liebe auch nicht selbstsüchtig seyn. Vor Allem aber wiederholt Ihr meine Unschuld, und sie möge kein Mittel, keine Anstrengung scheuen, den Mörder ihres Bruders zu entdecken, denn gewiß wird er eines Tages gefunden und mein Name gereinigt. Ich habe meine Verdachtsgründe, freilich bloße Verdachtsgründe, die nicht über meine Lippen kommen dürfen und sollen. Genug daß ich unschuldig bin, und das beschwöre ich bei dem allsehenden Richter, vor dessen leuchtendem Antlitz ich bald erscheinen werde. Sagt ihr ferner — aber wer kommt?“

Während seiner Rede war die Gefängnißthüre aufgegangen, und zwei Männer in schwarzen Gewändern, vom Wärter gefolgt, traten ein.

„Gewiß kommt Ihr, mir zu eröffnen, meine Herren,“ fuhr Bernhard fort, „daß mein festes Beharren auf der Wahrheit mich auf die Folter bringt. So sey es, weil es seyn muß; meine Zunge wird nie meine Unschuld verrathen. Führt mich, wohin Ihr wollt, ich bin bereit zu folgen.“

„Ihr irrt,“ versetzte einer der Beiden. „Wir holen Euch ab in den Saal des großen Châtelet, zu Anhörung Eures Spruchs, das ist Alles. Es ist der Wille des Königs, daß Ihr ihn diese Nacht noch vernehmen sollt. Ihr müßt Euch jedoch aufs Schlimmste gefaßt machen.“

„Ich weiß, was mir bevorsteht,“ erwiederte der Gefangene, „und bin bereit, es zu ertragen. Natürlich lautet die Sentenz auf Tod; zwar ist sie unverdient, aber doch will ich sie nicht tadeln. Vielleicht hätten mich, falls ich Richter gewesen, die Verdachtsgründe zu demselben falschen Urtheil

verleitet. So führt mich von dannen! — Guter Vater, besucht mich noch vor meinem Tode."

Damit drückte er Vater Willanden die Hand, und trat zwischen den beiden Gerichtsdienern auf den Corridor hinaus, wo eine kleine Abtheilung Bogenschützen mit ihren Partisanen zur Escorte über die Straßen seiner harrten.

Es war schon finster, aber die Fackeln der Truppe zogen eine Anzahl Knaben und müßiges Volk zu beiden Seiten der Soldaten her, und manch neugieriger Blick ward dem Gefangenen zu Theil. Mehr als einmal kreuzten sich andere Fußpartthieen mit der seinigen auf der Straße, Partthieen, deren Flambeaux gleichfalls die Mauern erhellten, wenn der oder jener muntere Hofkavalier irgend einer lustigen Gesellschaft zueilte. Bernhards Augen begegneten zu wiederholtenmalen irgend einem wohlbekannten Gesichte, das ihn auch nicht des flüchtigsten Blicks würdigte.

Endlich waren sie im Bereich der Thore des großen Châtelet, und ein paar Minuten später befand sich der Gefangene im Saal vor seinen Richtern. Bei seinem Eintritt verkündigte gerade die Baßstimme des Präsidenten einem gemeinen Verbrecher das Urtheil. Die Jammertöne des Unglücklichen unterbrachen zuweilen die furchtbare Vorlesung, die ihm langsame Hinrichtung mit dem Rade mittelst Zerschlagens eines Gliedes um das andere verkündigte. Unter vergeblichen Bitten ward er abgeführt, und ein Anderer betrat seine Stelle, welcher mit verstocktem Schweigen das Urtheil anhörte. Diesem entfuhr keine Sylbe, kein Schrei, ja nicht einmal eine Thräne; kein schreckhafter Blick ward

an ihm sichtbar, und ruhig trat er ab, das Schicksal, das er sich wohl lange vorausgesagt, zu bestehen.

Endlich ward Bernhards Name genannt und der Präsident las ihm ungefähr dieselben schrecklichen Worte vor.

Zwar hatte unser Held den Tod erwartet, aber dennoch schienen ihn einige Bestimmungen der Sentenz zu überraschen. „Wie,“ rief er, „hab' ich Euch recht verstanden, Herr? Degradation — Verlust der Ritterwürde — entehrende Strafart, die ihre schwarzen Flecken sogar auf meine Verwandtschaft wirft?“

„Nicht anders, Herr von Rohan,“ sagte der Präsident mit angegriffener Stimme, „nicht anders, Ihr seyd eines Verbrechens für überwiesen angenommen, dem das Gesetz solche Strafe zuerkennt, und da haben wir nichts zu thun, als das Urtheil auszusprechen.“

Bernhard starrte eine Weile auf den Fußboden in tiefem, bitterem, verzweifelnden Schweigen. Die Hände, fest ineinander geschlagen, sanken ihm regungslos in den Schoos, das schöne Haupt neigte sich zur Brust hinab, und das von oben strömende Lampenlicht beleuchtete ein Gemälde geistiger, für den Augenblick über festen Entschluß triumphirender Verzweiflung, ein Gemälde, so grausenerregend und schrecklich, als sich je eines menschlichen Augen darbieten mochte, wir sagen menschlichen Augen, und übersehen dabei nicht, daß diese Augen im tausendjährigen Kampfe des Guten und Bösen eine Masse von Kummer, Leiden und Verzweiflung an sich vorübergehen sahen. Und gewiß, ließe sich diese Masse auf einmal überschauen, wär's auch nur in

einer schwachen Skizze, des Menschen Herz würde brechen bei diesem Anblicke seiner eigenen Schlechtigkeit und Grausamkeit. Aber schon im nächsten Augenblick erhob Rohan das Haupt wieder, die Bitterkeit des Todes schien von ihm gewichen und sein Geist hatte seine vorige Festigkeit wieder erlangt.

„Nun ist's überstanden," sagte er zu sich selbst, „nun ist's überstanden," und dann wendete er sich zu den Richtern und fügte bei: „Euer Spruch ist gefällt, ich muß mich ihm unterwerfen. Die letzte Hoffnung ist von mir gewichen, die Hoffnung auf ein Ende, angemessen, wenn auch nicht meiner Unschuld, wenigstens meinem Range und meiner nicht unrühmlichen Leistungen für das Vaterland. Zerstört ist diese Aussicht und alle andern, und ich bin bereit, Alles zu ertragen, was Ihr in Eurem Irrthum über mich verhängen mögt. Unschuld könnt Ihr mir doch nicht nehmen, und eben so wenig meine Ehre, denn das kann nur ich selbst, und so wird es nie geschehen. An Andern aber begeht Ihr ein großes Unrecht, an denen, die unschuldig, wie ich, einen fleckenlosen Namen führten, den sie nun auf immer entehrt sehen sollen. Sie allein bedaur' ich, nicht mich. Die Marter einer halben Stunde erträgt sich leicht, wird zuletzt Friede, Ruhe und Lohn dem Gequälten zu Theil. Aber den Lebenden seyd Ihr verantwortlich für Alles, was Ihr mir anthut, und gewiß kommt der Tag, wo die Wahrheit siegreich hervortritt. Dann werden diejenigen, denen Ihr ein so schweres Unrecht zufügt, die Aufhebung Eures Urtheils durchsetzen, und meinen Namen wieder zu Ehren

bringen, ja vielleicht rufen sie Rache herab auf das Haupt derer, die zu rasch und eilig einen Unschuldigen für überwiesen annahmen, wo noch erhebliche Zweifel herrschten und auf die höchste Strafe erkannten, wo kein unumstößlicher Beweis vorlag. Ich sag' es nicht, Euch zu drohen, vielmehr möge Euch Gott vergeben und auch die Menschen, und aus der Fülle des Herzens sey's gesprochen, auch ich vergeb' Euch!"

Mit diesen Worten bot er ihnen den Rücken und entfernte sich aus dem Gerichtssaal.

Augenblicklich waren ihm die Gerichtsdiener zur Seite und vor der Thür nahmen ihn die Wachen wieder in die Mitte.

Auf der Straße angelangt stießen sie auf einige Advokaten und andere Rechtsmänner, welche gerade zu Anhörung der Urtheilssprüche auf dem Wege nach dem Gerichtssaal waren. In diesem Augenblick war eine leichte Bewegung unter der Bedeckung zu bemerken, und Bernhard meinte ein leises Flüstern zu hören: „Faßt Muth!" Zu gleicher Zeit sagte ein Advokat, dem ein flüchtiger Blick auf Rohans Gesicht gelungen; „Es ist Herr von Rohan." Mehrere der Umstehenden faßten das Wort auf, und umschwärmten den Zug bis zum Gefängniß, um wo möglich noch einen, wenn auch ganz flüchtigen Anblick des Gefangenen zu haschen.

Bei dem Fackellichte, das die neugierigen Köpfe beleuchtete, glaubte Rohan öfter theilnehmenden, bekümmerten Blicken zu begegnen, als solchen, die Vorwurf und Hohn ausdrückten, und augenblicklich kam ihm der Gedanke

an Flucht. Er war ungefesselt, und wußte, daß ihn als verurtheilten Verbrecher nun auch diese letzte Freiheits-Entziehung im Kerker erwartete. Der Gedanke an das verabscheuete Eisen bestärkte ihn in seiner Absicht. In demselben Augenblick brach ein Geschrei unter der Menge aus, und ein paar Flüche auf seine Wache schienen an den Tag zu geben, daß der Wunsch ihm zu helfen, ihn zu befreien, in vielen Herzen sich regte.

Aber ehe er den geringsten Versuch machen konnte, zog das Geschrei der theilnehmenden Menge eine neue Schaar Bogenschützen herbei, welche die Leute auseinandertrieb und jede Lücke in der militärischen Escorte verstopfte. Die Menge wich zwar zurück, aber, durch die Drohungen der Kriegerschaar nicht völlig entmuthigt, folgte sie dieser nach in immer wachsender Zahl bis zum Châtelet. Doch es fehlte an einem Anführer, und ehe sie einen solchen finden konnten, hatten die Kriegsknechte das finstere Gebäude erreicht, um ihren Gefangenen nochmals den Händen seines Kerkermeisters zu überliefern.

Auf das erste Zeichen flogen die ungeheuern Thore auf, aber kaum hatten sie den kriegerischen Zug im Rücken, so schloßen sie sich wieder mit derselben Behendigkeit. Draußen blieb die Menge nur noch so lange beisammen, bis sie über den Vorfall einige Worte gewechselt, des jungen Ritters Unschuld mit ein paar Betheurungen bekräftigt, und sich gegenseitig ihr Beileid ausgedrückt hatte, nicht auf diese oder jene Weise seine Befreiung durchgesetzt zu haben. Dann verlief sie sich allmählig. Nur die Entschlosseneren,

übrigens noch immer eine beträchtliche Zahl, warteten die Rückkunft der Bogenschützen ab, die nach etwa fünf Minuten erfolgte. Letztere, dazumal sehr unbeliebt, wurden mit drohendem Geschrei empfangen, auch setzte es einige Steinwürfe ab. Inzwischen war die Menge im Augenblicke zerstreut; die Soldaten verfolgten die Flüchtlinge nach allen Richtungen, und die Gerichtsdiener giengen, Jeder seinen Weg, wohin ihn gerade Geschäfte oder Neigung zogen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Mit schwerem Herzen hatte der gute Vater Willand seinen jungen Freund verlassen, als dieser zu Anhörung seines Urtheils ins große Châtelet abgeführt ward. Aber nicht nach dem Louvre-Pallaste, wie er Bernharden glauben gemacht, richtete er seine Schritte. Zwar lag es in seiner Absicht, endlich dahin zu gehen, aber eine unbedeutende Täuschung des Freundes für erlaubt haltend, nahm er keinen Anstand, diesem seine unmittelbare Rückkehr zu Corse de Leon noch vor seinem Gange zum Könige zu verschweigen. Er konnte sich dabei mit seiner guten Absicht trösten, die keine andere war, als auf irgend eine Weise, freilich wußte er nicht wie, mit dem Räuber einen Plan zur Befreiung des Gefangenen auszusinnen. Seine Hoffnung war durch Corse's Andeutungen aufs Neue belebt worden, der Räuber hatte sich geäußert, es wäre in der kurzen Zeit, die ihm bleibe, noch Mehreres zu thun, und mochte die Voraussetzung auch

etwas rasch und gewagt klingen, Vater Willands Vertrauen auf die außerordentlichen Hülfsmittel seines Verbündeten verleiteten ihn zu der Annahme, Bernhards Befreiung möchte nicht zu den ganz unmöglichen Dingen gehören.

So richtete er denn seine eiligen Schritte nach dem Barfüßer Kloster, das damals nahe an zwei Drittheile der Seitenstraße vom Gréveplatze bis zur Straße St. Antoine einnahm. Breite Arkaden umgaben die beiden Seiten des Gebäudes, das von dieser in eine andere Straße die Ecke bildete, und unter ihnen war das verabredete Stelldichein. Ueber einem der Hauptthore hieng eine Lampe, die aber ein mattes, kärgliches Licht gab, und Vater Willand, nach vergeblichem Suchen von einem Ende der Arkaden bis zum andern, war der Meinung, er müsse bei der unter den Bögen herrschenden Finsterniß seinen Verbündeten verfehlt haben. Er gieng wieder zurück und durchspähte jeden Pfeiler, jede Ecke, aber Corse de Leon war nirgend zu finden, und im Wahn, er möge wohl zu früh gekommen seyn, setzte Willand sein Auf- und Abgehen eine volle Stunde fort. Endlich ward er überdrüßig, auch erinnerte er sich, daß ihn der König erwartete, und nachdem er sich nochmals ebenso vergeblich umgesehen, eilte er dem Pallaste zu, wo sich ihm sogleich das königliche Kabinet aufschloß.

„Was Neues, Priester?“ fragte Heinrich hastig, die Unterhaltung abbrechend, in der er gerade mit Herrn von Vieilleville und einem andern Herrn begriffen war. „Hat er sein Verbrechen bekannt?“

„Nein, Sire;“ erwiederte Vater Willand, „er hat nichts bekannt und wird nichts bekennen, denn er ist unschuldig.“

Der König warf ihm einen finstern Blick zu, erwiederte aber kein Wort. Dann wendete er sich zu Herrn von Vieilleville und sagte: „In diesem einen Punkt habt Ihr gewonnen, de Vieilleville. Wir dürfen so Viele von unserem hohen Adel nicht vor den Kopf stoßen. In allen übrigen Punkten bleib' ich fest, in diesem geb' ich nach, und mehr kann man nicht verlangen. Geht nochmals zu dem Gefangenen, Vater, und sagt ihm, daß ich nicht aus Mitleid mit ihm, sondern aus Rücksicht für seine vornehme Verwandtschaft und namentlich für die verschiedenen Zweige des fürstlichen Hauses Rohan, ihm das Vorrecht des Beils verwillige, damit er nicht den Tod eines gemeinen Verbrechers sterbe. Aber verhehlt ihm nicht, daß seine Hinrichtung morgen früh bei Tagesanbruch im Hofe des Châtelet vor sich geht, und ermahnt ihn, die kurze Frist bis dahin noch nützlich anzuwenden, indem er seinen Frieden mit Gott mache, was einzig möglich ist durch ein Bekenntniß seiner Verbrechen.“

Der Priester enthielt sich der Antwort, denn er erkannte den ungewöhnlichen Ernst in des Königs Stimmung. Er eilte zum Gefängniß zurück und verlangte augenblicklichen Einlaß. Zufällig stand der Lieutenant gerade am Thor, mit Uebernahme der Schlüssel für die Nacht beschäftigt, denn es war bereits eilf Uhr. Bertrand Saar nahm in Gegenwart seines Vorgesetzten einen barschen Ton gegen Vater

Willand an, indem er ihm rund heraus sagte, es sey nun zu spät, und man könne ihn nicht mehr einlassen.

Allein nach dem ersten Blick auf die königliche Ordre befahl der Lieutenant dem Wärter des untern Stockwerks augenblicklich aufzuschließen und folgte ungesäumt mit dem Priester nach, indem er diesem mit schlauen, einschmeichelnden Fragen die letzte Entschließung des Königs zu entlocken bemüht war. Vater Willand antwortete möglichst kurz, denn sein Geist war vollauf beschäftigt mit seiner traurigen Aufgabe. Mit ernster Stirne und gesenkten Augen schritt er vorwärts, seinem bittern Gefühl gelegentlich in einem sarkastischen Ausfall Luft machend, und von Gesetzen, Königen, Staatsverband und menschlicher Gesellschaft hie und da zwischen den Zähnen murmelnd.

Endlich gelangten sie durch die langen, finstern, von Bertrands schwacher Lampe nur spärlich erleuchteten Corridors zu Bernhards Gefängnißthüre. Der Schließer blieb stehen und bat den Lieutenant mürrisch um die Schlüssel, die dieser in der Hand hielt. Der erste, den ihm jener reichte, paßte nicht, und nun riß Saar seinem Vorgesetzten das ganze Bündel ziemlich unhöflich aus der Hand, und probirte einen andern, welcher augenblicklich aufschloß.

In dem Augenblick, wo Bertrand Saar die schwere Thüre zurückschlug, trat der Priester hinein, er hatte aber noch nicht den ersten Schritt beendigt, als seine Frage, „wo ist der Gefangene?“ Beide, den Lieutenant und Schließer, gleichfalls vorwärts trieb.

Auf dem Tische stand die kleine, matte Lampe, daneben

noch unberührt das Essen, das ihn für diesen Abend erquicken sollte, auch das Gebetbuch fehlte nicht, das Bernharden die Stunden des heutigen Tags vertreiben helfen, von ihm selbst aber war nichts zu sehen.

Der Lieutenant eilte an die niedere Lagerstätte, als dächte er den Gefangenen unter ihren ärmlichen Kissen verborgen, und dann kehrte er sich wüthend gegen den Priester mit dem Ausrufe: „Bei der heiligen Mutter, das ist Euer Werk, und Ihr sollt dafür büßen!"

„Mann, seyd Ihr toll?" versetzte Vater Willand. „Glaubt Ihr, ich käme auf königlichen Befehl, einen Menschen zu suchen, dem ich durchgeholfen?"

„Ihr wart heute Abend bei ihm und zwar lange," rief der Lieutenant.

„Und ließ ihn in den Händen der Bogenschützen, die ihn in die Halle des großen Châtelet führten," erwiederte Vater Willand. „Als der Wolf in die Hürde brach, war er der Erste zu rufen: „Mord!" Fast möcht' ich aus Eurem Bemühen, die Sache mir aufzuhalsen, vermuthen, Ihr selbst hättet ihn gegen Bestechung laufen lassen? he?"

Nun fiel der Lieutenant mit derselben Wuth über Bertrand Saar her, und obgleich ihm dieser mit dem Blicke des Entsetzens und der äußersten Verwunderung ins Gesicht starrte, — denn seit der Verwandlung des Châtelet in ein Gefängniß war dieser Fall nur einmal vorgekommen — klagte er ihn dennoch der Beihülfe und Mitwirkung an. Aber Saar gab ihm den Vorwurf zurück, und erlaubte sich mit

nich:
Ihr
das
setzte
eines
komm
junge
Eine
nung.
wärti
schuld
wirkli
ich, w
nen E
welch
Recht
Heinr
Walt
diese
Euch
da sie
Wer
retten
Gott
weil

hern Zustand gelassen habe. Unverzüglich habe er dem Bertrand Saar die Schlüssel zugestellt, und sey nicht wieder in die Zelle gekommen.

So blieb Alles Zweifel und Geheimniß; der Lieutenant verließ das Gefängniß in einem Zustande der Verwirrung, wie er selten in diesen Mauern geherrscht hatte, und eilte so schnell als möglich nach dem großen Châtelet, wo er einige der Bogenschützen fand, die den Gefangenen von Amtswegen in seinen Kerker zurückgebracht hatten. Sie bestätigten vollkommen die Erzählung des Eisenknechts, man holte einen der Gerichtsdiener aus dem Bette, der gleichfalls genau dasselbe sagte, und dabei versicherte, der Gefangene könne nur unter Connivenz eines der höhern Beamten entwicht seyn.

Mittlerweile war aus dem Pallaste der Befehl gekommen, die Hinrichtung nächsten Morgen bei Tagesanbruch vorzunehmen, und nun mußte man die betreffenden Stadtbeamten wecken, ja den König selbst wissen lassen, daß seine Befehle unmöglich vollzogen werden könnten. Kein Mittel blieb im Laufe dieser Nacht und des andern Tags unversucht, die Art und Weise der Flucht und ihre Richtung zu entdecken, aber alles war vergeblich. Nicht die leiseste Spur, wie oder wohin der Flüchtling entkommen, ließ sich erheben, und Alles blieb in der ursprünglichen, mysteriösen Dunkelheit.

Bei seiner persönlichen Kunde von Vater Willands letzten Schritten befahl der König dessen augenblickliche Loslassung. Aber argwöhnend, der gewandte Priester möge

bei Bestechung des Gefängnißaufsehers die Hand im Spiel gehabt haben, verbot er ihm nicht nur, bei Hofe zu erscheinen, sondern schickte ihm überdieß die Weisung zu augenblicklicher Abreise nach seiner an der savoyischen Grenze gelegenen Pfarre.

„Sagt Seiner Majestät," erwiederte Vater Willand dem Diener, welcher den Befehl überbrachte, „es sey dieß die höchste Gnade, die er mir hätte erzeigen können. Lieber will ich unter vierfüßigen Füchsen und Wölfen leben, als unter zweibeinigen. Dort bin ich sicher unter meiner Heerde, sowenig ich von der Schöpsennatur an mir habe, denn hier reiben sich die Raubthiere untereinander auf, dort ist wenigstens der Wolf vor dem Wolfe, der Fuchs vor dem Fuchse sicher. Sagt Seiner Majestät, ich werde nicht lange mehr in dem steinernen Ameisenhaufen hier verweilen, und sollte er mich zum Bischof kreiren wollen, so trifft er mich auf zwanzig Meilen in der Nähe von Chambery."

Inzwischen lenkte der gute Vater seine Schritte nicht unmittelbar der savoyischen Grenze zu. Dagegen wich er auch nicht soweit von dem königlichen Befehl ab, daß man ihn mit Fug des Ungehorsams beschuldigen konnte, denn er bestieg schon am andern Morgen sein Maulthier und schlug, sein Felleisen mit Kleidern beschwert hinter sich, ruhig die Straße nach Fontainebleau ein.

In Melun vertauschte er die Hochstraße mit dem schmalen Nebenwege nach Nogent, immer fürbaß reitend, bis er zu einer Stelle gelangte, wo die bisher flache, uninteressante Gegend in ein anmuthiges Thal mit reicher Vegetation und

nicht ohne den romantischen Anstrich, den Vertiefungen, Felsen, Gestein und Wald verleihen, übergeht. In der Mitte schlingt sich ein Flüßchen durch, silberklar aber langsam der Seine zuschleichend. Hart an seinem Rande steht ein Kirchlein, und um dieses im halben Monde ein Dorf, daß heißt, viele zerstreute Hütten, jede mit ihrem artigen Gärtchen und dem Schmuck der Rebengewinde versehen.

Als Vater Willand das Dorf erreichte, legte sein Maulthier auf unverkennbare Weise den Wunsch an den Tag, dem heutigen Marsch, vielleicht dem längsten, den es je gemacht, ein Ziel gesetzt zu sehen. Der gute Priester willfahrte ihm gerne, denn ein gewisser, nun scharf ins Röthlichte spielender Duft gab genugsam zu verstehen, daß der Tag sich zu Ende neigte. Vater Willand ritt, nach damaliger Sitte, gerade der Pfarrwohnung zu, und bat daselbst um Nachtherberge und Verpflegung, als verstände sich das von selbst. Beides wurde ihm aufs Bereitwilligste zugestanden, und unser Freund ruhte hier zehn Stunden lang von den Beschwerden seiner Reise aus. Seinem Wirthe, einem einfachen, guten Manne von sehr gemäßigten Verstandeskräften, lohnte er die gastfreundliche Aufnahme durch Erzählung manch heitern Scherzes und Schwanks, die Jenen nicht minder ergötzten, als in Erstaunen setzten. Nach Ablauf des angegebenen Zeitraums bestieg Vater Willand in der grauen Morgenstunde sein Thier wieder, und trabte fünf bis sechs Meilen weiter das Thal entlang.

Das Dorf und seine Bewohner, ihre Obst- und Weingärten lagen bald weit hinter ihm und an ihrer Stelle boten

sich zu beiden Seiten des Wegs hohe Buchen und Eichen, mit wenig Unterholz bewachsen und dünn und schlank sich emporwindend, als wären sie emsig besorgt, die Sonnenstrahlen aufzufangen, die sonst vor Gewinnung des Bodens verloren gehen möchten. Allerdings ließ sich da und dort eine menschliche Behausung blicken, aber höchstens die Hütte eines Köhlers, der mit dem benachbarten Wald in Verbindung stand, oder eines Fischers, welcher sich der köstlichen Forellen wegen am Bache angesiedelt, die er auf den Märkten von Melun und Fontainebleau anzubringen wußte. Endlich erschien eine massive graue Mauer, der Straße entlang sich hinziehend, bis sie in den Wald abschweifte, als diente sie einem ausgedehnten Besitzthum zur Umzäunung oder hätte einen Theil des Waldes von dem andern abzugrenzen. Eine halbe Stunde weiterhin gelangte unser Reisender zu einem schweren, eisernen Gitterthor, durch dessen Stäbe eine lange gerade Allee sichtbar ward, im äußersten Hintergrund die Aussicht auf einen Complex von Thürmen und Thürmchen bietend, die zusammen Ein Gebäude bildeten. Vater Willand suchte hier Einlaß zu gewinnen, aber vergeblich, und so ritt er fürbaß zu einer andern Pforte, wo er glücklicher war, denn ein stämmiger Thürsteher mit breitem Gehenk und Schwert und einer Hahnenfeder auf dem Hut, schloß, ihn auf den ersten Blick, wie es schien, erkennend, auf.

„Ach, guter Vater, wie froh bin ich, daß Ihr kommt,“ sagte der Pförtner, „Ihr findet das Fräulein mit trostlos gebrochenem Herzen. Seit vielen Tagen thut sie nichts als weinen. Hoffentlich seyd Ihr im Stande, sie zu trösten.“

„Das bin ich, das bin ich," versetzte Vater Willand, „ich bin ja der Mann des Trostes. Ich bringe gute Nachrichten, Freund. Ist irgend Wer vor mir da gewesen?"

„Wenigstens Niemand mit guten Nachrichten," war die Antwort. „Der italienische Vagabund, der Marquis von Masseran, war vorgestern da mit einem Gefolge, groß genug, das Schloß einzunehmen und mit Mann und Maus davon zu führen. Aber ich sprach mit ihm durchs Gitter und schützte des Königs Befehl vor, daß das Fräulein von Niemand gestört werden dürfe. Nun schickte er einen Knaben ab und verlangte eine Unterredung mit ihr, aber sie weigerte sich ihn zu empfangen, und erwiederte: Ihre Mutter würde sie gerne sehen, den Herrn von Masseran aber nicht."

„Und was sagte er dann?" fragte der Priester.

„Er murmelte etwas zwischen den Zähnen," antwortete der Pförtner, „von Klöstern und dergleichen, was ich nicht recht verstand. Aber gerne möcht' ich was von den guten Nachrichten hören, Vater, denn ich bin gewiß, gute Botschaft für das liebe Fräulein ist für uns Alle auch gute Botschaft."

„Ihre Ohren sollen's zuerst vernehmen, mein Sohn," erwiederte der Priester; „aber es ist was, ihr Herz zu erheitern, und das ist genug."

Nun ritt er quer durch den Park, der wirklich einen Theil des Waldes umfaßte, denn in frühern Zeiten hatte ihn einer der Herrn von Brienne des Weidwerks wegen von dem Reste abgesondert. Es wimmelte darin von Damhirschen und Rehen, von denen mehrere beim Anblick des

berittenen Priesters ins entferntere Gehölz schlüpften oder ihm vom schattigen Standpunkt unter den Bäumen ruhig nachsahen, wie er über den offenen Grund im warmen Herbstsonnenschein dahin ritt.

Alles war still und ruhig mit jener der Jahreszeit eigenen Stille, wo die Vögel die Stimme verloren, das Insektenheer im Allgemeinen sein kurzes Leben ausgehaucht hat. Die ganze Natur schien die tiefschweigsame Schwermuth zu theilen, die auf das Verschwinden der glänzenden Sommerzeit folgt. Auch das Schloß stellte sich in demselben Tone dar; es stand kalt und grau auf seiner kleinen Höhe, ohne Blumen oder Gesträuch oder sonst Etwas, das, die Linie seiner Mauern und Thürme unterbrechend, den Raum verborgen hätte, wo das Steinwerk aus dem Boden entsprang. Der heitere Morgensonnenschein hob die schwermüthige Bedute nur um so mehr hervor; ein langer, langer Schatten fiel von dem Gebäude, nicht unähnlich dem, den irgend ein schreckliches Ereigniß auf die übrige Lebenszeit wirft. Das große, mittlere Thor stand weit offen, die Aussicht durch den gepflasterten Bogengang zum jenseitigen Hofe bietend. Nirgend eine Spur von geschäftiger Dienerschaft, nirgend ein Laut von heitern Stimmen. Zwar ließ sich der Kopf eines dienstbaren Geistes an dem offenen Fenster blicken und der reinliche Charakter der ganzen Scene bürgte für eine tüchtige Schaar geschäftiger Hände, aber Alles war kalt und ruhig gleich dem Herzen, von welchem Leidenschaft und Hoffnung und Theilnahme an den Dingen dieser Welt auf immer Abschied genommen.

Vater Willand stieg ab, band sein Thier an den nächst der Thüre befindlichen Ring und klopfte laut um Einlaß. Augenblicklich trat ein Diener aus einem kleinen Gemach neben der Thüre, wo er bisher ganz stille gesessen und hieß den Priester freundlich willkommen.

„Wo ist Euer Fräulein?“ fragte dieser.

„Sie geht spazieren, Vater,“ erwiederte der Mann, „ganz allein auf der Höhe dort am Walde.“

„Sorgt für mein Thier, lieber Sohn,“ versetzte der Priester, „ich geh' ihr nach, ich habe gute Botschaft für sie.“

„Das vergelt' Euch der liebe Gott,“ sagte der Diener, und Vater Willand eilte durch die Schloßhalle und den dahinter liegenden Hof einer dichten Baumgruppe zu, die östlich die sanfte Anhöhe bekränzte. Wir eilen ihm dahin voraus.



G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Sechsundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila,
der Zigeuner ꝛc.

Aus dem Englischen.

Sechstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Seit Bernhards Verhaftung hatte Isabella ihre Zeit in unbeschreiblichem Schmerz und Jammer zugebracht. Sie war nur wenige Stunden nach seiner Abführung ins Châtelet zu Fontainebleau geblieben, denn Heinrich, theils aus Güte, und um sie aus einer Umgebung zu entfernen, wo Alles zu Nährung ihres Kummers beitragen mußte, theils zu Vermeidung von Bitten und Gesuchen, die er nun und nimmer zu verwilligen entschlossen war, hatte ihr den Befehl ertheilt, sich auf das Jagdschloß ihrer Familie bei Noguent zu begeben und es vor Ende des nächsten Monats nicht zu verlassen. Dabei war alle Vorsicht getroffen, sie vor unberufenen Störungen und Belästigungen zu schützen, ja es war des Königs strenger Befehl, daß Niemand ohne Isabellens vorgängige Einwilligung das Parkthor passiren dürfe.

Nichts war vergessen, was ihren Zustand irgend erleichtern konnte. Man hatte in Eile mehrere alte Diener aus der Umgegend zusammengebracht, und der König trug Sorge,

daß alle peinlichen Nachrichten von Rohans Lage ihr verschwiegen bleiben.

Auf ihre Bitte, ihn im Gefängniß besuchen zu dürfen, erfolgte eine strenge Abweisung mit dem Bedeuten, daß ein solches Gesuch nie wieder gestellt werden dürfe. Die Bitte um eine Audienz beim Könige ward gleicherweise abgeschlagen. So blieb ihr kein anderer Trost, als zu weinen, und ihre ganze Zeit brachte sie mit Auf- und Abgehen im Park und mit trostlosen, an Verzweiflung grenzenden Gedanken über verschwundenes Glück und gegenwärtiges Elend zu. Nichts was sie sah konnte ihr Vergnügen oder Erleichterung gewähren. Selbst der Anblick der Natur, ihr einst so theuer, kam ihr nun düster und bewölkt vor; Sonnenschein und Sturm, gleichviel, sie hatten keinen Reiz für sie, der Wechsel der Stunde, der Jahrszeit zog ihre Aufmerksamkeit nicht an, zerstreute sie auch nicht für eine Minute. Wohl hätte sie die schönen Worte des Dichters auf sich anwenden können:

„Nie weckt der Frühling meinen Jubel wieder,
nein, freundlos wandl' ich stets allein,
und wenn ich singe, werden meine Lieder
nur Klagen um vergangene Tage seyn.

Der Sonne Licht, wohl mag es Andern glänzen,
mir ist's ein Schatten einst'ger Herrlichkeit,
wo Jenen Blumen blühn zu frischen Kränzen,
find' ich Verwelktes nur wie meine Zeit."

Tief empfand Isabella die Wahrheit der Vergleichung zwischen Licht und Glückseligkeit — wie Farbe und Glanz aller Lebenserscheinungen mehr auf dem Sonnenschein un-

seres eigenen Herzens beruhen, als auf ihrem eigenthümlichen Wesen; wie die Nacht der Sorge und Verzweiflung Allem einen dunkeln, grauen, trostlosen Anstrich verleiht. Sie konnte nicht mehr begreifen, wie sie an manchen Dingen hatte Vergnügen finden können, sie litt keine Begleitung mehr, denn die menschliche Stimme selbst widerte sie an. So gieng sie vor sich hin mit zu Boden geschlagenen Augen, um ja nichts von all den Schönheiten der Natur, von dem Glanze, der ihrem Gefühle so wenig zusagte, zu gewahren.

Noch immer hiengen ihre Augen voll Thränen, als Vater Willands Schritte ihr Ohr trafen. Sie richtete den Blick nicht empor, in der Meinung, es sey Jemand von ihrem Gefolge, der sich ihr mit unwillkommenem Troste oder noch unwillkommeneren Vorstellungen zu nähern beabsichtige.

„Aufgeschaut, Fräulein, aufgeschaut!" sagte der Priester in seinem gewöhnlichen heitern Tone. „Wässert Ihr den Boden dergestalt mit Thränen, so mag eine Jammersaat aufschießen, groß genug, die Herzen von ganz Frankreich zu brechen. Die Nachtigall singt bei Nacht, die Lerche Morgens, nach den rauhen, frostigen Wintertagen kommt zuletzt der Frühling, die Sonne dringt wieder durch, und alle Welt lacht und jubelt."

„Ach, guter Vater," erwiederte Isabella, seine Stimme erkennend, „ich werde wohl nie wieder lachen." Aber als sie mit dem langsamen Blicke der Verzweiflung das Auge zu ihm erhob, lag ein großes Etwas in seinem Gesichte — — ein bedeutendes Lächeln, ein Ausdruck der Freude, der

ihr durch die Seele gieng, und ihre ganze Gestalt erzittern machte.

„Er ist begnadigt, ist begnadigt!“ rief sie, auf den Priester zustürzend. „Ach Vater, sagt mir, nicht wahr, er ist begnadigt?“

„Das nicht gerade!“ antwortete Vater Willand, „aber was ebenso gut, er ist entwischt, ist, wie ich hoffe, schon jetzt über der Gränze.“

Isabella sank auf die Kniee, indem sie, die Hände zusammenschlagend, mit zum Himmel gekehrtem Blicke rief: „Sey gepriesen, barmherziger Gott!“ Dann, ohne aufzustehen, senkte sie das Haupt zu Boden, bedeckte die Augen mit den Händen und verfiel in ein anhaltendes, convulsivisches Weinen.

Der Priester suchte sie zu beruhigen und aufzurichten, aber sie lehnte sanft seine Hand ab und flüsterte: „Es ist ja nur Freude und Dank.“

Nach einer Weile wurde sie ruhiger, sie stand auf, ohne zu sprechen, und schlug, auf des guten Mannes Arm gelehnt, langsamen Schritts den Rückweg nach dem Schlosse ein. Beide beobachteten ein tiefes Schweigen, als sie aber die Wohnung betrat, wo sie in letzter Zeit so viele jammervolle Stunden zugebracht, als sie die Schwelle des Zimmers überschritt, wo sie, nichts als Verzweiflung im Herzen, in Erwartung des letzten, traurigsten Streichs trostlos gesessen, überwältigte sie der Contrast und eine neue Thränenfluth entstürzte ihren Augen.

Sie floßen aber nun sanfter, diese Thränen, und Isa-

bella hörte mit Freuden was Vater Willand zu erzählen hatte. Ihrer Fragen war kein Ende und der gute Priester mußte zu wiederholtenmalen die Geschichte, wie er das Gefängniß leer gefunden, vortragen. Auch erkundigte sie sich nach allen Einzelheiten seiner letzten Zusammenkunft mit Rohan, indem sie mit einer Aufmerksamkeit, einer Spannung zuhörte, als hinge ihr Leben an jedem seiner Worte. Auf seine Antworten erfolgte jedesmal eine längere Pause, indem Isabella immer und immer wieder das Gehörte überlegte und Vater Willanden ward zu wiederholtenmalen die Frage ans Herz gelegt, ob er wirklich glaube, daß Bernhard sich außer allem Bereich der Verfolgung befinde. Er versicherte, daß er allen Grund zur Bejahung habe, da es gewiß sey, daß sich nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden noch nicht die geringste Spur von dem Wege, den er eingeschlagen, ergeben habe.

Nun fragte es sich zunächst, wozu sie selbst sich entschließen sollte. „Wir müssen noch ein paar Tage zuwarten," sagte sie, „um gewiß zu seyn, daß er nicht entdeckt und zurückgebracht ward. Dann aber, guter Vater, möchte ich diesen Ort verlassen,, wo ich widerwärtigen Zudringlichkeiten ausgesetzt seyn könnte."

„Und wohin möchtet Ihr gehen, Fräulein?" fragte der Priester. „Gibt es doch Wenige unter den benachbarten Fürsten, die einen Flüchtling von Eurem Range und Reichthum aufzunehmen wagten. Selbst der Kaiser und der König von Spanien, obwohl sie, nach ihrem Ordenszeichen zu schließen, eine Verwandtschaft mit den Argonau=

ten ansprechen, würden sich mehr als einmal bedenken, bis sie ein solches goldenes Vließ von unserem schönen Lande Frankreich bei sich aufzunehmen sich getrauten."

„Ich will sie auch nicht auf die Probe setzen," erwiederte Isabella. „Wohin ich mich wende, soll es in demüthigem Aufzug geschehen. Ich lege ab von mir allen Anspruch auf diesen Rang, dessen Purpurgewande nur traurige Fesseln für die Glieder eines Flüchtlings wären. Reichthum habe ich keinen zur Schau zu tragen, zwar mögen mir die Summen, die mir der König als Erbin meines Vaters und des armen Heinrichs ließ, meine Bedürfnisse gehörig decken, doch muß ich auch hiebei vorsichtig zu Rathe gehen. Nein, nein, guter Vater, die Hütte soll mein Zufluchtsort seyn, nicht der Palast. Letzterer hat schon Weh genug über mich gebracht. In demüthigem Gewand, in unscheinbarem Aufzug werde ich Schutz finden, und eine Verborgenheit, die sich nicht leicht durchdringen läßt. Mittlerweile müssen wir bis auf weitere Nachrichten von Paris hier bleiben."

„Meiner Treu," versetzte der Priester, „Ihr mögt warten, wenn es Euch beliebt, aber ich muß gehen. Der König ist über den ganzen Handel gewaltig erbost, und ein Schiff, von dem Sturm hergetrieben, kann nicht wohl beilegen. Seine Majestät jagt mich Hals über Kopf nach meiner Pfarre, ich muß meinen Stab fortsetzen, ehe es Abend wird."

Isabella sah verlegen und bekümmert zu Boden, denn sie fühlte mehr als je, wie nothwendig ihr Jemand war,

auf dessen freundschaftlichen Rath und Beihülfe sie sich in ihrer schwierigen Lage verlassen, dem sie sich unter Kummer und Sorge anvertrauen konnte. So lange Rohans Schicksal entschieden schien, und ihr keine andere Aussicht übrig blieb, als auf die verlassene Einsamkeit eines gebrochenen Herzens, so lange es nur noch der kurzen Agonie des letzten verhängnißvollen Streichs bedurfte, sie auf immer von allen irdischen Dingen abzureißen, hatte sie, ganz dem Schmerz um ihn hingegeben, wenig an ihr künftiges Schicksal gedacht. Doch hatte ihr der Gedanke an ein Kloster, als der einzige Zufluchtsort auf dieser Erde, immer vorgeschwebt. Zwar hatte sie noch keine Plane gebaut, hatte die Sache nicht in Erwägung genommen, es kam ihr aber dieser Gedanke als eine entschiedene Sache vor, als Etwas, das sich von selbst verstehe.

Nun aber trat das Bild von den grünen Wällen und schweigenden Zellen, das sie als die einzige Zuflucht für die melancholischen Stunden ihres künftigen Daseyns im Auge gehabt, plötzlich wieder in den Hintergrund. Die Hoffnung, ihr Schicksal mit dem des Geliebten zu verbinden, lebte wieder auf, und wie wir bereits gesehen, beschloß sie, diese Räume zu fliehen, wo absolute Gewalt ihr zu irgend einer Zeit die Aussichten entziehen konnte, die sich ihr so eben erst wieder aufgethan. Aber die Frage, was nun zunächst zu thun, wie, wohin, wann sie fliehen sollte, drängte sich in Folge der letzten Worte des Priesters ihrem Geiste aufs Lebhafteste auf.

War wirklich der Zorn des Königs so gewaltig erregt,

konnte er sich nicht, dachte sie, plötzlich über ihr entladen? Mochte er nicht, ihr Beginnen ahnend, dem Plane, den ihre treue, hingebende Anhänglichkeit, als den einzig nützlichen bezeichnete, zuvorkommen?

So ist es immer mit uns; von unsern eigenen Absichten, Wünschen und Gefühlen eingenommen, legen wir Andern einen Spiegel in die Brust, der unser eigenes Ich vollkommen reflektirt. Wir bedenken nicht, daß die Ansichten jedes einzelnen Individuums denselben manchfachen Modifikationen unterliegen, wie die Gesichtszüge, daß es eben so schwierig ist, zwei ganz gleichfühlende Herzen, zwei ganz gleichdenkende Köpfe zu finden, als zwei sich vollkommen gleichende Gesichter, zwei vollkommen ähnliche Gestalten. Bei der Voraussetzung, daß Andere von ihren Impulsen auf die unsern schließen, erlauben wir uns eine Petitio principii, die selten, wenn jemals, zutrifft. Wohl lassen sich die Absichten des Menschen durch die Kenntniß seiner gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise errathen, selten aber wird sich das Urtheil dessen bestätigen, der von seinen Beweggründen auf die des Andern schließt.

„Der König," dachte sie, „erräth auf den ersten Blick, daß mich die Liebe bestimmt, dem Freunde mein ganzes Leben auch im Unglück, in der Verbannung zu weihen. Sein Zorn wird ihm eingeben, meinen deßfallsigen Schritten zuvorzukommen."

Allerdings hatte der königliche Zorn gewissermaßen die unterstellte Folge, aber das Benehmen des Königs entsprang aus keinem der unterlegten Motive. Heinrich ließ sich nie

einfallen, Isabella könnte so kühn, so verwegen seyn, von seinem Hofe zu entweichen, sich seiner Gewalt zu entziehen. Ein solcher Schritt galt damals kaum für weniger als baaren Hochverrath, und die bloße Idee der Möglichkeit stellte sich der königlichen Fassungskraft als ganz unannehmbar dar. Allein Isabella handelte nun einmal ihrer fixen Idee gemäß und nach der Erwägung eines Augenblicks sagte sie: „Nun wohl, da es sich nun einmal so verhält, muß ich vor dem Zorne des Königs fliehen, und besser sogleich als später, ehe mir jeder Ausweg verschlossen ist. Niemand kann dadurch zu Schaden kommen. Daß Bernhard eingeholt werden könnte, will ich nicht glauben, denn Gott ist zu gerecht und gnädig, um einen Unschuldigen zu Grund gehen zu lassen. Wär's aber auch anders beschlossen, so liegt wenig daran, ob ich hier oder in einem andern Lande den Schleier nehme, ja vielleicht leit' ich seine Verfolger durch meine Flucht von der wahren Spur ab, indem sie irrthümlich annehmen, er habe mit mir einen andern Weg eingeschlagen. So will ich denn alsbald mit Euch von dannen, guter Vater, ihr sollt mein Führer, meine Stütze seyn."

„Ich wollte, es könnte so seyn, mein Kind," erwiederte Vater Willand, „aber in Eurem Begehr mit mir zu gehen, gleicht Ihr einem jungen Reh, das, vom Hundegebell erschreckt, Schutz fleht von dem gejagten Hirsche. Man kann jeden meiner Schritte beobachten, Tochter, und sicher ist mein bisheriger Weg dem Auge des Spähers nicht verborgen geblieben. Aber Gottlob, es gibt mehr als Eine Landstraße in Frankreich, und Leute, die zwei entgegengesetzte

Wege einschlagen, mögen am Ende doch zusammentreffen. Ich hab' einen Plan für Euch — wahrhaftig einen Plan für Euch. Aber es bedarf eines raschen, muthigen Entschlusses, und was wir thun, geschehe mit freudigem Herzen, da uns die Hoffnung mit ihrem Lichte voranleuchtet auf unserem Pfade."

Vater Willand blieb bis ans Ende des Morgenmahls bei dem Fräulein, dann ließ er sein Thier vorführen, und nahm mit einem herzlichen Segen von dem Hause Abschied. Ein Diener begleitete ihn die Allee hinab, um ihm das Thor zu öffnen; Vater Willand sprach wenig oder nichts mit ihm, obwohl er sich kurze Zeit zuvor mit einem ältern Diener, der ihm Einlaß gegeben, angelegentlichst unter vier Augen besprochen. Auf das Schloß kehrte die frühere, feierliche Stille zurück, nur wenige seiner Bewohner ließen sich da und dort blicken, das Fräulein hielt sich auf ihrem Zimmer mit einem jungen Mädchen, das den unmittelbaren Dienst um ihre Person hatte, seitdem sie nach ihrer Ankunft am französischen Hof ihrer Kammerzofe Margarethe, der niederträchtigen Verrätherei wegen, den förmlichen Abschied gegeben. Aber gegen fünf Uhr Abends fand sich am großen Parkthore ein königlicher Beamter ein, mit drei oder vier Dienern und einer Pferdesänfte, einer äußerst unbequemen, und dabei ziemlich bedenklichen Modeerfindung jener Zeiten. Nachdem er sich über seine königliche Sendung ausgewiesen, erhielt er unverweilt Einlaß und ritt durch den Park aufs Schloß zu.

„Meldet Eurer Gebieterin," sagte er zu dem unterm

Thorweg stehenden Diener, „daß ich vom König beordert bin, sie augenblicklich nach Paris zu bringen. Zuvor aber muß ich das Schloß durchsuchen und die anliegenden Gründe, um mich zu überzeugen, ob nicht ein Gefangener, der so eben den Händen der Gerechtigkeit entronnen, hier verborgen ist.“

Der Diener sagte augenblickliche Bestellung der Botschaft zu, und während er sich zu diesem Ende entfernte, befahl der Beamte seinen Leuten, alle Theile des Parks genau zu durchsuchen. Diese gehorchten, während er selbst ziemlich lange unter dem Thorwege der Zurückkunft des Anmeldenden entgegensah. Er hörte Thüren auf- und zuschlagen, Stimmen rufen, einen der Diener den andern fragen, wo die Gebieterin wäre. Endlich meldete man ihm, sie sey nirgend zu finden, und Einige meinten, sie müsse in den Park hinauf spazieren gegangen seyn, während Andere darauf schwuren, sie habe das Haus nicht verlassen.

Bald war Alles Bestürzung, Nachfrage, Zweifel. Die Dame und zwei von der Dienerschaft ließen sich nicht blicken, und aus der Entfernung von Juwelen, Gold und Kleidern ließ sich wohl merken, daß baldige Wiederkunft nicht in ihrer Absicht lag. Jeder Winkel des Schlosses, des Parks wurde nun durchsucht, aber ohne eine Spur von den Flüchtlingen zu entdecken. Die Diener wurden verhört, nicht minder die benachbarten Landleute, aber nirgend war die geringste Spur zu gewinnen, und allgemein ward versichert, daß man auf sämmtlichen vom Schloß führenden Wegen — es waren ihrer drei — keine Seele gesehen habe,

als etwa Bauersleute, mit einziger Ausnahme des Priesters, dessen Spur deutlich nach Fontainebleau verfolgt werden konnte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

In einem kleinen, dunkeln Gemach, am Ende eines langen Gangs, vier Treppen hoch gelegen, mit dergestalt verschlossenen Fenstern, daß das Lampenlicht auf dem Tische von der Straße aus unsichtbar war, saßen vier Männer, deren Anzug mit der Räumlichkeit in einem entschiedenen Gegensatze stand. Sie waren sehr gut gekleidet, zwei davon sogar glänzend, und einer, obgleich ziemlich einfach in seinem Anzug, überdieß klein, fast könnte man sagen, winzig von Gestalt, aber mit ausnehmend schönen Zügen, hatte in seinem ganzen Wesen etwas Entschiedenes, Gebietendes, das ihn als einen Mann bezeichnete, der, an die Uebung hoher Gewalt gewöhnt, seiner Ueberlegenheit sich vollkommen bewußt war.

Wie gesagt stimmte das Gemach mit der Persönlichkeit seiner Bewohner nicht überein. Es bot nichts als nackte Wände, plumpe Stühle, einen eichenen Tisch mit messingener Lampe, einen metallenen Wandleuchter und ein ungeheures Kamin von bemaltem Holze, schwarz gefärbt durch den Rauch manchen Jahrhunderts.

Seit mehreren Stunden lagerte Dunkel auf der Erde und die Gesellschaft saß schon längere Zeit in tiefes Schweigen verloren. Der erwähnte kleine Mann präsidirte am obern

Ende der Tafel, scheinbar unbeweglich, das seine Haupt mit einer Hand stützend, deren Breite und Muskelkraft mit seiner Körpergröße in einigem Mißverhältniß stand. Dabei sah er unausgesetzt mit dem Ausdruck ängstlicher Erwartung nach der Thüre.

Endlich unterbrach er die allgemeine Stille, indem er das Haupt erhebend, sagte: „Putzt das Licht an der Wand, Jarnac — ich fürchte, der Streich ist mißglückt.“

„Da säßen wir hübsch in der Patsche,“ versetzte der Andere, der, dem Befehl nachkommend, aufstand, „wahrlich eine saubere Verlegenheit, wenn er gefaßt und auf die Folter gebracht würde.“

„Habt Ihr je einen Wolf getödtet, Jarnac?“ fragte der Erste.

„Schon manchen, gnädiger Herr,“ war die Antwort, „aber wozu das?“

„Nun, wenn dem so ist,“ versetzte der Andere, „so habt Ihr ihn wohl nie im Tode heulen hören. Aber eben so leicht könntet Ihr den Wolf zum Heulen bringen in diesem Augenblick, oder umgekehrt eine Ratze zum Schweigen, als Ihr durch alle Qualen der Welt unserem Freunde, dem Chevalier, auch nur Ein Wort zu entlocken im Stande wärt. Ich kenne meinen Mann, weiß, wie sehr man ihm vertrauen kann.“

„Ich kann nicht läugnen, Marschall,“ begann einer der Herren am Tische, „es wundert mich, daß Ihr Euch solcher Leute in irgend einer Weise bedienen mögt. Dießmal freilich dürften seine Dienste am rechten Orte seyn, aber im

Feld ist's was Anderes. Was würde der König dazu sagen, wenn er es wüßte?"

„Er weiß es wohl," war die Antwort, „und er sagt, was Ihr eines Tags sagen sollt, guter Freund, wenn Ihr seht, was diese Gesellen vermögen in Fällen, wo ihr Muth auf die Spitze getrieben wird. Was insbesondere den Erwähnten betrifft, so darf ich wohl sagen, ohne den ehrenwerthen Diensten solcher Herrn, wie Ihr, zu nahe zu treten, nie hätte ich, bei all Eurer Kriegskunde, Eurem Muthe, Eurer Fähigkeit, Piemont auch nur zwei Monate behaupten können, wäre mir nicht sein Beistand, seine Einsicht zu Handen gewesen."

„Und was hätte denn Philipp vermocht?" fragte der Edelmann, welcher sich mit dem Lichte beschäftigt.

„Nun der hätte mir einen Jarnac-Streich* versetzt,"

* Anspielung auf das berühmte Duell, das einige Jahre früher zwischen Jarnac und La Chataigneraie in Gegenwart des ganzen französischen Hofs stattfand. Der Erstere, damals ein junger Mensch, ohne Namen, höchstens durch seine höfischen Manieren und Späße bekannt, besiegte seinen Gegner, einen durch stürmischen Muth und ausgezeichnete Geschicklichkeit im Fechten berühmten Krieger. Er versetzte ihm einen Seitenhieb, der, ihm die Schenkelsehnen entzweischneidend, zuletzt seinen Tod herbeiführte. Letzterer hatte im Voraus ein glänzendes Mahl in seinem Zelte bereiten lassen, wozu er die Herrn vom Hofe mit der prahlerischen Aeußerung einlud, sie möchten mit ihm schmausen, wenn er Jarnac getödtet hätte. Das Essen ward dann auf höchst skandalöse Weise von den Hoflakaien geplündert. Der Ausdruck „ein Jarnac-Streich" ward zum Sprichworte für irgend einen unerwarteten Ausgang.

antwortete der Kleine, eine Erwiederung, die auf allen Gesichtern ein Lächeln hervorrief. „Aber horch," fuhr er fort, „ich höre Jemand auf dem Gange. Laßt uns auf der Hut seyn."

Kaum waren die letzten Sylben seinen Lippen entflohen, als eine kräftige Hand auf die Klinke drückte, die Thüre auffuhr, und ein Mann in dem schwarzen Gewand eines Gerichtsdieners ins Gemach trat. Einer der Herren legte die Hand ans Schwert, aber der Eindringling blieb, ehe er die Tafel erreichte, stehen, sich rings umsehend, als wäre er ganz verwirrt, diese Gesichter hier zu finden. Doch in demselben Augenblick erhob sich der Kleine zu Häupten der Tafel und rief, indem er, dem Gast entgegeneilend, ihn umarmte: „Willkommen, armer Freund! willkommen! Macht die Thüre zu, Jarnac, und schließt ab! Seyd Ihr verfolgt, Rohan? In diesem Fall haben wir eine zweite Zufluchtsstätte für Euch, dort hinter dem Verschlage. Seyd Ihr wirklich verfolgt?"

„Ich denke nicht," erwiederte Rohan, „glaube wirklich nicht. Mein Befreier ist noch unten auf der Lauer, aber ich glaube nicht, Brissac, daß irgend Jemand den Streich bemerkte. Meiner Treu, es ging Alles so schnell, daß ich kaum selbst etwas davon weiß, und Euch hier zu sehen, ist mir vollends wie ein Traum. Wie kam all Das? War der Schließer bestochen?"

„Nein," sagte Brissac, „wir wissen so wenig als Ihr, vielleicht noch weniger. Alles, was wir sagen können, ist, daß unser Freund, der Chevalier Lenoir, meine geheime

Anwesenheit in Paris auswitternd — sie hatte keinen andern Zweck, als des Königs Ohr hinsichtlich der von den Guisen gegen Montmorency vorgebrachten Einstreuungen aufzuklären und mir selbst den nöthigen Succurs in Savoyen zu verschaffen * — mich aufsuchte und Eure Befreiung aus dem Gefängniß zu bewirken versprach, falls ich es über mich nähme, Euch sicher aus Paris zu bringen."

„Ihr haltet mich also nicht für schuldig, Brissac?" rief Bernhard, seine Hand ergreifend.

„Wie konnte ich Euch für schuldig halten, lieber, junger Freund?" erwiederte Jener. „Wie konnte das irgend Einer, der Euch kennt, wie ich? Erstlich glaub' ich nicht, daß irgend eine Herausforderung Euch dahin bringen konnte, Euer Schwert gegen Heinrich von Brienne zu ziehen. Und hättet Ihr es wirklich in ehrlichem Kampfe gethan, würdet Ihr es nie in Abrede gezogen haben. Auf andere Weise aber als auf ehrenhafte, waret Ihr es nicht im Stand, darüber konnte Keiner, der mit Euch gedient, auch nur einen Augenblick im Zweifel seyn. Aber erzählt, wie gelang dem Chevalier Eure Befreiung? Er hat uns nichts von seinem Plane gesagt, und wir sind so neugierig wie Waschweiber, etwas mehr davon zu hören."

„Ich will Euch Alles sagen, was ich selbst weiß," erwiederte der junge Ritter, „aber freilich ist es nicht viel.

* Diese geheime Reise Brissacs nach Paris zu dem angegebenen Zweck ist authentisch. Als Beweis seiner großen Tüchtigkeit im Ertragen der Strapazen erzählt ein Gerücht, daß er kein Bett bestieg von seiner Abreise aus dem Hauptquartier bis zur Ankunft in der französischen Hauptstadt.

Als sie mich zur Urtheilsverkündigung ins große Châtelet führten, sah ich nur wenige Leute am Eingang. Die Sentenz ward verlesen, ich äußerte mich darüber, wie ich es für recht hielt, und schickte mich zum Abgehen an. In diesem Augenblicke meinte ich eine Stimme zu vernehmen, die mir zuflüsterte: „Fasset Muth.“ Ich achtete wenig darauf, aber als ich auf die Straße kam, sah ich einen Haufen Leute, die uns folgten, und mich zu bemitleiden schienen, denn sie brachen gegen die Bogenschützen in drohendes Murren, theilweise selbst in Geschrei aus. Die kleine Zahl meiner Bedeckung, die Worte, die ich vernommen, schienen mir von einem freundlich gesinnten Gerichtsdiener zu kommen — das Benehmen der Menge flößte mir einige Hoffnung auf Befreiung ein, aber plötzlich beim Uebergang über die Brücke holte uns eine frische Abtheilung Bogenschützen zusammt einem Gefreiten und einem Gerichtsdiener ein, die mich so enge in die Mitte nahmen, daß alle Aussicht verschwand. Bald schloßen sich die Thore des kleinen Châtelet hinter mir, der Gefangenwärter, Bertand Saar, schickte einen seiner Eisenknechte mit den Schlüsseln, indem er selbst, sich abwendend, kein Wort sagte. Mit einem Gerichtsdiener auf der einen, einem Gefreiten auf der andern Seite, einige andere Personen im Rücken, ward ich nun schnell durch die finstern Corridore geführt. Auf dem Wege machten die Leute hinter mir ihre Bemerkungen über das Volk unten, und wie nothwendig Eile wäre, weil der Haufe zu einer bedenklichen Menge anwachsen und die Wachen mit Steinwürfen anfallen könnte, wie schon einmal geschehen.

In diesem Augenblick zog mich der Gefreite näher an sich und flüsterte mir zu: „Gebt Euch in Allem meiner Führung hin. Seyd rasch und gewandt, anzuziehen, was ich Euch gebe, und folgt mir mit Blitzesschnelle auf den ersten Wink.“ Inzwischen waren wir vor der Kerkerthüre angekommen. Der Eisenknecht schloß auf und warf die Thüre zurück, mit der Laterne sich hinter sie stellend, da sie einen beträchtlichen Raum des Eingangs wegnahm. Die Bogenschützen und die übrige Bedeckung wurden durch einen ihrer Offiziere, der, in der Mitte des Eingangs stehen bleibend, lebhaft mit ihnen sprach, ein paar Schritte weit zurückgehalten. Der Gerichtsdiener, der Gefreite und ein anderer Offizier von den Schützen traten mit mir in das Gemach, und während der Eine die Lampe faßte und sie schneuzend den ganzen Raum für wenige Sekunden in vollkommene Finsterniß versetzte, warf mir der Andere das schwarze Gewand über die Schultern und drückte mir die Mütze ins Gesicht. Ehe ich wußte, was nun zu thun, drängte mich der Gerichtsdiener zur Thüre hinaus mit den Worten: „Kommt, laßt uns gehen, der Gefangene muß Ruhe haben.“ Nun stellte der Offizier, den Rücken dem Bette zugekehrt, das Licht auf den Tisch, wobei er sagte: „Gute Nacht Herr von Rohan — ich wünschte, ich könnt' Euch helfen.“ Dann schloß er mit eigenen Händen ab, übergab dem Eisenknechte die Schlüssel, und folgte uns nach. Mittlerweile trieben mich die beiden Andern vorwärts, indem in der Dunkelheit und Verwirrung Keiner bemerkte, daß ein überzähliger Gefreiter mitlief. Mein Nebenmann flüsterte mir blos die Worte zu: „Seyd

stille wie das Grab." Als wir das Wachzimmer passirten, machten sich Mehrere an uns, als wollten sie mit uns sprechen, und Einer forderte die Bogenschützen auf, ihm Bescheid zu thun; aber ein Offizier verfiel glücklicher Weise in demselben Augenblick auf einen neckischen Streich, indem er Bertrand Saar, der halb schlafend am Feuer saß, am Bart zupfte. Inzwischen eilten wir weiter, und hatten bald das Thor hinter uns. Die Volksmenge war dünner als zuvor, doch waren immer noch Leute genug da, die uns mit Geschrei und Steinwürfen begrüßten. Die Bogenschützen bekamen Befehl, die Menge zu zerstreuen und zu verfolgen, und ich fühlte mich im Arme nach der Straße geschleppt, die hieher führt. Ein Offizier von den Schützen ging neben mir her, so daß ich aus Furcht, mich zu verrathen, meinem Freunde, dem Gefreiten, auf der andern Seite kein Wort zuzuflüstern wagte. So setzten wir eine Zeitlang unsern Weg fort, von einem Haufen Leute umschwärmt, die hie und da erfolglos einige Steine nach uns warfen. Ein paar Bogenschützen, welche uns nachkamen, gaben bald die Verfolgung auf, und wie groß war nun mein Erstaunen, als einige aus dem Haufen, ihre Flucht einhaltend, auf uns zukamen, und sagten: „Nun ist's recht! Sie sind Alle fort!" Der Gefreite erwiederte nach einem Blicke in die Runde: „Fort und zerstreut Euch, laßt mich allein mit ihm, morgen früh treff' ich Euch vor Tagesanbruch." Da erfuhr ich zum Erstenmal, wem ich meine Freiheit verdankte."

„Gerade herausgesagt," meinte der Marschall von Brissac, „unserem guten Freunde, dem Chevalier Lenoir,

oder um ihn bei seinem furchtbareren Namen zu nennen, Corse de Leon. Aber ich hoffe und vertraue, er ist in keine Ungelegenheit gerathen, denn es war ein kühner Streich. Wo verließt Ihr ihn, Rohan?"

„An der Hausthüre, gnädiger Herr," erwiederte der junge Ritter. „Dort wollte er bleiben, um sich zu überzeugen, daß uns Niemand folgte, nachdem er mir Weisung ertheilt, wie ich dieß Zimmer finden könnte. Es wundert mich aber wirklich, daß ich mich ausfand, denn die Wahrheit zu sagen, mein Gehirn war und ist noch immer so confus und verworren, daß ich mich von der Wirklichkeit alles Geschehenen kaum überzeugen kann."

„Schnell hinunter, Jarnac," sagte der Marschall, „hinunter und seht, daß dem Freunde kein Unfall begegnet. Wohl mag es in Eurem Gehirn drüber und drunter gehen, de Rohan. Zwar sah ich Euch in manchem Strauße dem Tod so gleichgültig die Stirne bieten, als wär' er blos Euer Gegner auf der Stechbahn, aber freilich nimmt er sich anders aus, wenn er uns im ruhigen, friedlichen Zustande überfällt, wo uns die Mittel fehlen, ihn darnieder zu kämpfen, oder wenigstens die Augen abzuwenden."

„Ach, gnädiger Herr!" versetzte Rohan, „das war noch nicht Alles. Hätte ich zu wählen, ich würde mich dem großen Feind des menschlichen Daseyns auf dem Schlachtfelde stellen, oder im Innern der Belagerung, da sollte er mich mit der Kugel oder der Lanzenspitze treffen. Auch würde ich ihn, das bin ich überzeugt, noch ruhig genug auf dem Siechbette erwarten oder in jeder anderen Gestalt, nur nicht in

der eines befleckten, ehrlosen Endes, als Spott der grinsenden Menge, der Schande verfallen, und mit Verbrechen belastet, vor denen mein innerstes Gefühl zurückbebt. All das machte mir den Tod schrecklich, und jetzt erst an diesem plötzlichen Gefühlswechsel, an dieser totalen Verwirrung aller meiner Verstandeskräfte, jetzt erst erkenn' ich, wie völlig mich Furcht und Verzweiflung niedergeworfen."

„Nun, so ruht einen Augenblick aus," sagte Brissac, „und wir wollen Euch mit einem guten Glase Bescheid thun, denn an Bequemlichkeiten fehlt es mir in diesem Quartiere nicht. In dem kleinen Raum da hinter dem Verschlage haben wir Beides, Flaschen und Gläser, überhaupt alles, was die Lebensgeister erfrischen mag. Der König hat mir einige Ausstichproben aus seinem Keller zukommen lassen, denn er möchte um halb Italien nicht ruchbar werden lassen, daß ich in der guten Stadt Paris bin, und ich muß nothwendig vor Ablauf zweier Tage zurück, um zu ordnen, was noch ungeordnet in Savoyen ist. Bringt Becher und Flaschen, Martigny. Wir müssen unserm Flüchtling das Herz stärken, ehe wir ihn fortschicken. Wißt Ihr auch, Rohan, daß Ihr diese Nacht noch einen tüchtigen Ritt vor Euch habt?"

„Wenigstens bin ich von Herzen dazu bereit, gnädiger Herr," erwiederte der junge Ritter, „denn ich sehe wohl, daß jede Minute meines Bleibens an diesem Orte Eure Sicherheit nicht minder gefährdet, als die meine."

„Pah!" sagte Brissac, „das nicht, Rohan, ich bin ein zu alter Soldat, um meine Plane nicht wohl anzulegen und

gegen jeden Ueberfall zu sichern. Da ist ein Paß für zwei von meinem Gefolge, den hier anwesenden Herrn von Martigny und einen andern Herrn, Namens Marly. Beide sind sehr genau beschrieben, seht, ob Ihr Euer eigen Bild darin erkennt. Der König machte keine Schwierigkeiten, denn er ist dergestalt ängstlich besorgt, meine Anwesenheit vor dem Kardinal und dessen Bruder geheim zu halten, daß er mir selbst anempfahl, mein Gefolge, so klein es ist, allmählig und ganz stille aus der Stadt zu schmuggeln. Schon ist der Befehl ans Thor geschickt, den beiden Herren, die diesen Paß vorweisen, ungehindert Auslaß zu geben, und die Pferde werden vor einer halben Stunde hier seyn. Eilt möglichst schnell unsern guten Freunden, den Schweizern zu, und dann flugs über Genf nach Savoyen. Auf dieser Straße werdet Ihr nicht erkannt, und treffen wir uns in Mitten der Alpen wieder, so soll ein weiterer Plan für Eure Sicherheit, Euer Fortkommen besprochen werden. Aber sieh da, Jarnac und der Chevalier. Willkommen, willkommen, Herr Lenoir! Wahrlich, ein Handstreich, würdig eines Lautrec oder Bourbon. Ist Alles ruhig draußen?“

„Alles ruhig, gnädiger Herr,“ erwiederte Corse de Leon, der, am untern Ende des Tisches stehen bleibend, mit ruhigem Ernst bald Brissac, bald Rohan betrachtete, ohne jemals die Lippe zum geringsten Lächeln zu verziehen. „Alles ruhig, gnädiger Herr, und so wird's, denk ich, auch bleiben bis morgen früh, wo man nothwendig das Nest leer finden muß.“

„Das wird wohl bälder der Fall seyn, fürcht' ich,“

versetzte Rohan; „der gute Vater Willand verließ mich kurz zuvor, dem Könige meine Antwort zu bringen, und versprach schleunige Wiederkehr.“

„Ein unglücklicher Umstand,“ erwiederte Corse de Leon, „wirklich ein schlimmer Umstand. Auch ich traf den guten Priester vor Kurzem, und wollt' ihn in unser Geheimniß ziehen, denn er mochte uns gute Dienste leisten. Aber er hatte Eile und ich bestellte ihn unter die Arkaden der Barfüßer. Als ich vorbeikam, war er noch nicht da, und da ich vernahm, daß die Bogenschützen schon auf dem Wege waren, Euch ins große Châtelet abzuholen, hatte ich keine Zeit mehr zu verlieren.“

„Nach Herrn von Rohans Erzählung,“ sagte Brissac, „müßt Ihr Verbündete gehabt haben unter den Schützen.“

„So war's,“ antwortete Corse de Leon trocken; „auch waren von meinen eigenen Bogenschützen dabei. Die einzige Schwierigkeit war, wie sie einzuschmuggeln, aber ein Paar Steinwürfe schafften Rath, und indem der eine Theil durch die Finger sah und die Andern mit Blindheit geschlagen waren, machte sich Alles leicht genug. Wohl mochten Viele Verdacht haben, aber sie hatten nicht das Herz, es zu äußern, und nun werden sie reinen Mund halten, daß die Sache wohl nie ans Tageslicht kommt. Nur der Janicot, der tolle Kerl, hätte beinahe Alles verdorben. Bertrand Saar saß am Feuer, entschlossen, nichts von Allem zu sehen, da zupft ihn der unverschämte Bursch am Bart, den Augen des Gefängnißwärters das verrufenste Schwindlergesicht in Paris bietend in der Verkappung eines Bogenschützen des Profoß-

Lieutenants. Aber ein schlimmer Umstand, daß der gute Priester unvorbereitet hingehen mußte. Dagegen gibt es kein Mittel, gnädiger Herr, als daß Herr von Rohan sich aus dem Staube macht, ehe Allarm geschlagen wird, und die Thore sich schließen. Ich will meinen Leuten die nöthigen Befehle geben und ihn begleiten. Mein Pferd ist schon gesattelt, die beiden Andern finden wir im Stalle."

„Aber ich habe keinen Paß für Euch, guter Chevalier," erwiederte Brissac, „der Eine, den ich bekam, lautet nur für zwei, und davon muß einer Martigny seyn. Kommt, schenkt Euch ein, Rohan, und trinkt aus. Ihr braucht Stärke, denn nichts macht schwächer, als Gram."

„Ich habe immer meinen eigenen Paß, gnädiger Herr," erwiederte Corse de Leon auf Brissac's Rede, so weit sie ihn angieng. „Gewöhnlich hält man mich am Stadtthore nicht an."

„Meiner Treu," sagte Brissac, „Ihr kommt der königlichen Majestät sehr nahe, edler Chevalier. Ihr habt Eure eigenen Päffe, stellt Eure eigenen Bogenschützen, öffnet die Kerkerthüren, und die Stadtthore sind nach Eurem Belieben unverschlossen. Sicherlich seyd Ihr der König selbst."

„Nicht von Frankreich, nicht von Paris," war Corse's Antwort, „denn hier sind wir alle in Banden, aber auf der Bergseite, gnädiger Herr, bin ich König — König meiner selbst, das einzige Königreich, das ich begehre, und Dank dem Himmel, ich werde bald wieder dort seyn. Eine Stadt macht mich immer krank, nicht physisch, aber geistig. Aber laßt uns eilen, wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Nur noch einen Augenblick,“ sagte Brissac. „Kommt mit herein, Rohan. Ihr seyd nicht ausstaffirt, wie es dem Herrn von Marly geziemt.“ Damit führte er seinen jungen Freund durch ein kleines Thürchen ins Nebengemach, von wo er ihn bald in ganz verändertem Zustand zurückbrachte. Die Kleidung war eine andere, der Bart kurz geschnitten, überhaupt nichts vergessen, was sein Aussehen gänzlich verwandeln mochte. Corse schien all' das für unnöthig zu halten und für nicht viel besser, als unnöthige Zeitverschwendung. Er blieb die ganze Zeit über am Ende des Tisches stehen, die Arme über die Brust gekreuzt, mit zu Boden gesenkten Augen, keine Sylbe sprechend und seine Theilnahme an der Gegenwart nur durch ein langsames Stampfen mit dem Fuße zu erkennen gebend. Doch vergessen wir nicht anzuführen, daß er ein paarmal die Verschlagthüre ins Auge faßte.

Herr von Martigny, wie es schien vertrauter mit dem Räuber, als die beiden andern Herren, bemerkte diese kleinen Zeichen von Ungeduld. Um keine Zeit zu verlieren, rüstete er sich schleunig zur Abreise, holte seinen Hut aus dem andern Zimmer, gürtete sich das Schwert um, das auf einem der Stühle gelegen, füllte die Taschen mit mehreren Reisebedürfnissen, und war zum Aufbruch bereit, als Brissac mit seinem jungen Freunde wieder eintrat. Der Räuber nahm ohne Umstände Bernharden am Arm und sagte: „Kommt! kommt! Sonst ist Eure Flucht schon ruchbar an den Thoren. Noch einmal, kommt!“ Und ohne von dem Marschall und dessen Gefährten weiter Abschied zu nehmen, eilte er

mit Rohan durch den Gang und die Treppe hinunter. Brissac folgte mit Herrn von Martigny bis unter die Thüre, wo er von Rohan mit einem herzlichen Händedruck Abschied nahm und ihm beim Weggehen nachsah.

Die drei eilten raschen Schritts vorwärts, bis sie in eine kleine, meist aus Ställen bestehende Nebengasse gelangten. Corse verließ sie hier, angeblich sein Pferd zu holen, indem er ihnen nachzukommen versprach. Bald darauf stieß Herr von Martigny eine der Stallthüren auf und sie traten in ein langes Gebäude, wo ein Knabe, wie es schien das einzige wache Wesen, mit Aufzäumen zweier starken, gesattelten Pferde beschäftigt war. Noch eine Minute und die Pferde befanden sich vor dem Stalle und Beide, Bernhard und sein Gefährte, saßen auf. Aber ehe sie sich im Sattel gehörig festgesetzt hatten, ließen sich rasche Pferdetritte vernehmen, und Corse de Leon ritt ihnen in der Eigenschaft eines Wegweisers voran.

Noch ein paar Minuten und sie gelangten ans Stadtthor, in dessen Nähe sie, zu Vermeidung allen Verdachts, den Schritt der Pferde mäßigten. Aber alles war ruhig und ein alter Mann, im untern Stockwerke des Thorthurmes eingeschlafen, konnte nur mit Mühe geweckt werden. Herr von Martigny wies den Paß, aber ohne ihn anzusehen, rieb sich der Mann die schläfrigen Augen mit den Worten: „Ich weiß schon. Vor einer Stunde ward ich davon in Kenntniß gesetzt — Leute, die zu Herrn von Brissac stoßen, nicht wahr?“

„Nichts anderes,“ erwiederte Martigny lächelnd. Der

Alte schloß und riegelte die gewichtigen Thore auf, trieb sie langsam auseinander, und ließ die Gesellschaft passiren.

Sie setzten nun schweigend ihren Marsch fort, bis sie die letzten Häuser erreicht hatten. Nun aber, da Felder und Weinberge sich um sie auszubreiten begannen, hielt Corse de Leon auf einer kleinen Erhöhung stille, von wo man die ganze Stadt Paris überschauen konnte. Der Mond, ziemlich niedrig stehend, beleuchtete das anmuthige Seinethal, während die Stadt eine tiefbeschattete finstere Masse bildete.

„Nun kann ich athmen!“ sagte er, „nun kann ich athmen! Verfluchter Steinhaufen! So lang' ich in Deinen kleinen Höhlen des Verderbnisses, der Schlechtigkeit weile, liegt die Luft schwer und dick auf mir, als wär' sie mit allen Gräueln unter der Sonne belastet. Der Himmel über mir scheint beladen mit Seufzern und Thränen, Flüchen und Lügen, der Boden unter meinen Füßen dünkt mir unsicher, als wollt er sich aufthun und verschlingen diese Wohnung der Grausamkeit, des Betrugs, der Thorheit, in der ich stehe. Nie tret' ich in diese Thore, daß nicht ein todtschweres Gefühl mein Herz befällt, nie verlaß' ich sie, daß nicht Gottes weite Welt mir schöner vorkommt, lieblicher, bezaubernder denn zuvor, blos wegen des Contrasts mit diesem ekelhaften Menschenwerke hier.“

Nachdem er auf solche Weise dem, wie es schien, lange beherbergten Gefühle Luft gemacht, ritt er mit den beiden Gefährten vorwärts, weit gesprächiger im Laufe der Nacht, als er sonst zu seyn pflegte, übrigens den gewohnten

wilden, enthusiastischen Ton beibehaltend. Herr von Martigny, mit allen Anlagen des kalten, zurückhaltenden Weltmanns ausgerüstet, hieng entweder seinen eigenen Gedanken nach, so daß er kaum auf Leons Aeußerungen, die ihm als baarer Unsinn erscheinen mochten, horchte, oder wenn er auch zuhörte, so gewann ihm die Heftigkeit, der Enthusiasmus des wilden Gebirgssohns höchstens ein Lächeln ab.

Bernhard dagegen nahm an Corse's Worten Theil und brachte ihn endlich zu einer ruhigen, zusammenhängenden Erzählung über mehrere Punkte, worüber er Auskunft zu bekommen wünschte. Denn seit seiner Festsetzung hatte er weder von Isabellen, noch von den Vorfallenheiten am französischen Hofe das Geringste erfahren können. Kaum hörte er von Isabellens gegenwärtigem Aufenthaltsorte, so ergriff ihn das natürliche Verlangen, sie zu sehen, und ihr selbst die Nachricht von seiner Rettung zu bringen. Da sie ihr Weg in der Nähe von Nogeut vorbeiführte, theilte er seinen Begleitern seinen Wunsch mit. Herr von Martigny wußte zwar allerlei Bedenklichkeiten zu erheben, aber Corse de Leon nahm es beifällig auf, und meinte, es gebe dabei nichts zu bedenken. „Für einen braven Mann," setzte er bei, „gibt's keine Gefahr."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wir überspringen einen kleinen Zeitabschnitt und versetzen uns in den Frühling des nächsten Jahres. Die schöne

Zeit war freilich noch nicht erstarkt, der Tag war unbeständig wie ein verzogenes Kind, bald voll magischen Glanzes und falscher Versprechungen, bald in stürmische Thränen ausbrechend und von tiefhängenden Wolken beschattet. Der Morgen war warm und sonnig gewesen, der Abend kalt und unruhig, und um die Fenster und Thüren einer Schenke auf der Anhöhe über Lyon sauste der Wind, heulte der Sturm, als hätte er sich in den Kopf gesetzt, ten Zutritt zu erzwingen.

Allein trotz alles Heulens von außen herrschte inwendig eine warme, fröhliche Stimmung, wie sich aus dem lauten Gelächter zu erkennen gab. An dem geräumigen, von Rauch geschwärzten Herde knisterten und prasselten ungeheure Holzscheite, nicht anders als herrschte noch die Winterszeit, und dürfen wir auch mit Fug annehmen, daß der gewaltig belebende Liqueur, Punsch benamst, damals in Frankreich noch unbekannt war, so fand sich doch ein edlerer Stellvertreter in dem rothen Blute der Rhonetraube, das, mit einer Beigabe von Zucker und Gewürz zubereitet, ringsum die Tafel gar häufigen Zuspruch fand. Die Gesellschaft bestand aus Leuten, die auf verschiedene Weise dem draußen tobenden Sturm Trotz boten. Der letzte Ankömmling saß etwas abseits, emsig beschäftigt, einem ungeheuren gebratenen Kapaun sein Recht anzuthun. Sein Nebenmann war so eben mit einem Dessert getrockneter Früchte und eingesalzenen Fleisches fertig geworden, und die Uebrigen, die vielleicht mehr als gewöhnlich ins Gläschen geschaut, zankten sich, lachten, scherzten und lästerten, und griffen endlich zum Wür-

fel oder der Karte mit jener kecken, trotzigen Renommisterei, der getreuen Begleiterin dieser despotischen Erfindungen des bösen Geistes. Einer der Letztern hatte auffallend hübsche Züge, daß man ihn fast schön nennen konnte, dabei war er von starkem, mächtigem Wuchse, aber der Ausdruck des Gesichts war so finster und feindlich, als sich nur denken läßt.

Er hatte zuvor viel getrunken, war nun im Spiel übermäßig glücklich, und lautes Lachen blähte sein Gesicht auf. Aber dennoch konnte die wild heitere Stimmung nicht Herr werden über den trotzigen, unheimlichen Blick, nicht entfernen das bullenbeißerartige Herabhängen der Unterlippenwinkel, wenn er eine Minute pausirte, dem Spiel nachzudenken. So oft dieses seinem Gegner zulächelte, warf er ihm durchbohrende Blicke zu, und als Jener zuletzt eine Parthie gewann, sprang der Dolch unseres Bravo aus der Scheide und nagelte das ganze Kartenspiel an den Tisch. Zunächst warf er das Würfelpaar ins Feuer, und ewige Enthaltung des Spiels gelobend, strich er seinen Gewinnst ein, und that einen tiefen Zug aus dem vor ihm stehenren Becher warmen Weins.

„Nun. Meister Geronimo," sagte der Kopaunbezwinger, „Ihr habt genug gewonnen für eine Nacht, dächt' ich. Ihr braucht Euch nicht so zu ereifern über die Karten."

„Ich will mich ereifern über Alles," rief der Italiäner mit einem furchtbaren Fluche. „Nichts soll mir in den Wurf kommen, ohne meine Wuth zu fühlen."

„Natürlich, unsern edeln Herrn von Masseran ausge-

nommen," versetzte der Andere. „Ei, der fährt Euch durch den Sinn, und Ihr nicht ihm, Meister Geronimo."

„Wie kommt Ihr zu dieser Sprache?" fragte der Andere keck, nach dem Schwert greifend.

„Bleibt doch ruhig," sagte Jener begütigend, „bleibt ruhig. Wir sind ja nur für Eine Nacht hier zusammen, Ihr nach Paris gehend, wir dort herkommend, und so dächt' ich, wir könnten ohne Zank mit einander verkehren. Wie verließt Ihr unsern guten Herrn? Wie hat er die langen drei Monate verlebt, seitdem er von Paris geschieden?"

„Ihr sagtet, ich wagte nicht ihm in die Quere zu kommen?" wiederholte Geronimo, zu dem verletzenden Punkte zurückkehrend, „und warum spracht Ihr so? — Ist das in Eurem eigenen Kopfe gewachsen, so schneid' ich Euch den Hals ab."

„Wenigstens wär' es nicht das Erstemal, daß Ihr so thätet," war die trockene Erwiederung. „Aber mir schneidet Ihr den Hals nicht ab, denn zeigt Ihr kaltes Eisen, so ruf' ich den Wirth und die Hellebardiere herein. Warum ich es aber sagte? nun, wenn Ihr es wissen wollt, so hört. Aus keinem andern Grunde sagte ich es, als weil ich mit ansah, wie er Euch mit einem einzigen gestrengen Worte zum Zimmer hinaustrieb und zwar kurz ehe er, Ihr und die Andern die Heimreise antraten."

„Es wäre wohl besser, er triebe mich nicht mehr hinaus," murmelte Geronimo mit einem zweiten, schrecklichen Fluche zwischen den Zähnen. „Er hat mehr Grund, mich zu fürchten, als ich ihn. Wollt' ich, ich könnte eine Ge-

schichte von ihm erzählen, die seinen Kopf so hoch erheben würde, als Montfaucon, wie ihr Franzosen zu sagen pflegt. Aber nichts mehr davon! Ich könnte ihm auch eines Tages ein Schlaftränkchen beibringen. — He, noch mehr Wein! Der böse Feind über den Burschen! er denkt, wir sind kleine Kinder und trinken aus Breilöffeln."

„Aber sagt, Geronimo," begann der Andere, recht gerne die Unterhaltung wechselnd, „wie habt Ihr denn, Ihr und der gnädige Herr und die Andern, den Winter verlebt in Savoyen?"

„Nun, wir haben ja die Festungswerke errichtet," erwiederte Jener, „haben Soldaten angeworben, Wölfe gejagt und fünfe von Corse's Bande baumeln lassen. Die fingen wir wie Rebhühner in Einem Garn, als sie den Bauern des alten Gandelot Schenke ausgraben halfen, die beim letzten Lavinenstrom verschüttet ward."

„Ich meine von zehn gehört zu haben," sagte der Andere. „Sicherlich knüpftet Ihr zehn auf, nicht so?"

„Ja wohl, zehn," versetzte Geronimo, „denn wir henkten Alle, die wir fanden, zum Beweise unserer Unpartheilichkeit. Aber fünfe davon waren Bauern."

„Da wär's besser, Ihr bliebt außer Corse's Bereich," sagte der Andere.

„Ich möcht' ihn aber in meinem Bereich haben," antwortete Geronimo, „bald sollte er mir an einer Dachrinne hängen, sollte mir von der Rinne herab baumeln."

Ein ungläubiges Kopfschütteln war die Antwort des Andern, gefolgt von einem scheuen Blicke in der Runde herum,

nach Art des von einer Geistergeschichte erschreckten Dörflers. Endlich sagte der Vorsichtige: „Corse de Leon ist wahrhaftig nicht so leicht abgefertigt. Lieber wollt' ich meine rechte Hand auf den Block legen und mir abhauen lassen, als ihm solchen Grund zur Rache gegeben haben. Das vergißt er nicht, verlaßt Euch darauf."

„Nun so mag er dessen gedenk seyn, er soll Grund genug dazu haben!" erwiederte Geronimo mit einem Bramarbasgesichte. Aber dennoch, trotz Wein und allem Uebrigen gab sich deutlich zu erkennen, daß die üble Prophezeihung seines Gefährten ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt hatte. Er verfiel in ein düsteres Brüten, schwatzte von andern Dingen, wußte allerlei von seines Herrn Reden und Thaten seit seiner Rückkehr nach Piemont zu sagen, z. B. wie sein Gebieter es nöthigenfalls mit dem Marschall von Brissac aufnehmen könne rc. Dabei sprach er fortwährend dem warmen Weine zu, bis seine Augen ganz starr wurden, dann richtete er sich mit großer Anstrengung vom Sitze auf, segelte mit unstetem Schritte der Thüre zu, und humpelte die Treppe hinauf nach seinem Lager.

Nach einer in trunkener Fieberhitze zugebrachten unruhigen Nacht wachte Geronimo frühzeitig auf, gerade noch recht, um die Hufschläge eines von der Schenke abgehenden Pferdes zu vernehmen. Er fuhr aus dem Bette, in der Meinung, es sey sein Kamerad vom vorigen Abend, der seine Reise nach Savoyen fortsetze. Dem war aber nicht so, und als er den Kopf zum Fenster hinausstreckte, konnte er nichts sehen, als einen einzelnen Reiter, der sich auf der Straße

nach Paris entfernte. Er warf sich eilig in die Kleider, stieg in den Hof hinunter, und ließ sich von einem Stalljungen einige Eimer Wasser über Kopf und Nacken gießen. Obgleich kaum genügend, die dichte, schwarze Lockenmasse seines Hauptbaares zu durchdringen, war die Taufe doch geeignet, die von dem Rausche der letzten Nacht zurückgebliebene Fieberhitze zu mindern.

In dieser Beschäftigung trat sein Kamerad vom vorigen Abend, wie wir gesehen gleichfalls im Dienste des Gebieters von Masseran, mit finsterem, bedeutungsvollem Lächeln zu ihm, und als sich der Junge entfernt, begann er: „Eine gute Gelegenheit ist Euch diese Nacht entwischt, Geronimo.“

„Wie so, wie so?“ fragte der Italiener, „ich gewann jedes Spiel bis auf Eines.“

„Von den Karten ist nicht die Rede,“ antwortete der Andere. „Hört! diesen Morgen war ich früh auf, schon vor Tag, und eine halbe Stunde nachher hör' ich Jemand leise die Treppe herunterkommen. Ein Pferd ward vorgeführt und ich sprang aus dem Haus, zu sehen, wer es wäre. Der Mann saß schon im Sattel, aber als er, den Morgengruß des Wirths erwiedernd, sich umkehrte, konnte ich ihm ins volle Gesicht sehen, und trug jemals einer die Züge Corse de Leons, so war's der Reisende. Ich sah ihn schon einmal,“ fuhr er, die schnelle Blässe auf Geronimo's nachdenklichem Gesicht wahrnehmend, fort, „ich sah ihn schon einmal, als ich noch in Graf Meyrand's Dienste war — wo wir den Scheinangriff auf unsern guten Herrn von Masseran und das Fräulein machten, und sie fort führten — Ihr

erinnert Euch wohl noch — die wirklichen Räuber kamen über uns, und nahmen sie uns, den scheinbaren, wieder ab."

„Ja wohl erinnere ich mich," erwiederte Geronimo, „denn im ersten Tumult stieß ich dem jungen Gelbschnabel das Schwert durch den Leib, der sich um Jungfer Margarethen, Fräulein Isabellens Mädchen, bewarb. Da gab Keiner Acht, ob der Stich von vorn oder hinten kam, die Sache war abgemacht, für mich genug."

„Gewiß," sagte der Andere in hartnäckigem Festhalten des Themas, das, wie er wohl sah, seinem Gefährten nichts weniger als angenehm war, „es sollte mich nicht wundern, wenn dieser Gesell, Corse de Leon, gestern Abend unser Gespräch mit angehört hätte, und Euch nun aufpaßte, Herr Geronimo. Er hat den geraden Weg nach Paris eingeschlagen."

„Welchen Weg?" fragte Geronimo, mit der Miene affectirter Gleichgültigkeit; „ich gehe ihm nach."

„O," sagte der Andere, „er hat wohl nur Einen Weg zu nehmen, denk' ich. Ueber Moulins geht er gewiß nicht, der wäre zu öffentlich, und überdieß sagt mir der Wirth, daß er sich in der Richtung nach Neuville entfernt hat, gerade dieselbe, die Ihr auch nehmt."

„Folgen wir ihm, Ihr und ich?" fragte Geronimo. „Wollen wir ihn lebend oder todt einliefern? Sein Kopf wiegt tausend Kronen, aufs Niedrigste geschätzt."

„Bewahre, ich nicht," sagte der Andere, „zu solcher Expedition hab' ich wahrlich keine Zeit. Ihr wißt, der gnädige Herr schrieb uns, eilig zu kommen. Ihr könnt ihm ja

allein nachgehen, Geronimo. Ihr seyd gerade der Rechte, das Schwert mit Corse de Leon zu kreuzen."

„Ihn zu suchen geh ich nicht von meinem Wege ab," erwiederte der Bravo, „aber kommt er mit in den Weg, dann ist es was anderes."

„Schon gut," meinte der Andere, „schon gut. Wir begleiten Euch eine Meile auf der Straße, sobald wir das Frühstück genommen. Es ist für uns kein sonderlicher Umweg."

Geronimo schien zweifelhaft, ob er auf den Vorschlag eingehen solle, denn er mochte halb und halb geneigt seyn, seine Marschroute abzuändern und der Savoyischen Seite der Rhone den Weg über Moulins vorzuziehen. Bei nochmaligem Ueberlegen aber leuchtete ihm ein, daß es, falls ihm Corse de Leon wirklich aufpaßte, um einige gute Begleiter doch gar kein übles Ding wäre, auch traute er seiner Beredsamkeit zu, sie zu einem verlängerten Geleite bewegen zu können. Jedenfalls aber ließ sich nicht verkennen, daß er sein Frühstück äußerst langsam expedirte, und sich auch nachher noch allerlei kleine Beschäftigungen machte, welche die Abreise so lange verzögerten, bis die andern ungeduldig wurden. Endlich nachdem ein Zeitraum von mehr als einer Stunde auf solche Weise verloren gegangen, setzten sich Geronimo und die andern Diener des Herrn von Masseran zu Pferde und ritten ihres Wegs. Kaum aber waren sie auf der Straße von Neuville soweit gekommen, daß unser Bravo ohne die Anerkenntniß seiner Furcht vor dem furchtbaren Räubernamen nicht wohl zurückkonnte, so veranlaßte der

boshafte Kamerad die Uebrigen mit ihm umzukehren, und sie wandten sich, trotz aller Bitten, und ließen Geronimo einsam seine Straße ziehen.

Dieser ritt langsam fürbaß, sorgfältig alle Gegenstände visirend, die vor ihm auf dem Wege lagen, allein trotz alles Zögerns sah er zuletzt in kurzer Entfernung jenseits Neuville einen Reitersmann vor sich auf der Straße, der es ihm an Langsamkeit noch zuvorthat. Der Mann ritt gerade eine der kleinen Anhöhen hinan, welche in diesem Theil des Landes häufig vorkommen, und ungeachtet der beträchtlichen Entfernung, die dem Italiener die deutliche Erkennung eines Gesichtszugs oder auch nur der körperlichen Umrisse ganz unmöglich machte, stellte sich seiner Phantasie doch alsbald der leibhaftige Corse de Leon dar.

Um so weniger Eile hatte Geronimo, jenen einzuholen, vielmehr nahm er sich vor, bei der ersten passenden Stelle über die Saone zu setzen. Unglücklicherweise mußte es sich fügen, daß auf der Anhöhe eine kleine Schenke zum Vorschein kam, und im Augenblicke, da Geronimo einen kleinen, das Saonethal durchschneidenden Bach erreichte, sah er den Reitersmann vor der Schenke stillhalten. Ein Knabe sprang zu und ergriff den Zügel, aber der Reiter stieg ab und trat ins Haus.

Auch Geronimo hielt stille und fragte sich, was zunächst zu thun wäre. Anfangs dachte er, so schnell als möglich vorüberzureiten und in Trevoux den Fluß auf einem Nachen zu passiren, bald aber kam ihm ein tapferer Gedanke, nämlich der, geradezu nach der Schenke zu gehen, Corse de Leon

als notorischen Räuber anzugeben, und den Beistand des Wirths und seiner Familie zu dessen Verhaftung aufzurufen. Eine mehrfache Erwägung ließ ihn diesen Plan wieder aufgeben. Einmal ging das allgemeine Gerücht, Corse de Leon reise nie, ohne Hülfe zur Hand zu haben, auch war bei manchen Gelegenheiten die Erscheinung von Helfern und Beiständern so unerwartet, so wundervoll gewesen, daß die abergläubischen Leute in Savoyen sich zu der Ansicht bekannten, der Räuber stehe mit einem gewissen höllischen Genossen im Bunde, dessen Ubiquität sich in Allem kund gibt. Sodann konnte dem Italiener nicht entgehen, daß die Leute auf beiden Seiten der Saone in dem unbestrittenen Rufe eines gelegenheitlichen Hangs zur Plünderung, bezüglich der den Fluß herabkommenden Boote, standen, und hieran knüpfte sich gar leicht die Folgerung, Corse de Leon könnte möglicherweise in dem Gastwirthe selbst einen intimen Verbündeten haben.

Es gab aber noch einen Ausweg, zu dem sich Geronimo endlich entschloß. Den kleinen Bach entlang, dessen wir eben gedachten, zog sich ein hübscher Fußpfad hin. Zwar wußte Geronimo trotz seiner genauen Bekanntschaft mit der ganzen Umgegend in der Nähe von Chambery nicht gewiß, zu welcher Stadt, welchem Dorf oder Gehöfte dieser Pfad führte, jedenfalls aber war anzunehmen, daß er nicht fern von Loyes oder Chalamont auslaufen mußte. Noch gewisser aber war ein anderer, sehr wichtiger Punkt, der nämlich, daß ihn der Pfad dem Corse de Leon aus dem Wege brachte. Nach augenblicklichem Besinnen, begleitet von einem wohl-

gefälligen Blicke auf eine hübsche Baumreihe, die selbst in ihrem etwas nackten Zustande den Pfad auf eine gewisse Entfernung verhüllte, lenkte er sein Perd rechts ab, und trabte weit vergnüglicher fürbaß, nachdem einmal die Hochstraße nach Trevoux seinem Gesichtskreise ferne lag. Zwar stieß er auf einige Hemmnisse, denn dieser Landestheil ist mit breiten Gräben, Pfützen und Sümpfen bedeckt, aus denen verschiedene kleine Bäche in die Rhone, Saone und Ain auslaufen. Zudem ist die Gegend ziemlich verlassen, damals zwar, dürfen wir uns des Ausdrucks bedienen, mit hohen Bäumen und dichtem Buschwerk wohl bevölkert, um so spärlicher aber mit menschlichen Wohnungen, so daß der Anblick eines Menschengesichts ein Segen war, dem Wanderer nur selten beschieden.

Inzwischen kümmerte das Geronimo nur wenig. Allmählig wurde ihm die Gegend aus einzelnen Merkmalen bekannter, und über dem beruhigenden Gefühl, Corse de Leon weit hinter sich zu haben, kehrte sein Selbstvertrauen zurück, daß er zuletzt kaum zweifelte, er würde, falls er den Räuber getroffen und mit ihm zum Streit gekommen wäre, die Oberhand behalten haben. Ja zuletzt steigerte sich sein Selbstgefühl zu einem gewissen Grade von Bedauern, daß er nicht auf der Landstraße geblieben, und sein eigen Leben daran gesetzt habe, die tausend Kronen zu gewinnen, die nach der allgemeinen Annahme mit des Räubers Kopf zu verdienen waren.

Die Sonne war im Begriffe unterzugehen, als er einen der erwähnten breiten, klaren Teiche erreichte. Es war in

der Nähe des kleinen Weilers Chalamont und des Dorfs Marlieux, etwa eine Meile von der Stelle, wo der Weg von Trevoux nach Bourg in die Montlueler Landstraße ausläuft; auf der Abendseite war der kleine See durch eine dichte Baumwand geschützt und die untergehende Sonne, einen verlängerten Schatten auf den Wasserspiegel werfend, ließ zwei Drittheile des letztern in tiefer Dunkelheit, während die beleuchtete Stelle von all den prächtigen Farben erglühte, die den südlichen Himmel in der letzten Halbstunde des Tages vergolden.

Es ruhte eine unbeschreibliche Stille, Größe und Einsamkeit auf der feierlich anmuthigen Scene. Da war keine lebende Creatur zu sehen, außer wenn etwa ein wildes Wasserhuhn, durch den unvermutheten Anblick des Italieners aufgeschreckt, sich wenige Zoll über den Wasserspiegel erhob und schnell in das Dunkel des Schattens schlüpfte, einen langen, glizernden Lichtstreif auf der durch Schwingen und Füße bewegten Fläche hinter sich herziehend. Da war auch keine Spur menschlicher Fußtritte zu sehen, kein Laut ließ sich hören, als etwa der winterliche Schrei eines Baumhackers, der dahin schwirrend seine ungestörte Einsamkeit zu belachen schien.

Wohl hatte Geronimo keinen Sinn für die Schönheit der Natur, und doch entgieng ihm das Feierliche derselben nicht ganz, denn dergleichen Scenen haben nun einmal Etwas, das zu jedem Herzen, ob gut oder böse, leicht oder schwer, spricht, ein Etwas, das über die bloße Tagexistenz hinausgeht. Bald beschwören sie in uns Erinnerungen an

die Vergangenheit herauf, oder sie machen Gedanken an die Zukunft rege, jedenfalls veranlassen sie uns in irgend einer Weise zum Nachdenken — zum Nachdenken, dem schweren Peiniger des Bösen.

Gar manche Dinge herbergten in der Brust unseres Reitersmanns, die vor der Geißel des Gedankens erbebten, und er wollte gerade, um diesem Eindrucke zu entgehen und einen Ruheplatz für die Nacht zu gewinnen, dem ermüdeten Pferde beide Sporen geben, als mit einemmal, wie aus der Tiefe des Waldes hervor, ein hoher Mann zu Roß des Wegs gegen ihn herkam, und der leibhaftige Corse ihm gegenüberstand.

Der Italiener schrack zurück, als hätte er eine Schlange berührt, und die Wahrheit zu sagen, der Muth sank ihm bei dem Anblicke. Er war kein Feigling, gewiß eher Alles als das, überdieß war Blutvergießen sein Handwerk, aus Menschenleben machte er sich nicht das Geringste, dabei hatte er das volle Vertrauen zu seiner eigenen Kraft, war in Gefahren rasch, thätig, furchtlos. Aber fast Jedem begegnet es, daß er einmal auf seinem Lebenspfade einen Dritten trifft, vor dem sich sein Geist beugt, vor dem sein Muth sinkt, den er fürchtet selbst ohne gegründete Ursache, vor dem selbst der höhere Genius verzagt, wie etwa der des Antonius vor Octavius. Dasselbe war der Fall bei Geronimo, Corse de Leon gegenüber. Der Italiener haßte den Räuber, aber er fürchtete ihn auch; ja es war Corse vielleicht der einzige Mann, den er fürchtete. Ihm hätte der Wahrsager dieselben

Worte zurufen können, die er Antonius zu Theil werden ließ:

„Der Geist, der Dich beseelt,
Wohl muthig ist er, hoch, und unvergleichlich
Von Cäsar fern, doch neben ihm erbleicht
Dein Genius."

Jeder Gedanke an Flucht war nun vergeblich, es blieb ihm nichts, als zu kämpfen. Er machte sich keinen Augenblick Hoffnung, der Räuber werde ihn unbehelligt ziehen lassen, noch weniger schmeichelte er sich, wie vielleicht Manche gethan hätten, Corse, den er nur einmal und auch dann nur einen Augenblick gesehen, werde sich seiner nicht mehr erinnern.

Hätte er aber auch dergleichen Illusionen Raum gegeben, sie wären im Augenblicke zerstört worden, denn Corse hielt wenige Schritte vor ihm das Pferd an, und sagte, den ruhigen, höhnischen Blick auf ihn gerichtet: „Ich habe mich lange nach Euch umgesehen! Sitzt ab!"

„Das will ich nicht," erwiederte der Italiener, „warum sollte ich Das?"

„Weil," war die Antwort, „Ihr einen gar langen Umweg machtet, wodurch Ihr mich dasselbe zu thun zwangt. Ihr habt den schlechtern Weg gehabt, und ich habe überdieß seither mein Pferd gewechselt, so daß das Eure das müdere ist. Steigt daher ab, sag' ich, und zwar schnell! Es braucht ein ander Thier an unserem Geschäft Theil zu nehmen," und damit sprang er selbst vom Pferde.

Der Andere that langsam, wie ihm befohlen war, aber

als er das Bein aus dem Bügel schwang, sah ihn Corse de Leon mit der Hand nach dem Busen fahren. Im nächsten Augenblick duckte sich der Italiener hinter seinem Pferde, ein Blitz flackerte auf, im Nu von einem Knall gefolgt, und des Räubers Pferd stürzte mit gelösten Gliedern zusammen. Aber ehe der Schuß das Thier erreicht, war er Corse de Leon vorn an der Brust durchs Wamms gedrungen, und hätte sich dießmal die Hand des Bravo so fest erwiesen, als gewöhnlich, wären die Tage seines Gegners sicherlich zu Ende gewesen. Dieser war mit gewohnter, furchtloser Kühnheit auf der dem Italiener zugekehrten Seite vom Pferde gestiegen.

Dießmal aber hatte Furcht ihr Werk an Geronimo gethan, denn seine Hand, die selten, wenn je, das Ziel verfehlt, zitterte beim Feuern. Kaum sah er Corse de Leons Pferd hinter seinem feststehenden Herrn fallen, so stieß er einen furchtbaren Fluch über sein eigen Haupt wegen seiner Thorheit aus, und sein Herz zum letzten, schrecklichen Kampf ermannend, zog er das Schwert und ließ den Zügel fahren.

Aber nur um so wilder entbrannt durch den letzten, verrätherischen Akt war Corse de Leon im Augenblick über ihn her. Auf beiden Seiten fielen die Mäntel, Beide waren nach damaliger Sitte mit Schwert und Dolch bewaffnet, überdieß hingen zwei gewichtige, geladene Pistolen an des Räubers Sattelbogen.

„Du sollst den Kampf mit gleichen Waffen haben, gedungener Schlächter,“ rief Corse, indem er mit dem Stoße des Adlers auf seinen Gegner stürzte; „ehrlichen Kampf

sollst Du haben, obwohl Du ihn nicht verdienst. Nun laß sehen, wie Du Corse de Leon zu bestehen wagst."

Kundig, wie er war, jeder Art von Waffen, an Gewandtheit es mit dem geschicktesten Gaukler von Profession aufnehmend, überdieß vertraut mit jeder Finte, jedem Schritt, jeder Wendung, jeder Vorsicht, die unter italienischen Fechtern — damals den berühmtesten in Europa — im Schwange, dazu stark, jung, unternehmend, und um sein Leben kämpfend, war Geronimo dennoch Corse de Leon so wenig gewachsen, als ein Fuchs dem Löwen. Das fühlte er selbst auch im Augenblick. wohl erkannte er, daß er mit all seinen Anstrengungen höchstens den Kampf in die Länge ziehen, höchstens die verzweifelte Hoffnung auf einen glücklichen Wurf, einen Fehltritt, ein zufälliges Ausgleiten des Gegners, um wenige Minuten länger hinhalten konnte. Die Haltung Beider drückte den Abstand ihrer Kräfte, ihrer Kunstfertigkeit vollkommen aus. Der Italiener, sich vertheidigend, stieß mit hart verbissenen Zähnen und trotzigem, lebhaft bewegtem Auge zu, Corse de Leon dagegen trieb ihn längs der Straße um das todte Pferd herum vor sich her, bald ihn gegen den Rand der Höhe, bald gegen den des Wassers drängend, zwar mit ernster Stirne und leuchtendem Blicke, aber stets mit dem ruhigen Lächeln des Hohns auf der Lippe, das die völlige Verachtung seines Gegners ausdrückte.

Aber trotz seiner Ueberlegenheit und obgleich die Spitze seines Schwerts fortwährend um die Klinge des Gegners spielte, als wäre es ihm bloßer Zeitvertreib, auch je

zuweilen an der Brust des Italieners auf einen Zoll weit vorüber fuhr, ließ er letzteren dem in jeder Sekunde drohenden Tode immer wieder entgehen. Der Bravo merkte das grausame Spiel, die geistige Tortur, die lang vor dem entscheidenden Streich alle Qualen des Todes immer und immer wieder über ihn brachte. Endlich wurde ihm die Pein unerträglich, er fiel heftiger aus, man könnte sagen sorgsam bemüht, den Kampf auf irgend eine Weise zu Ende zu bringen, zuletzt aber wandelte ihn wieder eine schwache Hoffnung an. Vielleicht, meinte er, wäre es dem Räuber nur um den Sieg zu thun, seines Lebens würde er schonen, und nun rief er in ziemlich unterwürfigem Tone: „Ihr nehmt Eures ganzen Vortheils nicht wahr, edler Herr! Was wollt Ihr denn von mir?“

„Das sollst Du alsbald vernehmen,“ erwiederte Corse, und im Augenblick fühlte der Italiener eine tiefe Wunde in der Schulter, daß Arm und Seite im Blute schwamm. „Nun,“ rief Corse strenge, „sag' mir, wer war's, der Heinrichen von Brienne erschlug?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Andere verstockt, das Schwert sinken lassend und vorsichtig einen Schritt zurücktretend. „Ich weiß nicht! — Bernhard von Rohan, denk' ich.“

„Denkst Du?“ erwiederte Corse de Leon mit strengem Blicke. „Hältst Du wirklich die Natur für falsch genug, Dich eine so schmähliche Lüge ausstoßen zu lassen, ohne die Widerlegung auf Deine verstockte Stirne zu zeichnen? Dein Leben ist in meiner Hand, und nochmals fordre ich Dich zur Wahrheit auf. Du kannst mich nicht täuschen, denn ich weiß,

Du warst allein mit Heinrich von Brienne im Augenblicke des Bubenstücks. Nochmals frag' ich Dich: „tödtetest Du ihn? und wenn so, willst Du Zeugniß ablegen gegen den Mann, der Dich anstiftete?"

„So wahr ich Erlösung hoffe und an die heilige Mutter glaube," sagte der Mann, „ich schlug ihn nicht."

„Wer that es denn?" fragte der Räuber heftig. „Du warst der Gehülfe, wenn nicht der Thäter. Antworte, sag' ich, ich will es wissen."

„Und wenn ich es sage, schont Ihr meines Lebens?" fragte der Andere. „Schont Ihr meines Lebens, und laßt mich frei meines Weges ziehen."

Corse de Lons Auge haftete rollend auf dem Italiener, er lehnte sich auf sein Schwert und ein heftiger, innerer Kampf drückte sich auf seinen Zügen ab. Endlich erwiederte er: „Nein, ich verspreche nichts, Schlächter, ich verspreche nichts. Du schuldest mir viel Blut, aber jedenfalls sey gewiß, gestehst Du nicht, so stirbst Du in dieser halben Stunde."

„So nimm's auf einmal!" rief Geronimo, und mit einem der ungeheuren Sätze, in denen sich damals seine Nation auszeichnete, den Zwischenraum überspringend, suchte er seinem Gegner den Dolch ins Herz zu stoßen.

Aber er kannte seinen Mann nicht; ehe er den Streich führen konnte, hatte ihn Corse mit der Rechten am Handgelenke ergriffen, mit eisernem, unwiderstehlichem Drucke, und der Dolch in der Linken des Räubers drang in des Italieners Schulter, daß dieser vor wüthendem Schmerze sich

krümmte. Corse de Leon warf ihn rücklings auf den Sand und alles Bewußtseyn schien dem dunkeln Auge des Bravo zu entweichen, der nach augenblicklichem Ueberwälzen in der Agonie des Schmerzes plötzlich zusammenschauderte, und dann ganz ruhig liegen blieb.

Der Räuber stieß ihn mit dem Fuße auf die andere Seite, warf einen Blick auf die Wunde, legte ihm die Hand aufs Herz und murmelte: „Hoffentlich hab' ich nicht getödtet! wenn so, haben wir den Schlüssel auf immer verloren." Bald aber stand er lächelnd auf mit den Worten: „Er ist nicht todt! Es ist nur der Schmerz! bald wird er wieder auf den Füßen seyn." Und nun nahm er sich den Gürtel ab und band damit dem Bravo die Arme fest auf den Rücken zusammen. Dann stieß er das eigenthümliche, laute Pfeifen aus, und in wenig Minuten hielten zwei Berittene neben ihm. Nur wenig Worte wurden gewechselt, und noch war die nächste Viertelstunde nicht vorüber, als der Kampfplatz sich seiner frühern Einsamkeit zurückgegeben sah. Von dem ganzen Vorfall blieb keine Spur zurück, als hie und da eine dunkle Blutlache, und des Räubers todtes Pferd, des Reitzeugs entkleidet.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wäre dieß Werk ein Roman statt einer wahrhaften Geschichte, so hätten wir uns vielleicht zu entschuldigen ob

unserem Uebergang von ergreifenderen Scenen zu dem trocke-
nen Detail der Politik, den Bewegungen der Heere. und zu
Hofintriguen. Inzwischen wollen wir möglichst kurz bei
diesem politischen Thema verweilen, das selbst in der wahr-
sten Geschichte. mit den Bewegungen des menschlichen Her-
zens, den Anstrengungen des menschlichen Geistes, den
Fortschritten des menschlichen Verstandes verglichen, nur
von geringem Belang ist.

Während des Herbstes 1558 und im Winter und Früh-
linge 1559 dauerten die schwierigen Unterhandlungen fort,
die endlich mit dem europäischen Frieden von Chateau-
Cambresis endeten. Gaben sich aber bis dahin beide Par-
teien die äußerste Mühe, ihre Angelegenheiten im Kabinet
auf jede mögliche Weise zu fördern, so wurde zu gleichem
Zwecke auch im Felde nichts versäumt, und der unsterbliche
Name „Guise“ erwarb sich neuen Ruhm durch Vertheidi-
gung der französischen Nordgränze, auf welche die Verdrän-
gung des Feinds über die alt hergebrachte Landmark hin-
über erfolgte. So wußte der große Feldherr den Schild
seiner Tapferkeit und Kriegskunst zwischen den Thron seines
Monarchen und einem bis dahin siegreichen Feind wirksam
in die Mitte zu pflanzen.

Aber die Truppen, welche ihn zu Ausführung so gro-
ßer Thaten in den Stand setzten, wurden aus Savoyen und
Piemont gezogen, und die dortigen französischen Eroberun-
gen blieben allem Anschein nach der Willkür des Feindes
Preiß gegeben. Mit einer Handvoll Leute stand der Mar-
schall von Brissac der ganzen Macht des Hauses Oestreich,

der Politik Philipps und Ferdinands, den Ränken tausend italienischer Diplomaten, der Verrätherei einer Unzahl kleiner Souveräne, deren Tücke einzig in ihrer Arglist lag, gegenüber.

Allein Brissacs Thätigkeit, Geschicklichkeit und Muth wußte all diesen Uebelständen die Spitze zu bieten. Er bestand den Feind überall, wo er ihn in Waffen fand, erschien plötzlich auf Punkten, wo man ihn nicht erwartete, und machte mit kühner Entschlossenheit Unterhandlungen zu nichte, die man in das Dunkel des Geheimnisses begraben dachte. Allerdings konnte er dem geheimen Verkehr, den die Häuser Oestreich und Savoyen mit den kleinen Souveränen eröffnet, nicht überall ein Ziel setzen, aber bald hielt er den Abfall ab durch Gewalt, bald durch Drohungen, bald durch Geld. So gelang es seiner außerordentlichen Energie im Verein mit der Thätigkeit und Tapferkeit seiner Umgebung, den ganzen seiner Obhut anvertrauten Strich Landes gegen alle Bemühungen der gewandten Gegner zu behaupten.

Bei einigen Gelegenheiten ergriff er sogar die Offensive, obwohl immer mit defensiver Absicht, und bezwang Städte und Festungen, die als Außenposten zum Schutze Piemonts dienen konnten. Mehrere dieser Ueberfälle wurden bei Nacht ausgeführt und zwar immer durch Freiwillige, die möglichst kurze Zeit vor der Unternehmung aufgerufen wurden. In solchen Fällen trat im Verlauf des Winters und Frühlings 1559 die zum Sturm bestimmte Mannschaft scheinbar ohne Führer den Marsch an. Das erstemal

stellten sich die Leute darüber etwas stutzig und besorgt, und die Offiziere selbst erlaubten sich nach dem Anführer zu fragen. Die Antwort war eine Ermahnung zur Ruhe, da es ihnen im Augenblicke des Angriffs an tüchtiger Führung nicht fehlen werde. Einige flüsterten sich zu, Brissac möge wohl selbst voraus seyn, Andere meinten, wenigstens werde er schnell hinterher kommen. Als aber der Sturm wirklich begonnen, stand eine Gestalt, höher und kräftiger als der Marschall, an ihrer Spitze, feuerte sie mit Worten an, die alle mit Eifer und Entschlossenheit erfüllten, und führte sie mit einem Grade von Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Kühnheit, der, jeden Widerstand beseitigend, dem Sieg zu befehlen schien.

Die ausdauernde Entschlossenheit, der wilde Muth dieses Führers war das Thema, das sich über Aller Lippen ergoß. Wo Lanzen splitterten, Schwerthiebe am dichtesten fielen, hart vor dem Rohre der knallenden Arquebuse und vor der Mündung der Kanonen sah man diese Gestalt, oft von Niemand als von Feinden umgeben. War der Sieg gewonnen, der Platz erstürmt, die Gewalt Frankreichs festgegründet, so verschwand der Unbekannte, um nicht wieder zu erscheinen, als bis der wilde Streit auf einer andern Seite sich entflammte, und dieselben Thaten nochmals zu verrichten waren.

Er trug die gewöhnliche Rüstung jener Zeit, aber seine Züge enthüllten sich vor Niemand. Einige schwuren, diese Stimme schon gehört zu haben, Andere erinnerten sich solcher Thaten auf früheren Schlachtfeldern, aber Keiner

weigerte sich, ihm zu folgen. Keiner nahm Anstand, sich seinem Befehle zu fügen. Der gemeine Mann hielt ihn für den kühnen Engel des Kriegs, der ihn zu unzweifelhaftem Siege führe, und die Adeligen sahen die vergoldeten Sporen an seinen Stiefeln, und, über seinen Stand beruhigt, verlangten sie keine weitere Bürgschaft.

Die ganze Zeit über blieb Brissac, galt es nicht etwa mit gewohnter Energie eine ganz außerordentliche Gefahr zu bestehen, in seinem Hauptquartiere, von wo er, das Späherauge nach allen Seiten gerichtet, den Schlingen seiner tausend Gegner begegnete und sie vereitelte. Um die Zeit des erwachenden Frühlings, in die wir den Leser schon im letzten Kapitel eingeführt, ward des Marschalls Aufmerksamkeit durch einige Vorgänge in Savoyen, insbesondere bezüglich des Benehmens des Gebieters von Masseran, rege gemacht. Es hatte dieser die Festungswerke seines Kastells in der Nähe von Chambery verstärkt, auch einen andern Platz von noch größerer Wichtigkeit, der durch ein langes ins Mailändische auslaufende Thal mit seinem Hauptsitze in Verbindung stand, mit neuen Werken umgeben. In verschiedenen Zwischenräumen wurden Thürme errichtet, Barrieren und Brückenköpfe den Fluß entlang angelegt, und welche Absicht dem Beginnen des schlauen Italieners zu Grunde liegen mochte, so viel war augenscheinlich, er suchte sich in eine Lage zu versetzen, die ihn zum Herrn der Kommunikation zwischen den spanischen Besitzungen und den von Frankreich besetzten Gebietstheilen in Savoyen machte.

5 *

Man darf hiebei nicht außer Acht lassen, daß Masserans Gebiet der französischen Armee im Rücken lag. Zwar gab der Marquis die bündigsten Versicherungen, daß er all Das im Dienste und zum Frommen Frankreichs thue, allein der Marschall ließ ihm zu wiederholtenmalen die strengsten Befehle zukommen, von solchem Unterfangen abzustehen. Bisher hatten sich alle diese Einschärfungen nutzlos erwiesen, die Befestigungen hatten ihren Fortgang, und obwohl die Friedensunterhandlungen inzwischen so weit vorgerückt waren, daß über den wirklichen Abschluß in den nächsten Monaten kein Zweifel mehr obwalten konnte, lag doch ebenso klar zu Tage, daß Savoyen eine drohende Stellung einzunehmen suchte, um sich günstigere Bedingungen auszuwirken, und daß Spanien seine Vortheile so weit als möglich zu treiben suchte, während die französischen Bevollmächtigten an beiden Höfen ihre Zeit über diplomatischen Förmlichkeiten verloren.

Noch unzweideutigere obwohl minder zahlreiche Anzeigen waren vorhanden von der Absicht des Marquis von Masseran, wenn auch nicht gerade die Sache Frankreichs ganz zu verlassen, doch die Interessen dieser Macht so weit zu verrathen, um bei der voraussichtlichen Wiedereinsetzung des Herzogs von Savoyen von diesem seinem alten Oberherrn für den frühern Abfall Verzeihung zu erlangen.

Derselbe unausgesetzte Kurierwechsel, welcher im vorigen Jahre Brissacs Aufmerksamkeit rege gemacht, hatte aufs Neue zwischen Masserans Schloß und dem Mailändischen begonnen. Die Dienerschaft des Marquis ward von

Paris zurückberufen, jeder Gegenstand von Werth, ihm gehörig oder seinen Ansprüchen als Gemahl der Gräfin Brienne zugänglich, zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise nach Savoyen gebracht.

Mehrmals unterrichtete Brissac den König von Frankreich von diesen Vorgängen und bat um Erlaubniß, den Marquis als offenen Feind behandeln zu dürfen. Aber Heinrich, von der Aussicht auf einen baldigen Frieden hingerissen, war etwas sorglos geworden, und behandelte den Vorschlag kalt, indem er meinte, „es wäre unnöthig sich Feinde zu machen, wo sie nicht existirten."

Doch bald kamen Brissac weitere Nachrichten zu, die ihn zu einem Zuge über die Berge bewogen, um das Benehmen Masserans mit eigenen Augen zu beobachten. Gandelots kleine Schenke war, wie der Leser bereits weiß, vor wenig Wochen durch eine Lawine vernichtet worden, aber mit der Hartnäckigkeit der Gebirgsbewohner waren Wirth und Wirthin, dem Einsturz entronnen, schon wieder mit dem Aufbau einer neuen Wohnung, ganz im Styl und in der Einrichtung der alten, und genau an dem vorigen Flecke stehend, beschäftigt. Das Werk wurde nach Kräften gefördert und eine große Holzhütte stand ganz fertig da, etwaigen Gästen in dieser frühen Jahrszeit hinlängliche Bequemlichkeit bietend.

Vor der Thüre dieser Wohnung hielt der Marschall von Brissac bei seiner Ankunft aus Piemont, und hier fanden sich zwei französische Offiziere bei ihm ein, welche sich seit einiger Zeit in der Nachbarschaft aufgehalten. Die

Konferenz dauerte über eine Stunde; nach deren Beendigung schickte Brissac, der, wie wir finden, nur von fünf bis sechs Edelleuten begleitet war, eine Botschaft an den Marquis von Masseran, die, unter Vermeldung seiner Ankunft, um dessen Besuch in der Schenke bat.

Der edle Herr ließ nicht lange auf sich warten, und zwar erschien er an der Spitze eines zahlreichen, mächtigen Gefolgs. Von Seite Brissacs war der Empfang ziemlich kühl, er eröffnete dem Marquis den Zweck seiner Reise, welcher kein anderer gewesen, als die neuangelegte Festungslinie zwischen hier und dem Mailändischen zu besichtigen, daß ihn aber so eben eingelaufene wichtige Nachrichten zur unverweilten Umkehr nach Turin nöthigten.

„Deßhalb, Herr von Masseran," schloß er, „muß ich Herrn von Thermes, den Ihr bereits kennt, dieß Geschäft anvertrauen. Er wird sich unmittelbar nach meiner Heimkunft hieher auf den Weg machen, und da ihn nur zwölf Edelleute begleiten werden, seh' ich mich veranlaßt, einen Theil meiner Streitkräfte in die Nähe Eurer Besitzungen auf der jenseitigen Bergseite vorzuschieben. Es möchte somit die geringste Unbill, die ihm oder seinen Gefährten widerführe, wenig Stunden nach ihrer Verübung in vollem Maße gerächt seyn. Habt daher die Güte, ihn die Inspektion, welche ich einmal für nothwendig halte, ungestört vornehmen zu lassen, und ihm sicheres Geleite in mein Hauptquartier zu Turin mitzugeben."

Der Marschall war kein Freund von unnöthigen Worten, das wußte Masseran, daher verneigte er sich tief und

versprach pünktlichen Gehorsam, mit dem geheimen Vorbehalt, sich in seinem Benehmen nicht im Geringsten dadurch binden zu lassen. Schwer wär's zu sagen, was während dieser Unterredung in seinem Innern vorging, denn Brissacs Gefolge war so unbedeutend, daß hätte der Marquis einen Handstreich für passend gehalten, oder wäre er darauf gefaßt gewesen, er ihn in diesem Augenblick ohne Anstand, vielleicht mit voller Sicherheit, hätte ausführen können.

Bei manchen Gelegenheiten verdanken verwegene Menschen, und je zuweilen auch weise, mehr der Furcht und Unwissenheit ihrer Gegner, als eigenem Muth und Weisheit, und so verhielt es sich dießmal mit Brissac. Der Marquis ließ ihn ungekränkt, und kehrte auf sein Schloß zurück, und Brissac ging über die Berge und kam wohlbehalten in seinem Hauptquartier zu Turin an.

Kaum befand sich Masserans Gebieter wieder in seinen eigenen Mauern, so war er geneigt, sich selbst zu tadeln, daß er den Marschall habe entwischen lassen. Bei näherer Ueberlegung aber hielt er doch fürs Beste, also gethan zu haben. „Hätte ich," sagte er, „hätte ich wirklich der Versuchung Raum gegeben, so wäre allerdings ganz Piemont zur Verfügung Spaniens gewesen, aber vor Abschluß meines eigenen Handels hätte ich mich ja selbst dadurch Spanien in die Hände geliefert. Für den König von Frankreich wär's eine tödtliche, unversöhnliche Beleidigung gewesen, und waren Philipp und der Herzog nicht darauf gefaßt, oder hielten sie nicht für gerathen den Vortheil zu benützen, so wäre Tadel und Strafe allein über mich ergangen. Aber vor der An-

kunft dieses Herrn von Therm s muß und soll Alles im Reinen seyn, und irgend eine Bewegung Brissacs gegen meine anderweitigen Besitzungen gibt mir den gewünschten Vorwand seinen Gesandten festzunehmen und bis zu Schlichtung der Sache auf die oder jene Weise in strengem Gewahrsam zu halten. Der soll gewiß keinen Bericht erstatten, dafür will ich sorgen, namentlich keinen Bericht über diesen neuen Handel. Das ist ein schweres Spiel, sich durchzuwinden zwischen diesen beiden Ländern. Wäre das Mädchen todt, oder hätte sie das Gelübde gegeben am Altar, so möchte für mich das Gerathenste seyn treue Beobachtung des Bundes mit Frankreich; aber so lange sie lebt, muß ich mich an Savoyen und Spanien halten. — Wenn nur Meyrand käme! Ich könnte seinen albernen, eiteln Ungestüm benützen, sie ins Kloster zu treiben. Seine tolle Leidenschaft, sein gegenwärtiger Verzweiflungs-Paroxysmus macht ihn zu Allem fähig. — Wie albern von einem Mann, etwas zu lieben außer sich selbst! Sobald es mit einem dahin kommt, gibt er sich in die Gewalt des andern. — Wirklich, käme doch Meyrand! Der Thor ist zum bloßen Werkzeug herabgesunken, und läßt sich zu Allem gebrauchen."

Frägt man uns aufs Gewissen, ob Masseran wirklich dergleichen Worte gesprochen, so muß unsere Antwort verneinend ausfallen, denn er war zu klug, um selbst den leersten Wänden seine Ansicht zu predigen. Aber ohne Zweifel dachte er so, und die Worte ertönten in seinem Innern, wenn auch nicht von seiner Zunge, da ihn die moralische Vernichtung des unglücklichen Bernhard von Rohan im Vertrauen

auf seine Klugheit noch bestärkt, und er nun die feste Ueberzeugung hatte, diese könne und werde schließlich über Alles triumphiren. Aber Arglist webt fast immer ein Netz um sich her, das sie für Andere gemacht zu haben so gern sich überredet, während sie sich zuletzt selbst darein verwickelt. Da geht ein feiner Faden quer über den andern, um gerade hier vor der oder jener Gefahr zu sichern; die oder jene neue Masche soll dem Entwischen der Beute zuvorkommen, und Stunde an Stunde, Minute um Minute verwickelt sich das Gewebe immer mehr, ihm schwieriger auszuweichen wird, und die ganze Zeit über freut und rühmt sich die Arglist ihres Werks, nach Spinneart gefallene, zerrissene Maschen ausbessernd, und sich einbildend, daß Alles zuletzt aufs Beste gerathen müsse.

Oft sogar wird das Vergnügen, das der Arglistige in Uebung seiner Praktiken findet, ihm zur andern Natur, so daß in vielen Fällen, abgesehen von diesem Vergnügen der zu erreichende Zweck mit dem Aufwande von Arbeit, Mühe und Sorgen in gar keinem Verhältniß steht. Der Gebieter Masserans jedoch wirkte seit seiner Heirath mit der Gräfin von Brienne auf zwei große ihm sehr wichtige Endpunkte hin, nämlich: Gewinnung der reichen, französischen Erbschaft seines Ehevorfahrs, soweit es der Habsucht, Intrigue und Verwegenheit möglich war, und Erpressung alles dessen von Spanien und Savoyen, was eine doppelzüngige, verrätherische Politik diesen Mächten in Folge der ihren italienischen Besitzungen von allen Seiten drohenden Gefahren abbringen konnte.

Zwischen ihm und der französischen Erbschaft stand nur noch eine Person — Isabella von Brienne. Dieses Hinderniß ließ sich auf dreifache Weise beseitigen: durch Tod, durch den Schleier, oder durch eine Heirath mit Graf Meyrand. Der Marquis wußte nämlich, daß Letzterer in seiner ungestümen Leidenschaft Alles für den Preis ihrer Hand aufzuopfern bereit war.

Ihr Tod war eine den Gedanken des ehrenwerthen Herrn nicht ganz fremde Kombination, aber so seltsam es klingt, trotz Allem, was der geneigte Leser weiß oder argwöhnen mag, fühlte der Marquis einen Widerwillen gegen dieses damals sehr gewöhnliche Auskunftsmittel.

Der Quelle dieser Abneigung nachzuforschen würde uns von unserem Gegenstand zu weit abführen. Furcht des Mißlingens mochte ihren Theil daran haben — ebenso die Schwierigkeit einer ganz verborgenen Vollziehung, verbunden mit der Besorgniß Spaniens und Savoyens Argwohn auf diese Fährte zu leiten. Das konnte nämlich diesen Mächten einen vielleicht nicht unwillkommenen Entschuldigungsgrund an die Hand geben, nach Benützung seiner Dienste ihm nicht nur keine Belohnung zu verwilligen, sondern wohl gar von ihrem Ansinnen an Frankreich, ihn für die Brienne'schen Güter gebührend zu entschädigen, abzustehen. Entschädigung und zwar eine Entschädigung nach dem höchsten Maßstabe war der große Endzweck, den er verfolgte, denn nie fiel es ihm im Traume ein, ein Vasall Frankreichs zu werden; sein ganzes Streben in dem Parteikampfe war vielmehr,

den Werth der Besitzungen, nicht aber dieselben in Natur zu bekommen.

So wendete sich denn Masserans Beherrscher mit seinen Entwürfen wieder dem Grafen Meyrand zu. Nicht daß er dachte, Isabella würde jemals diesem Herrn ihre Hand reichen, sondern weil er sie durch dessen fortgesetzte Verfolgung ins Kloster zu treiben hoffte; da ihr doch keine andere Wahl, als der Schleier oder eine Heirath mit Meyrand blieb. Um sich für den letztern unwahrscheinlichern Fall gehörig vorzusehen war Masserans nächste Aufgabe, sich durch ein Uebereinkommniß mit Meyrand das Eigenthum ihrer sämmtlichen Besitzungen zu sichern.

Wie er damit zu Stande kommen wollte, mögen diejenigen fragen, welche wissen, wie geschickt Isabelle ihre Flucht ins Werk gesetzt hatte, so daß ihr Zufluchtsort noch immer dem ganzen französischen Hofe unbekannt war. Allein Masseran hatte eine Spur entdeckt, oder glaubte wenigstens eine entdeckt zu haben, und es war nun seine Absicht, die Enthüllung des Geheimnisses zum Preise seiner Uebereinkunft mit Meyrand zu machen.

Unter so subtilen Entwürfen verging ihm der Rest des Tages. Gegen Abend kamen Briefe vom mailändischen Statthalter mit der Nachricht, daß die Stellung, welche Spanien in Folge seiner (Masserans) Manöver und des drohenden Zustands in Italien bei den Konferenzen anzunehmen vermocht, sich bereits mit bedeutendem Erfolg gekrönt sehe. Ein heiteres Lächeln beschlich des Marquis Züge, und er schickte eine Antwort ab, worin er dem Spanier

den Besuch Brissacs berichtete, und den ziemlich verständlichen Wink beifügte, daß es nun hohe Zeit seyn dürfte, ihm einen bestimmten Vortheil für seinen völligen Uebertritt auf die Seite Spaniens zuzusagen.

Am nächsten Morgen brütete er aufs Neue über diesen Planen, als ihm kurz nach dem Frühstücke die Ankunft des Grafen Meyrand gemeldet wurde, der, mit dreißig Bewaffneten vor dem Schloßthor haltend, um Einlaß bitte. Die zahlreiche Begleitung machte den Marquis anfangs stutzig, und verschwand auch bei Erwägung seiner eigenen Streitkräfte jede Gefahr im Fall ihrer Aufnahme, so hielt er es doch der Klugheit gemäß, auch hier keine Vorsicht zu sparen. Deßhalb ließ er den Grafen ersuchen, die Hälfte seiner Mannschaft nach dem etwa zehn Stunden weiter das Thal hinauf liegenden Schlosse Robeck zu entsenden. Meyrand zögerte keinen Augenblick, er erließ die nöthigen Befehle und zog mit dem Reste in den Schloßhof ein.

In der Haltung des Grafen gab sich keine Spur von Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zu erkennen; im Zimmer angelangt, sah er sich überall um, sich zu vergewissern, daß kein Dritter ihn höre, ergriff dann hastig Masserans Hand, und rief: „So habt Ihr denn ihren Aufenthalt ausspionirt — wahrhaftig, Ihr müßt Luchsaugen haben! — Und wo befindet sie sich?“

„Das nicht,“ erwiederte der Marquis, „ich hab' ihren Aufenthalt noch nicht ganz entdeckt, es bedarf noch einer ungeheuern Belohnung, ihn der betreffenden Person abzulocken.“

Der Graf sah ihn eine Sekunde mit verächtlichem Lächeln an. „Schon gut," sagte er, „ich verstehe. Nennt immerhin den Preis, sey es was es wolle, Ihr bekommt's, obwohl ich so ziemlich am Bettelstabe bin. Aber ich muß meiner Sache gewiß seyn, Masseran, dießmal ganz gewiß."

„Ihr geht auch dießmal ganz sicher," versetzte Masseran, „denn was ich verlange, ist nur bedingt, falls Eure Heirath wirklich vor sich geht. Doch ohne Umstände zur Sache! Ihr sollt mir alle ihre Rechte auf die Brienner Erbschaft abtreten. Dafür übernehme ich die nothwendige Belohnung, und Ihr habt Euch deßfalls mit nichts zu befassen. — Das Uebrige ist Eure Sache."

Meyrands Wange hatte, seitdem wir ihn zum letzten Mal gesehen, ziemlich an Farbe verloren, oder besser gesagt, sie war sehr bleich geworden, nun aber überzog sie sich für einen Augenblick mit sichtlicher Röthe, und er erwiederte, „Das ist ein großes Verlangen, Masseran. Indeß gebt mir das Papier, ich unterschreibe im Augenblick, denn das Uebrige ist, wie Ihr sagt, meine Sache, und ich bin nicht länger der alte Thor. Alle Scrupel, alles Schwanken ist von nun an von mir verbannt, ich verlasse mich einzig auf mich selbst, und nichts soll mich fürder in meiner Bahn aufhalten. Gleichwohl müßt Ihr mir an die Hand gehen, behülflich seyn, wenn auch nur in geringem Grade. Liefert sie mir einmal in meinen Griff! Gebt mir einen festen Zufluchtsort, wohin ich sie bringen kann, in genügender Entfernung von Frankreich und von französischer Herrschaft, um im Nothfall entwischen zu können! Schafft einen Priester

der „nein“ für „ja“ liest, und weiß sie sich vierundzwanzig Stunden zu halten, ohne mein Weib zu seyn, so nehmt mein Schwert und knickt es über Eurem Knie ab wie eine Gerte.“

„Das soll Alles geschehen nach Eurem Begehr,“ versetzte Masseran. „Schon hat sich ein Theil Eurer Leute nach dem Schlosse Robeck gewandt, dort könnt Ihr der halben Welt trotzen und nöthigenfalls über die Berge nach Mailand entrinnen. Auch ein Priester findet sich daselbst, für ein Dutzend Kronen zu Allem bereit. — Aber nochmals bedenkt Euch, Graf, wär's nicht besser, Ihr holtet des Königs Genehmigung ein, und ließt dem Ganzen seinen natürlichen Lauf?“

„Nein, nein,“ antwortete der Andere heftig, „ich sag' Euch, Masseran, nach Empfang Eures Briefs meldete ich dem Könige, daß ich sie aufsuchen wolle mit der Hoffnung eines guten Erfolgs, und bat um seine Einwilligung zu unverweilter Trauung. Er wies mich kalt zurück, sagte, daß er wegen meines früheren Betragens geschworen, sie solle nie die Meine seyn, befahl mir, wenn ich sie fände, alsbald seinem nächsten Offizier Anzeige davon zu machen, und unverweilt an seinen Hof zurückzukehren. Meine Wahl ist getroffen, mein Lauf bestimmt. Wo ist das Papier? ich unterzeichne im Augenblick.“

„Lieber Freund, es ist ja noch nicht aufgesetzt,“ war die Antwort. „Wußt' ich doch nicht, ob Ihr einwilligen würdet. Es soll indeß im Augenblick aufgesetzt seyn. Aber wo ist mein Diener Geronimo? Ist er noch nicht zurück?“

„Ich weiß nicht," erwiederte Graf Meyrand; „ich habe ihn nicht gesehen."

„Wie, bracht' er Euch denn nicht meinen Brief?" fragte Masseran.

„Keineswegs," antwortete der Andere, „der kam mit des Königs gewöhnlichem Kurier von Lyon."

Der Gebieter von Masseran schwieg eine Weile, den finsteren Blick zu Boden gesenkt und murmelte endlich: „Eine seiner gewöhnlichen Liederlichkeiten! Aber kommt," fügte er mit schwachem, unfreundlichem Lächeln bei, „besuchen wir meine Eheliebste. Ihr bedürft einiger Erfrischungen."

Vierzigstes Kapitel.

Gerade anderthalb Tage nach der Ankunft des Grafen Meyrand vernahm der Gebieter von Masseran nach seiner eiligen Rückkunft vom Schlosse Robeck, daß ein Bote da sey, mit der Meldung augenblicklichen Eintreffens des Herrn von Thermes. Im Verlauf des Tages waren dem schlauen Savoyarden allerlei Nachrichten zu Ohren gekommen, die, verbunden mit dieser neuesten Kunde, ein höhnisches Lächeln auf seinem Gesichte zu Tage förderten. Er hatte nämlich, die Wahrheit zu sagen, sehr bezweifelt, ob der französische Offizier überall sich einfinden würde, noch mehr aber, daß dessen Gefolge wirklich so klein wäre, als das Gerücht sagte, und von einem der Thürme fand auf seinen Befehl sorgsame

Spähe statt, um ja gewiß zu seyn, daß nicht mehr als vierzehn bis fünfzehn Personen Herrn von Thermes das lange Thal von Gandelots Schenke nach dem Schlosse herauf begleiteten. Aber Alles ließ sich zur vollen Zufriedenheit Masserans an. Der Thürmer setzte die Zahl der Kommenden auf nicht mehr als zwölf, und als der französische Offizier im Saale erschien, wo Masseran zu seiner Bewillkommung bereit stand, entschuldigte er sein Kommen mit den Worten: „Herr von Brissac, gnädiger Herr, hat seit seiner letzten Zusammenkunft mit Euch Mittheilungen bekommen, die mich vielleicht der Nothwendigkeit dieses Besuchs ganz überhoben hätten. Aber da Euer Schloß auf meinem Wege lag und ich mit Graf Biraque und Herrn von Acigné Geschäfte abzuthun hatte, so hielt ich es für passend, hier einzusprechen und mir Eure Gastfreundschaft für eine Nacht zu erbitten."

Mit einem tiefen Bückling und unter süßem Lächeln betheuerte Masseran sein Entzücken, Herr von Thermes bei sich zu sehen, er drückte die Hoffnung längeren Verweilens aus, da ihm sehr daran gelegen sey, dem geehrten Gast die ganze Festigungslinie zu zeigen, und ihn mit Sonnenklarheit zu überzeugen, daß sie nur für den Dienst Frankreichs bestimmt seyn könnte. „Aber kommt, gnädiger Herr, in den Banket-Saal," schloß er, „ein schwaches Traktament, wie es Euch meine Tafel geben kann, ist bereit, und es bedarf nur Eures Erscheinens im Saal, und höchstens noch des Händewaschens, um mit dem Mahle zu beginnen."

„Ehe wir uns setzen, Herr von Masseran," erwiederte

Herr von Thermes, „möcht' ich Euch bitten, einen Eurer Leute in die kleine Schenke hier unten zu senden, um Herrn von Acigné oder Herrn Biraque, welcher von Beiden sich zufällig zuerst daselbst eingefunden, zu mir hieherzuberufen. Mein Geschäft mit ihnen ist im Augenblick beendigt, und Euer Bote mag daselbst hinterlassen, daß nur Einer von ihnen sich herzubemühen brauche, falls es nicht Beide wünschen.

Nun folgte er dem Gebieter von Masseran nach der Bankethalle, wo nach damaliger Sitte silberne Becken und Handfässer zum Händewaschen bereit standen, und wenig Minuten später saßen die beiden Herren bei Tische. Da war alles üppig ausgewählt nach den Begriffen jener Zeit, und es mochten die diversen Gäste schon mehreren Gängen ihr Recht angethan haben, als ein Diener eintrat, und nach einigen mit dem Hausherrn gewechselten Worten sich Herrn von Thermes näherte und sagte: „Es sind einige Bauern drunten, gnädiger Herr, aus dem Thale Saint-Vial, sie sagen, Herr von Brissac hätte sie herbeschieden, Ihr würdet heute noch Rücksprache mit ihnen nehmen wegen des Holzrechts auf der Bergseite, das sie ansprechen."

„Sagt ihnen, ich sey beschäftigt," erwiederte de Thermes verdrüßlich. „Sie sollen morgen kommen. Doch halt, sie haben weit her — sie mögen im Hofe warten, ich will sie nach der Tafel bescheiden. Wir gehen zusammen hinunter, Herr von Masseran, denn die Sache betrifft gewissermaßen auch Euch. Eure Besitzthümer berühren jene Stelle, und Herr von Brissac möchte das verlangte Privilegium nicht ratifiziren ohne Euren Beirath. So sehr er darauf sieht,

daß Jeder recht handle gegen ihn, so sehr gibt er sich Mühe, andern dasselbe Recht widerfahren zu lassen."

Der Marquis grinste entgegen: „allerdings ein großer, fürtrefflicher Mann, Herr von Thermes. Laßt die Bauern im Hofe warten."

„Wenn mein Freund, Herr von Biraque kommt," rief de Thermes dem Diener nach, ehe dieser die Thüre erreicht hatte, „so führt ihn sogleich ein. Ich bitt' Euch um einen Becher Wein für ihn, Herr von Masseran, und einen Bissen Brod; Ihr wißt, er hatte einen weiten Ritt."

„Zu Diensten — zu Diensten!" erwiederte der Andere, und man wendete sich mit erneutem Eifer und Thätigkeit wieder zum Mahle.

Endlich ließ sich ein Geräusch vernehmen, wie von Männertritten; Herr von Thermes faßte die Thüre ins Auge, und rief mit freundlicher Stimme: „ah, gewiß Biraque? nichts andres und Acigné dazu! Willkommen, willkommen, liebe Freunde! Aber welche Unzahl Leute bringt Ihr mit? es wäre wohl am Besten, die meisten blieben an der Thüre stehen. — Herr von Masseran," fuhr er, sich erhebend mit ernsterem Tone fort, „ich bedaure, Euch sagen zu müssen, daß der König, mein Herr, in Folge unzweifelhafter Beweise, daß Ihr das Euch geschenkte Vertrauen verrathen, und Euch verpflichtet habt, gegen eine Summe — das Eilen ans Fenster dient zu nichts, lieber Herr, das Schloß ist im Besitz der französischen Truppen — wie gesagt, daß Ihr Euch gegen eine Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden und Ueberlassung des Landstrichs zwischen Aosta und

Cordonnière verpflichtet habt, Eure sämmtlichen Schlösser und Festen auf dieser Seite der Alpen an Spanien auszuliefern, mich durch den Mund des Marschalls von Brissac beordert hat, Eure Person in Verhaft und Eure sämmtlichen festen Plätze in Besitz zu nehmen. Ich muß Euch um Euer Schwert bitten."

Ein Bild der Verzweiflung und des Schreckens starrte der Marquis von Masseran in die Runde mit unsteten, aufgerissenen Augen, mit todtblassen Lippen und Wangen, mit Knieen, die unter ihm zu brechen drohten. Die französischen Offiziere hatten sich mit Herrn von Thermes erhoben, eine Gruppe von vierzehn handfesten, entschlossenen Männern bildend, alle wohl bewehrt, und zu ihrem Tagesgeschäfte gerüstet. An der Saalthüre standen Biraque und Acigné mit einem Gefolge, stark genug, den Ausgang zu blockiren. Ein Blick vom Fenster in den Hof unten zeigte die Bauerschaft aus dem Saint-Vialthale mit gezogenen Schwertern und Pistolen in der Hand, ein Anblick, der mehr auf verkleidete Krieger, als einfache Landleute hinwies. Auch waren sie schon in voller Arbeit, die italienischen Söldner des Kastells zu übermannen, und Frankreichs Banner auf den gegenüberstehenden Mauern aufzupflanzen.

„Ihr seht," rief de Thermes auf die Scene weisend und dann die bleichen Gesichter des halben Dutzends anwesender Savoyarden musternd, „Ihr seht, mein Herr, jeder Widerstand ist vergeblich. Gebt daher mit guter Manier Euer Schwert ab. Biraque, wie viel Leute habt Ihr im Schlosse?"

„Alle zusammengerechnet, General," war die Antwort,

„wenigstens zweihundert, und ich dächte, mit der Hälfte auszukommen.“

Der Gebieter von Masseran schnallte sein Schwert los, und übergab es gesenkten Blicks dem französischen Offizier mit den Worten: „ich kenne Eure Befehle nicht, mein Herr, aber ich vertraue, der König wird mich hören, ehe er mir ans Leben geht.“

„Mein Herr,“ erwiederte de Thermes mit einem Lächeln über die Angst des Marquis, „Seine Majestät maßt sich nicht an, Euch zu richten, oder gar Euch ans Leben zu gehen. Der König vergißt Eure Eigenschaft eines souveränen Fürsten nicht, er will nichts als Auslieferung Eurer Kastelle und Burgen und Sicheruug Eurer Person, um weitern Umtrieben von Eurer Seite, die, Eurem Eid und eingegangenen Verbindlichkeiten zuwider, den wahrscheinlich in Bälde hergestellten Frieden Europas gefährden könnten, vorzubeugen. Die Art und Weise Eurer Haft wird großentheils von Euch selbst abhängen, namentlich von der Antwort, die Ihr mir auf mein Begehren ertheilt. Ich habe Euch nämlich zu ersuchen um Ausstellung eines Befehls an alle Eure Offiziere, Seneschalle und Stellvertreter, Eure Burgen und Schlösser dem Könige von Frankreich auszuliefern auf die erste deßhalb ergehende Mahnung, widrigenfalls sie dieselben auf eigene Gefahr behaupten würden.“

„Im Augenblick solls aufgesetzt seyn!“ rief Masseran, „gewiß im Augenblick,“ und damit winkte er einem der erschrockenen Diener und sagte laut: „Hole Papier und Tinte.“ Als ihm aber der Mann nahe stand, fügte er leise bei:

„Schnell nach Robeck und sag' ihnen, was hier vorgefallen. — Du findest das Schreibzeug in meinem Kabinet," fuhr er laut fort, „die Federn sind in der Schublade auf dem großen eichenen Kasten."

Der Italiener hatte seine Zeit gut gewählt, indem sich Herr von Thermes gerade Acigné zugekehrt, und der Offizier auf der andern Seite seinem Nachbar über die Leichtigkeit, womit der Streich gelungen, eine scherzhafte Bemerkung zuwarf. Niemand bemerkte das kurze Flüstern Masserans, ebensowenig nahm man wahr, daß der eintretende Diener mit dem Abgegangenen nicht die geringste Aehnlichkeit hatte.

„Nun, bester Herr," sagte Herr von Thermes, „habt die Güte, eine Generalordre in den bewußten Ausdrücken aufzusetzen, Behufs der Uebergabe Eurer Burgen und Kastelle an die französische Krone. Ich muß Euch bitten, Euch möglichst klar und bündig auszudrücken, damit ich der Nothwendigkeit des Blutvergießens überhoben bin, und die Besitznahme in Frieden vor sich gehen mag. Ueberdieß vermeidet Ihr dadurch die Zerstörung Eures Eigenthums und —"

„Ich kann Euch versichern, General," unterbrach ihn Masseran, der nachgerade sich wieder ermannte, „ich kann Euch aufs Heiligste versichern, meine Absichten —"

„Liegen klar zu Tage," schloß de Thermes, ihn unterbrechend, „und zwar durch folgende, hier verzeichneten Briefe, welche sich in Herrn von Brissac's Händen befinden. Zum Ersten, Schreiben an den Statthalter von Mailand, worin Ihr, den Vorschlag Seiner Majestät des Königs von Spa-

nien annehmend, Euch bereit erklärt, zwei der bedungenen Burgen in seine Hände zu liefern und zwar gegen Erlegung der ersten Rate und Abtretung der Entschädigungs-Ländereien von Seite des Herzogs von Savoyen in letzter Form Rechtens. Zum andern, ein Brief an genannten Herzog vom zwanzigsten letzten Monats und über das französische Gebiet ihm in die Niederlande zugesendet."

„So hat mich Geronimo verrathen," murmelte der Marquis zwischen den Zähnen, „stäke ihm doch mein Dolch mitten im Herzen!"

„In diesem Brief," fuhr der französische General fort, „betheuert Ihr dem Herzoge, Euer Uebertritt zu Frankreich sey lediglich erzwungen gewesen, Ihr wäret wie immer sein getreuer Vasall, und wüßte er Mittel, Frankreich an der Nordgränze ernstlich zu beschäftigen, so würdet Ihr ihn durch Einführung der Spanier in Savoyen in den Stand setzen, einen unendlich vortheilhaften Frieden für sich abzuschließen. Drittens —"

„Ihr kennt Euch die Mühe ersparen, mein Herr," fiel ihm Masseran mit der Miene beleidigter Ehrlichkeit ins Wort. „Aus dem Gesagten ist mir klar, daß ich das Opfer eines ausgedehnten Bubenstücks bin, das aus Rache, wo nicht gar durch Reizmittel der Bestechung gegen mich geschmiedet worden. Diese Briefe können nur von Einem Menschen mir nachgemacht worden seyn. Ich hatte lange einen Mann um mich Namens Geronimo — Geronimo Porta — der ungewöhnliche Fertigkeit besaß im Nachahmen aller möglichen Handschriften. Da er sich oft an meiner

Seite befand, wenn ich schrieb, so muß er auch meiner Hand vollkommen Meister geworden seyn. Um die Mitte vergangenen Monats kam zu meiner Kenntniß, daß er sich einer unmenschlichen Mordthat schuldig gemacht, und ich befahl seine Verhaftung, um ihm den Prozeß machen zu lassen. Aber er wußte zu entkommen, und augenscheinlich ist die gegenwärtige Anklage das Resultat seiner Bosheit. Darf ich fragen, ob er Herrn von Brissac in die Hände gefallen? In diesem Fall kann ich beweisen, daß er sich eines absichtlichen überlegten Mords schuldig gemacht an einem der Diener meiner Gemahlin. Er that es aus Eifersucht, indem er Ursache hatte, seinen Gegner für den begünstigten Liebhaber einer gewissen Frauensperson, Namens Margarethe, der Kammerzofe des Fräuleins von Brienne, zu halten."

Herr de Thermes hörte ihn mit scheinbarer Aufmerksamkeit bis zu Ende und sagte dann: „Ihr irrt Euch, mein Herr. Die Correspondenz kam nicht durch den bewußten Mann in Herrn von Brissacs Hände, sie wurde ihm vielmehr durch ein ganz anderes Individuum überliefert. Inzwischen dürfte es der beste Beweis Eurer guten Absichten seyn, wenn Ihr ohne weiteres die erwähnte Generalordre ausstellt. Ich muß mich nun beurlauben, um die nöthigen Anordnungen im Schlosse zu treffen, welche die Veränderung der Umstände mit sich führen mag, und ich verlasse mich darauf, bei meiner Rückkunft die Ordre vollendet und unterzeichnet zu finden."

Er sprach in einem Tone, die jede Widerrede ausschloß, und begab sich dann in den Hof hinab, und von da zu sämmt-

lichen Werken und Bastionen. Die Entwaffnung der Söldner Masserans war schon beendigt und das Schloß im vollen Besitz der französischen Truppen. Nachdem er sich vollkommene Gewißheit darüber verschafft, kehrte er in den Saal zurück, wo er die verlangte Urkunde, genau in den vorgeschriebenen Ausdrücken abgefaßt, vorfand.

Nach pünktlichster, sorgfältigster Prüfung und Besichtigung wendete er sich mit jenem Anstrich von Artigkeit, der oft schmerzlicher trifft als eine Verachtung, zu Herrn von Masseran und sagte: „ich bedaure mein Herr, daß ich genöthigt war, die alte Geschichte vom Igel und Kaninchen zu bewahrheiten, indem ich, als Gast hiehergekommen, Euch aus Eurer Wohnung treiben mußte. Allein ich habe nun einmal den strengsten Befehl, Euch unverzüglich über die französische Grenze zu senden, wo der König gewiß eine passende Wohnung für Euch finden wird. Binnen einer halben Stunde escortirt Euch ein Theil meiner Mannschaft nach Latour und mittlerweile wird mein Freund, Herr von Biraque, Euch im Schlosse die Zeit zu vertreiben bemüht seyn, ich für meine Person muß nun zu Pferde, da ich morgen mit dem frühesten das Schloß Robeck aufzufordern gedenke. Für heute wäre es zu spät, denn ich käme nicht mehr zeitig genug daselbst an."

Nach diesen Worten verabschiedete er sich mit einem tiefen Bücklinge; der Marquis mußte noch eine halbe Stunde als Gefangener in seinem Schlosse zubringen, und wurde dann unter strenger Bedeckung nach Frankreich geführt. Niemand durfte ihn begleiten als seine Gemahlin und ein

Diener, doch verließ ihn die Erstere bald nachher, angeblich um seiner Sache bei dem französischen Hofe das Wort zu reden, in der That aber um sich unter dem Schutze des Königs einer kalten Tyrannei zu entziehen, die sie aus Eitelkeit lange Zeit geduldig ertragen, die aber zuletzt einen Grad erreicht hatte, wo sie wirklich unerträglich geworden war.*

Einundvierzigstes Kapitel.

In der folgenden Nacht und zwar um zwei Uhr gegen Morgen saß der Marschall von Brissac allein in seinem Kabinet. Er war aber nicht so entfernt vom Schauplatze der Ereignisse, als sich Masserans Gebieter einbildete, denn in Montmeillan hatte er Halt gemacht, um das Resultat seiner Verabredung mit Herrn von Thermes abzuwarten. Zwar stand seine Hauptstreitmacht auf der andern Seite der Alpen, doch hatte er auch in seinem gegenwärtigen festen Aufenthaltsorte ein ziemlich starkes Corps bei sich, und da er nie einen Augenblick verlor, so leitete er von hier aus ebensoviele wichtige Operationen, als stünde er im Herzen von Piemont.

Beinahe sein ganzer Haushalt und seine vornehmsten Offiziere hatten sich zur Ruhe gelegt, und er war mit der

* Um mich ohne ausdrückliches Zugeständniß keiner Entlehnung schuldig zu machen, bekenne ich, daß dieses Kapitel nicht viel mehr ist, als eine freie Uebersetzung der einschlägigen Stelle in Brissacs Leben, die von dem Ueberfall des Schlosses Masseran handelt.

letzten Tags-Depesche so ziemlich zu Ende gekommen, als ein Diener aus dem Vorzimmer eintrat mit der Meldung, daß ihn Jemand sogleich zu sprechen wünsche.

„Wer ist's?“ fragte der Marschall.

„Der Mann, der immer Zutritt zu Euch hat, gnädigster Herr,“ war die Antwort. „Führt ihn augenblicklich ein,“ erwiederte Brissac, und in der nächsten Minute stand Corse de Leon vor ihm.

„Nun, lieber Freund,“ sagte Brissac, „was bringt Ihr Neues? Ich denke, was Wichtiges.“

„Vielleicht minder wichtig für Euch,“ erwiederte Corse, „als für manche Leute; denn habt Ihr gleich weniger Acht auf die kleinliche Politik einer elenden Welt, als die meisten Andern, so müßt Ihr doch immer die Politik zu Eurer ersten Rücksicht machen. Inzwischen ist es auch für Euch von Wichtigkeit, noch mehr für mich und Andere.“

„Und Ihr habt wirklich das vollste Recht auf Berücksichtigung,“ erwiederte Brissac, „ich hab' Euch schon oft gesagt, daß ich in dankbarer Erwiederung Eurer vielen Dienste alles für Euch thun will, was sich mit meinen persönlichen Mitteln durchsetzen läßt, Alles, was meine thätigste Verwendung, mein Einfluß auf den König von Frankreich vermögen.“

„Eure Großmuth ist mir bekannt,“ versetzte Corse de Leon mit einem Lächeln, das nichts von der Bitterkeit hatte, die sich gewöhnlich mehr oder weniger in jeden Ausdruck seines Gesichts mischte. „Ich erinnere mich wohl noch der Zeit, da Marschall Brissac zu Beseitigung aller Schwierig-

keiten, die sich den Unternehmungen seines Königs entgegensetzten, mit Aufopferung seiner Befehlshaberstelle und der Hälfte seines Einkommens unter einem minder erfahrenen Anführer zu dienen sich erbot, ja ich sah ihn, um einen gemeinen Soldaten zu lohnen, den letzten Dukaten aus seiner Börse ziehen, als die Feldkasse erschöpft war. Aber um dergleichen handelt es sich jetzt nicht. Meine Botschaft verdient Eure Aufmerksamkeit, und aus Gründen, die mir am besten bekannt, bitt' ich Euch dringend um Eure Gegenwart an der Stelle, wo ein Ereigniß von scheinbar minderer Bedeutung vor sich zu gehen im Begriff ist. De Thermes war bis jetzt in Allem glücklich und der Gebieter von Masseran befindet sich als Gefangener in Frankreich."

„Was wir hauptsächlich Euch zu danken haben," sagte Brissac.

Der Räuber fuhr fort, ohne der Unterbrechung zu achten: „de Thermes kam letzte Nacht auf eine Meile dem Schlosse Robeck nahe, aber nur mit der Hälfte seiner Mannschaft, da er die andere zu Sicherung des Gewonnenen zurücklassen mußte. Er hat nicht mehr als hundert bis hundert zehn dienstfähige Mann, in Robeck aber liegen wenigstens zweihundert, und diese wissen, was sich mit ihrem Gebieter zugetragen."

„Nun, die ergeben sich," sagte Brissac. „Die Herzen solchen Volks sind gewöhnlich dünnblütig; sie werden die Thorheit des Widerstandes einsehen."

„Das gewiß nicht," erwiederte Corse de Leon, „sie werden nicht Thorheit darin sehen, mit spanischen Truppen

im Rücken, die bereit sind, aus dem Mailändischen hervorzubrechen. Schon fliegen Boten nach allen Richtungen, Hülfe herbeizurufen, und überdieß wird das Kastell von keinem der Leute des kleinen Verräthers vertheidigt."

„Von wem denn?" fragte der Marschall.

„Von einem Rebellen und Niederträchtigen," erwiederte Corse, „einem der beherzten Schurken unseres eigenen Landes."

„Ha!" rief Brissac, „wer mag das seyn?"

„Kein anderer," war die Antwort, „als der feine, schöne, höfische, kalte Graf Meyrand."

„Himmel und Erde!" rief Brissac auffahrend, und eine Weile nachher fügte er bei: „Selbst wenn er dort ist, zur Ausführung eines seiner Bubenstücke mit Masseran, wagt er doch keinen Widerstand gegen die französischen Waffen."

„Wir wollen sehen!" antwortete Corse de Leon, „wir wollen sehen. Er, der sich nicht bedacht, seinen Freund zu betrügen, nimmt auch keinen Anstand, seinen König, sein Vaterland zu verrathen. Er steckt zu tief, gnädiger Herr, um irgend Hoffnung zur Rückkehr zu haben. Schon weiß ich, daß er de Thermes Trotz geboten, auf den Parlamentär feuern ließ, und — zwar nicht in eigenem Namen, wohl aber im Namen des Befehlshabers der Savoyarden — Masserans Ordre zur Uebergabe für null und nichtig erklärte, da der Ertheiler in Haft und unter Zwang sey."

„Da muß Fürsorge geschafft werden," sagte Brissac, im Kabinet auf- und abgehend, „und zwar augenblicklich!" und unverkennbar machte diese rebellische Handlung von

Seite eines französischen Edlen tiefern Eindruck auf ihn, als die vielen widrigen Begegnisse und Unfälle zusammengenommen, die ihm im Laufe seines italienischen Oberbefehls widerfahren. „Freilich ist hier guter Rath theuer," setzte er hinzu. „Dreihundert Mann sind bei Tagesanbruch nach Pignerol beordert und können nicht wohl zurückbehalten werden. Wie viele könnt Ihr stellen, Chevalier?"

„Genug, um das Schloß im Sturm zu nehmen," erwiederte Corse de Leon mit Zuversicht, „und ich führe sie selbst. — Aber Ihr müßt dabei seyn, Marschall."

„Das will ich natürlich," antwortete Brissac. „Nicht als Befehlshaber — denn ich mag de Thermes nicht das Commando nehmen — wohl aber als Augenzeuge, und ich will soviel Mannschaft mitbringen, als ich nur auftreiben kann, Euer Wagstück zn unterstützen."

„Wir brauchen wenig Succurs, denk' ich," versetzte Corse, „es schlägt mir selten etwas fehl. Doch falls ich fiele, wäre eine Reserve am Platze; aber ich weiß nicht, wie es geschieht, die Kugeln scheinen mich zu vergessen und kalt Eisen wird weich auf meinem Fleische. Zuletzt halt' ich mich wohl selbst noch für einen Hexenmeister, wie die armen Leute thun. Inzwischen ist keine Zeit zu verlieren, wenn Ihr Mannschaft mitnehmen wollt. Bedenkt, es ist ein starker Marsch, und Verzögerung des Angriffs könnte Unheil zur Folge haben."

Brissac lächelte: „Zögern ist meine Sache nicht, lieber Freund. Meine Befehle sind alsbald gegeben und eine

Stunde Schlaf genügt mir. Bleibt hier und kehrt mit uns zurück. Ich weiß, Eure Leute sind immer bereit."

„Das sind sie," erwiederte Corse, „aber ihr Führer muß gleichfalls bereit seyn, und ich will die arglistige Bestie nicht unbewacht lassen, nein, nicht eine Stunde, ist es mir anders möglich!"

„Greif' ich ihn auf der That," sagte Brissac, „so soll er kein umständlicheres Standrecht haben, als auf der Trommel, und einen so hohen Galgen, als ihn das Schloß Robeck liefern kann."

„Wie! wollt Ihr einen Edelmann hängen?" fragte Corse de Leon mit grimmigem Lächeln. „Da bekommt Ihr eine ganze Armee auf den Hals, wenn Ihr dem Adel das Patent entzieht, ungestraft Unrecht zu thun. Lebt wohl, gnädiger Herr, ich wecke Euren Koch und Kellermeister wegen einiger Erfrischungen, und wenn Ihr auf dem Kampfplatz erscheint, findet Ihr mich bereit."

Eine einzige Stunde der Ruhe war für Brissac genug, dann trat er mit einer Abtheilung von 150 Mann, zwei kleinen Artilleriestücken und zwei oder drei der erfahrensten Ingenieure den Marsch nach dem Kastell Robeck an. Das Tageslicht ließ noch mehrere Stunden auf sich warten, und es war ein langer, kalter, verdrießlicher Marsch. Dennoch setzten der Marschall und sein kleines Häuflein unverdrossen ihren Pfad durch einige der schwierigsten Alpenpässe fort, und eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang verkündete ihnen der nahe Kanonendonner, daß sie sich hart am Bereich des Kampfplatzes befanden.

Noch eine halbe Stunde und sie erreichten einen hohen Punkt der Straße, der ihnen eine Aussicht ins Thal gewährte, wo die kleine Mannschaft des de Thermes aufgestellt erschien. Dieser Befehlshaber hatte sich ein kleines Dorf oder besser einen Weiler in der Nähe einer halben Meile vom Schlosse mit großem Vortheil zu nutze gemacht. Noch in der Nacht hatte er es mit einigen leichten Werken umgeben und mit zwei Stücken Geschütz besetzt, welche letztere er dergestalt aufgepflanzt, daß sie das Dorf gegen jeden Ausfall der Besatzung schützten, obwohl die Lage des Orts nicht erlaubte, von hier ein wirksames Feuer auf das Kastell zu eröffnen. Auch kam der Kanonendonner, welcher schon hinter dem Berge zu Brissacs Ohren gedrungen, nicht von diesen beiden Feldstücken, sondern von dem Geschütze der Festung, das seit Tagesanbruch gegen das Dorf spielte, woraus sich der feste Entschluß der Besatzung, der französischen Macht aufs äußerste zu widerstehen, zur Genüge ergab.

Der Marschall machte Halt und betrachtete die vor ihm ausgebreitete Scene mit gerunzelter Stirne. „Ists möglich," sagte er zu sich, „daß ein Mann, in ehrenhaften Gefühlen groß gezogen, wie Meyrand, sich so entehren kann? Was kann er hoffen, was wollen?"

Indem er, diesem Gedanken nachhängend, fortwährend den Kampfplatz im Auge behielt, unterschied sein scharfer, geübter Blick das Blinken von Waffen auf dem die gegenüberliegende Höhe hinansteigenden Wege. Bei der beträchtlichen Breite des Thals und da sich zwischen dem Kastell und der jenseitigen Bergreihe eine kleine Ebene, in der Mitte

von einem Bache durchschnitten, befand, mochte die Entfernung von Brissacs Standorte bis zu dem angegebenen Punkte wohl über eine Stunde betragen.

„Wer mögen die dort seyn?" sagte er, sich zu einem seiner Offiziere wendend, „die dort lauern hinter dem kleinen Fichtenwäldchen, hart an dem großen Gebäude, das wohl eine Abtei ist? Dahin kann doch nicht unser guter Freund, der Chevalier, seine Leute geführt haben, er hat zu viel Erfahrung, um nicht zu wissen, daß wir alle von dieser Seite gegen das Schloß agiren müssen."

„Ob es der Chevalier nicht weiß," antwortete der Offizier, „muß Herr von Thermes am besten wissen, aber es ist noch einer bei Herrn von Thermes, gnädiger Herr, der es vielleicht besser weiß, als Beide — ich meine —"

„Husch, husch," sagte Brissac lachend, „ist's der unbekannte Freund, der binnen Monatsfrist mehr Kastelle erstürmte, als irgend ein anderer Mann in Europa, so geben wir ihm keinen Namen, das wißt Ihr. Hier kommt Jemand von de Thermes, laßt uns langsam hinabziehen und unsere Anordnungen treffen. Meint Ihr nicht auch, Herr von Janon, daß an der östlichen Seite der Mauer eine schwache Stelle sich präsentirt. Hat de Thermes Leitern bei sich, so ließe sich hier ein wirksamer Versuch machen."

Der Ingenieur äußerte sich beifällig, meinte aber: „Zu einem solchen Wagniß hätten wir eine Legion Teufel nöthig, gnädiger Herr."

„Meine Räuber für immer!" erwiederte Brissac lachend. „Ihr wundert Euch alle, daß ich mit solchen Leuten

verkehre, nun sollt Ihr sehen, was sich mit ihnen ausrichten läßt. * Aber geht jenen Pfad dort die Runde herum, und recognoscirt etwas näher, Ihr trefft mich unten."

Damit ritt er zu der kleinen Schaar hinab, die gerade mit de Thermes an der Spitze, aus dem Dorfe heraus kam.

„Ich komme nicht, mich in Euer Kommando zu mischen, de Thermes," sagte der Marschall, seinem Unterbefehlshaber die Hand reichend, „sondern bloß Augenzeuge zu seyn, wie Ihr ein zweites Kastell nehmt. Ich hab' Euch Verstärkung mitgebracht. — Meine Herren," fuhr er, sich zu den Offizieren wendend fort, „habt die Güte, und erinnert Euch, daß der Marschall von Brissac nicht anwesend ist, Herr von Thermes führt das Commando."

„Was wir thun, muß schleunig geschehen, gnädiger Herr," flüsterte de Thermes leise dem Marschall zu. „Ich weiß aus sicherer Hand, daß die Spanier bereits auf dem Marsche hieher sind."

„Wir schicken sie augenblicklich heim, de Thermes, verlaßt Euch darauf," sagte Brissac in heiterem Tone. „Dieß Land ist zu rauh und kalt für einen Spanier. Aber wo sind meine Freunde, die Räuber? Sicher hat Corse seine Leute nicht dort am Gehölz unter dem Hügel postirt?"

„Er hat eine Absicht dabei," sagte de Thermes, „denn dort stehen sie allerdings und er an ihrer Spitze. Masserans Leute boten uns hier Trotz und schickten diesen Mor-

* Ich gebe Brissacs eigene Worte, wie sie sein Biograph berichtet, um die Verwendung einer starken Räuberbande durch einen französischen Marschall zu erklären.

gen in verschiedenen Richtungen bedeutende Streifparthieen ab, die Alles in der Runde ausfouragirten, das Vieh wegtrieben, und Alles mitnahmen, was sich nehmen ließ. Wir wurden im Dorf im Schach gehalten, aber Euer Freund, der Chevalier, wie Ihr ihn nennt, bot aller Vorsicht Trotz und sprengte mit seiner Truppe davon, obwohl diese nicht sechzig Mann stark ist, während jede der feindlichen Parthien wenigstens 100 Mann zählt."

„Ich denke, Ihr laßt ihn nicht ohne Unterstützung, de Thermes?" sagte Brissac.

„Nun Ihr mir Verstärkung zugeführt, gnädiger Herr, gewiß nicht," erwiederte Jener, „aber vorher war es unmöglich, denn die Leute hielten uns im Schach. Augenscheinlich sind Männer von Erfahrung unter ihnen."

„Ich hörte von Graf Meyrand," versetzte Brissac. „Glaubt Ihr das?"

„Auch ich habe vergangene Nacht so etwas gehört, aber ich wollte es nicht weiter sagen, um dem Namen eines Mannes von Ehre nicht zu nahe zu treten."

Wenige Worte abschweifenden Inhalts folgten und auf Brissacs Rath ließ de Thermes zwei kleine Feldstücke, welche der Marschall mitgebracht, auf einem erhöheten Punkte ganz in der Nähe ihres gegenwärtigen Standorts aufpflanzen. Allein bei der Lage des Kastells war die Wirkung des sofort eröffneten Feuers nur schwach, höchstens geeignet, die Aufmerksamkeit der Besatzung von dem Dorfe abzulenken. Den Belagerten schien bis jetzt die Ankunft Brissacs mit der Verstärkung entgangen zu seyn, denn wenige Minuten nach Er-

öffnung der neuen Batterie sah man eine kleine Reiterschaar den Schloßberg hinabjagen in der Richtung nach dem von Brissac bemerkten Kloster. Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß letzteres hinter einem dichten Fichtenwäldchen lag, das sich in die Ebene dem Kastell zu erstreckte.

Voll Begier, sich unter Brissacs Augen auszuzeichnen, gab de Thermes augenblicklichen Befehl zu Verfolgung der feindlichen Partei und zu gleicher Zeit schickte er Corse de Leon eine kleine Verstärkung. Aber ehe seine Befehle vollzogen werden konnten, und indem der Marschall und sein Gefolge mit de Thermes den Hügel hinabeilten, zog eine dichte Rauchmasse, aus dem erwähnten Kloster aufsteigend, ihre Aufmerksamkeit an. Einen Augenblick später meinten sie eine Feuerflamme aus den Fenstern der Kirche aufsteigen zu sehen, freilich anfangs in dem hellen Tageslicht äußerst dünn und blaß.

„Bei Gott, sie haben das Gebäude angezündet!" rief Brissac. „Kann mir Jemand sagen, Ihr Herren, was es für ein Platz ist?"

Einer der hintern Offiziere drängte sich vor und erwiederte: „Letzte Nacht, gnädiger Herr, hörte ich von einem Bauern im Dorfe, es wäre eine reguläre Cistercienser Abtei nebst Kloster. Aber ich kann unmöglich glauben, daß Herr von Meyrand ein solches Gotteshaus absichtlich in Brand stecken würde."

„Absichtlich oder nicht," sagte Brissac, „es brennt. Aber was bringt Euch auf den Gedanken, daß Graf Meyrand da sey?"

„Ich sah ihn mit eigenen Augen," war die Antwort. „Sie zogen diesen Morgen in einer Entfernung von dreihundert Schritten an mir vorüber, als ich auf Recognoscirung war. Einige jagten mir nach bis an die Dorfbarrière, zuvor aber hatte ich Herrn von Meyrand an der Spitze der Truppen erkannt. Er trug ein einfaches Büffelwamms, ohne Rüstung, führte aber augenscheinlich das Commando."

Es würde gut seyn, wenn Ihr die Verstärkung für Corse de Leon verdoppeltet," flüsterte Brissac seinem Unterbefehlshaber zu. „Er ist nicht stark genug, um ganz sicher zu gehen, und verlaßt Euch darauf, er lauert auf den Feind bei dessen Rückkehr aus der Abtei. Hätten wir mehr Mannschaft für unsere Stellung hier, ich selbst würde einen Angriff versuchen, den Gesellen vom Schlosse abzuschneiden."

Indem er noch sprach, sah man ein Gewimmel wie von Menschen um die Abtei, die große Glocke derselben klang herüber und ein Paar Minuten später kam ein Reiterhaufen unter den hohen Mauern hervor und schlug den Rückweg gegen das Schloß ein.

De Thermes wiederholte eiligst seine Befehle, die Pferde wurden vorgeführt, die Reiter saßen unverzüglich auf und eine Anzahl Herren aus Brissacs Gefolge baten und bekamen Erlaubniß, den Angriff als Freiwillige mitmachen zu dürfen. Aber das kleine Häuflein war noch nicht aus dem Dorf hervorgebrochen, als sich unverkennbar ergab, daß der Hinterhalt den feindlichen Trupp zu Gesicht bekommen hatte. Längs der dunkeln Fichten flackerte ein Lauffeuer auf; einen Augenblick später und Corse de Leon und seine Bande standen auf

ebenem Grunde; nun noch zwei Minuten, und sie warfen sich eiligen Laufs auf den Feind, und bald waren Freund und Feind von Brissacs Standpunkte aus nur Ein dem Auge unentwirrbarer Knäul.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Sehr oft möchte es uns zum Guten gereichen, wenn das wirkliche Leben, in seiner Erscheinung einer flüchtigen Erzählung vergleichbar, auch darin der letztern gliche, daß man der Zeit nach in ihm zurückgehen, und alle die zerstreuten Begegnisse auf beliebige Weise in das rechte Verhältniß zu dem Facit des Ganzen bringen könnte. Wie mancher Unterlassung würde vorgebeugt! wie mancher eitle Gedanke verschwände! Wie manche That, klein an sich, sorglos gethan, aber schrecklich in ihren Folgen, würde auf immer ausgemerzt und gelöscht! Aber Niemand kann auch nur Ein Wort ungesagt machen, außer jenes große Wesen, das da die Geschichte des Menschen mit der Feder des Fatums schreibt, ja seine ewige Gerechtigkeit erheischt die Löschung vergebener Schuld durch die Hand der Gnade, wenn zuvor die Thränen der Reue und das Blut der Versöhnung die Stelle im großen Buche erweicht haben.

Wir wenden uns im Laufe der Erzählung einen Schritt rückwärts, aber nicht weiter als einen kurzen, sehr kurzen Schritt. In der Abendfrühe desselben Tags, der Herrn von Thermes vor dem Kastell Robeck erscheinen sah, fand sich

eine Dame auf einem Maulthier, ihr zur Seite ein Geistlicher und ein als Bäurin gekleidetes Mädchen, denen ein kräftiger, alter Diener zu Fuße folgte, vor dem altersgrauen mit dichtem Epheu bewachsenen Thore der Abtei Saint Vial ein. Man führte die Gesellschaft ins Sprechzimmer, wo ein alter Mann im Mönchskleide sie freundlich willkommen hieß.

„Ich komme Eure Zusage in Anspruch zu nehmen, guter Vater," sagte der Geistliche, „und bitte Euch um Schirm und Schutz für dieses Fräulein. Ich sagte Euch, es würde nur im äußersten Nothfall geschehen. Dieser ist eingetreten, ihr Zufluchtsort entdeckt, und ich habe allen Grund zu glauben, daß ihre Verfolger sie eben jetzt in ihrer bisherigen Wohnung suchen, während uns, Gott sey Dank! der entgegengesetzte Pfad hieher in Sicherheit gebracht hat."

„Und hier sollt Ihr Friede haben, meine Kinder," erwiederte der gute Alte auf italienisch, denn französisch sprach er nicht gerne, obwohl er es verstand. „So rasch und wild dieser Herr von Masseran ist, so keck und rücksichtslos ich ihn in seiner Schlechtigkeit kenne, hat er es doch nie gewagt und wird wohl nicht wagen die Abtei im Besitze ihrer Rechte und Privilegien zu stören. Aber ich verlasse mich drauf, guter Bruder," fuhr er, zu Vater Willand sich wendend, fort, „daß diese unsere Tochter nicht vor dem Könige von Frankreich flieht."

„Gegenwärtig gewiß nicht," antwortete Vater Willand. „Der Löwe, mein guter Herr, sucht größere Thiere, selten jagt er das schwache Lamm. Es ist der Wolf, den wir fürchten — ein gewisser Graf Meyrand, der — nicht nur ohne

des Königs Einwilligung, vielmehr wie ich gewiß weiß, gegen dessen ausdrücklichen Befehl — das arme Kind verfolgt."

„Ich bitt' Euch Vater," sagte Isabella auf italienisch, das sie fast mit der Leichtigkeit ihrer Muttersprache redete, „ich bitt' Euch, nehmet mich unter Euren heiligen, sichern Schutz. Lange werde ich Euch nicht belästigen, denn der gute Vater Willand sagt mir, daß die königlichen Truppen schon Meister vom Schlosse Masseran sind, und so wird ohne Zweifel diese Verfolgung in Bälde ihr Ende erreichen."

„Wie schön gesagt!" rief der Alte, mit Entzücken die musikalischen Töne seiner eigenen Sprache von so schönen Lippen vernehmend, „gewiß, Ihr sollt Schutz und Bequemlichkeit in Fülle hier haben. — Zwar in die Abtei kann ich Euch nicht aufnehmen," fügte er bei, „nicht einmal in die Besuchzimmer, denn in diesen Dingen sah ich mich vor vielen Jahren zu einer strengen Reform gemüssigt. Aber meine Schwester im Kloster hier neben — es ist meine Schwester nicht allein im Geiste, sondern auch im Fleische, ein Kind desselben Vaters — gibt Euch eine Zuflucht, zwar immer unter meinem Schutze, aber in einem gesonderten Gebäude."

Isabella dankte mit Wärme und wohl möchte sie der gute Abt noch länger zurückbehalten haben, um seine Muttersprache von ihrer musikalischen Stimme zu vernehmen, allein in schuldiger Berücksichtigung seines Charakters und Gewands brach er auf, und übergab sie der Sorge von Personen ihres eigenen Geschlechts.

Der Gedanke in Sicherheit zu seyn, gereichte Isabellen zu großer Erleichterung, und manche Nachrichten, die sie

auf ihrer Reise hieher vernommen, waren geeignet, die Gefühle der Hoffnung, die Träume des Glücks, im langen, traurigen Verlauf schwerer, banger Stunden dem Erlöschen nahe gekommen, aufs Neue in ihrem Innern zu beleben. Sie ward mit Güte und Zuvorkommenheit behandelt. Nach dem Abendgebet und einem leichten Mahle zog sie sich auf eines der Besuchzimmer zurück, wo sie von der geistigen Anstrengung und der Reise ermüdet in einen festern, anhaltendern Schlaf fiel, als ihr seit vielen Wochen zu Theil geworden war. Sie wachte erst beim vollen Tageslicht auf, als die Klosterglocke längst zum Frühgebet gerufen hatte. Um nicht zu spät zu kommen, beschleunigte sie ihren Anzug, ohne zu bemerken, daß das Mädchen, das ihr bei Zurechtmachung der glänzend dunkeln Locken half, etwas verstört und bleich sah, und das Geschäft mit unstäter Hand verrichtete. Inmitten der Arbeit schreckte ein dumpfes, schweres Getöse, aus der Ferne dringend, Isabellen auf, und sie fragte: „Was hat das zu bedeuten?"

„Es ist das Geschütz vom Schlosse," sagte das Mädchen. „Sie haben schon zwei, dreimal diesen Morgen gefeuert."

„So sind die königlichen Truppen vor dem Platze," meinte Isabella weniger erschrocken oder bestürzt, als das Mädchen erwartet hatte.

„Ja wohl!" war die Antwort. „Eine der Laienschwestern hat sagen hören, Graf Meyrand werde es aufs Aeußerste vertheidigen."

Beim Klang dieses Namens erblaßte Isabella, denn jeder Gedanke, der sich daran knüpfte, war ihr peinlich und be-

trübend. Inzwischen vollendete sie ihren Anzug ohne eine weitere Aeußerung und wollte gerade die kleine, hübsche Zelle verlassen, als eine Nonne mit allen Zeichen des Schreckens eintrat. „Um Gotteswillen, Schwester." begann sie, „geht doch nicht über den Hofraum. Vor dem Abteithore stehen Bewaffnete, die Eure Auslieferung verlangen, ja ich sah Kopf und Schultern von Einem, der gerade über die Mauer blickte. Weiter konnte er nicht kommen, denn der Abt führt eine ernste Sprache und besteht auf ihrer Entfernung. Aber es kommt Jemand — es kommt Jemand. — Schließt die Thüre ab, ich bitt' Euch," und damit sprang sie zu, ihren Rath mit eigener Hand zu vollziehen.

Isabella hielt sie sanft zurück mit den Worten: „Es ist Vater Willands Tritt, mir wohl bekannt. Hat er mir doch oft Labung und Trost gebracht in den letzten sechs Monaten."

Sie hatte noch nicht geendet, als Vater Willand ohne Ceremonie eintrat, mit einem Ausdruck von Angst und Schrecken auf dem Gesichte, der seinen Mangel an Rücksicht hinlänglich entschuldigte. „Schnell, Kind," sagte er zu dem Dienstmädchen, „schnell zusammengerafft was Du im Augenblicke kannst! Kommt Fräulein, kommt, werft Euren Schleier um und eilig mir nach! Graf Meyrand hält am großen Thore, er droht mit Gewalt einzubringen, die Abtei in Brand zu stecken im Falle des Widerstands. Wir mögen noch in den Wald hinten entrinnen!"

„Das wagt er nicht!" sagte Isabella den Schleier umwerfend. „Zu solcher Unthat ist er nicht schlecht genug."

„Der ist schlecht genug zu Allem," erwiederte der Priester, „nun er ein aufgegebener Mann. Der Zügel irdischer Furcht ist ihm abgenommen mit der Flucht irdischer Hoffnung, und da zeigt sich, wie weit menschliche Schlechtigkeit geht. Zwar bietet ihm der gute, alte Abt kühnlich Trotz; aber lange kann das nicht dauern und für uns gibt es nur Einen Ausweg — eilige Flucht durch die Hinterthüre in den Wald hinaus. Von da mögen wir den königlichen Truppen in den Rücken kommen und sicher seyn."

Er war noch nicht zu Ende, als er sich schon zur Flucht wandte, Isabellen sich nachziehend. Das Dienstmädchen folgte, wenig mehr von dem Gepäcke mitnehmend, als was sie in Eile aufraffen konnte. Der gute Priester eilte quer über den Hof den Kreuzgängen auf der andern Seite zu und, eine Thüre öffnend, dieselbe, die ihn aus der Abtei hergebracht, zog er Isabellen in einen viereckigen Raum, gewöhnlich der Prior-Hof genannt. Die eine Seite desselben bildete die Abtei-Kirche, aber ehe Vater Willand diese erreichen konnte, stand Graf Meyrand vor ihm.

Gerne wäre der Priester zurückgewichen, aber Meyrand, von einem Halbdutzend französischer und italienischer Soldaten gefolgt, sprang vorwärts und faßte Isabellen am Handgelenk mit eisernem Griffe. Ungeschreckt durch die Gefahr schlug ihm Vater Willand kühn auf die Brust mit dem Rufe: „Zurück, Verräther, laß uns ziehen! Wie wagst Du die geweihte Stelle zu verletzen? wie Dich blicken zu lassen in den Räumen dieses Heiligthums? Den Fluch Gottes über Dich, falscher, blutdürstiger Mann! Hört es, ihr Sol-

daten Frankreichs und Savoyens, dieser Mann ist ein Verräther an seinem Könige und von mir excommunicirt und anathematisirt wegen Entweihung des heiligen Bodens und Einbruchs in das Heiligthum der Kirche. Wer ihm beisteht, theilt seinen Verrath, seine Excommunication und ich gelobe —"

„Du wirst bald nichts mehr geloben, Pfaffe," erwiederte Meyrand mit bitterem Hohnlachen, Isabellen fortwährend am Handgelenke haltend. „Nehmt ihn, Leute, und henkt mir ihn an eine der Zinnen auf. — Doch halt! Ich habe noch mehr mit ihm abzurechnen. Bindet ihn an Händen und Füßen und werft ihn quer über ein Pferd. Wir können hier nicht länger verziehen."

„Was wollt Ihr mit mir, mein Herr?" fragte Isabella. „Ich bitte, laßt meinen Arm los — solche Gewalt steht Euch nicht zu."

„Was ich mit Euch will, Dame?" erwiederte Graf Meyrand. „Was ich mit Euch will? Ihr sollt es hören. Die Ehre wollt' ich Euch schenken, Euer Schicksal mit dem meinen zu vereinen auf immer — meine Stunde ist gekommen, — wie lange ich ihrer genießen darf, weiß ich nicht, aber so lange sie dauert, will ich sie nützen. Ihr seyd mein nun auf immer, und welches Schicksal meiner harrt, verlaßt Euch darauf, Ihr theilt es — Nein, keinen Widerstand, Mädchen, dieser Druck auf Deiner Hand ist das Symbol des Anrechts, das ich auf Dich und Dein Fatum habe, und sey gewiß, er soll nie aufhören. — Aber was für ein Rauch?" fuhr er gegen einen seiner Leute fort, der aus der Kirche

kam, aus deren Thüre ein dichter Rauchqualm hervordrang, während sich innen ein Knistern und Prasseln hören ließ.

„Es ist nur die Kirche, gnädiger Herr," antwortete der Mann mit lautem Lachen. „Ihr hießt uns ja Feuer anlegen und so haben wir Stühle und Bänke aufeinandergethürmt und die Flamme schlägt schon an den getäfelten Plafond. Der alte Sakristan wollt' uns Einhalt thun, da nahmen wir ihn, Mark und ich, in die Mitte und banden ihn oben auf dem Holzhaufen fest."

„Thoren Ihr!" rief Meyrand wüthend. „Es war eine Aeußerung in der Wuth des Augenblicks, nur eine Drohung, nie an die Ausführung gedacht. Kennt Ihr die Kostbarkeit jeder Minute nicht, wißt Ihr nicht, daß wir augenblicklich zurück müssen ins Kastell, um vor Brissacs und seiner Tausende Ankunft mit den Belagerern fertig zu werden? Nein, keinen Widerstand, leichtes Mädchen," fuhr er heftig gegen Isabellen fort — „oder beim Himmel, ich thue Dir, wie diese dem Sakristan! Meinst Du es mit mir aufzunehmen? Fort, fort, nehmt den Pfaffen mit, wir knüpfen ihn über'm Schloßthor auf als ersten Willkomm für Brissac."

Nun faßte er Isabellen in die Arme und mittelst einer andern Thüre befand er sich, die Kirche vermeidend, in kürzester Zeitfrist vor dem großen Abteithore.

Da stand vor dem Portal, inmitten einer Anzahl Mönche, der greise Abt, nicht im Geringsten eingeschüchtert durch die trotzigen Soldatengesichter. Baarhäuptig stand er da, Anathema's auf italienisch und französisch über die sechzig bis siebzig Söldner ergießend, die Graf Meyrand draußen

gelassen. Beim Anblick der Gefangenenen verdoppelten sich seine Flüche, aber Meyrand achtete ihrer nicht, vielmehr horchte er der Meldung eines seiner Diener, der sich augenblicklich beim Herauskommen aus dem Gebäude an ihn drängte.

„Wir haben Eile, gnädiger Herr," sagte der Mann. „Auf den Höhen zeigen sich frische Truppen, schon haben sie ein Feuer eröffnet auf das Kastell von der Stelle aus, wo wir gestern ein kleines, rothes Kreuz gewahrten."

„Zu Pferde dann, zu Pferde!" rief Meyrand, „gegen eine bedeutende Macht läßt sich das Schloß keine Stunde halten. Wir müssen die dortige Mannschaft und den Schatz retten und uns dann auf die Plätze im Rücken zurückziehen — da, Mark," fuhr er gegen einen von denen fort, die aus der Kirche kamen. „Du bist ein entschlossener Teufel — ich selbst mag mit dem Kommando oder dem Gefecht zu thun bekommen. Da, nimm die Dame hinter Dir aufs Pferd und vergiß nicht, daß Dir nichts weiter obliegt, als auf die beste Weise ins Kastell zu gelangen. Binde sie an Deinen Gürtel fest, daß sie nicht entrinnen kann, und wär' irgend Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie in Feindeshände fiele, hörst Du?" — und er flüsterte dem Mann etwas ins Ohr, worüber dieser, mit fragendem Blick ihm ins Gesicht sehend, sagte: „Wie! ein Weib?"

„Nimmst Du Anstand?" fragte Meyrand mit gerunzelter Stirne.

„Nein, nein," sagte der Mann, „ich thue immer, was man mich heißt, wenn ich es verstehe," und nun ward Isabella, in Thränen schwimmend und blaß wie der Tod, hinter den Mann aufs Pferd gesetzt, und mit mehreren ledernen

Riemen an ihn festgebunden. Eine Minute später setzten sie sich scharfen Trotts nach dem Schlosse Robeck in Bewegung. Mit jedem Schritt war das arme Kind einer Ohnmacht nahe, und doch war sie nicht so glücklich, das Bewußtseyn ihrer schrecklichen Lage zu verlieren.

Sie mochten sich dreihundert Schritte oder etwas mehr vom Kloster entfernt haben, und die Vorhut, vom Grafen selbst geführt, hatte gerade den tiefen Fichtenwald, der die Abtei nördlich flankirte, zurückgelegt, als ein scharfes Kleingewehrfeuer begann und vier oder fünf der Vordersten vom Pferde sanken. Der Lärm brachte Isabellen zu sich, sie blickte empor und sah einen Trupp Bewaffneter in vollem Galopp gegen ihre Räuber ansprengen. Einige waren mit Speeren, andere mit Schwertern bewaffnet; mehr zu sehen hatte sie nicht Zeit, als daß die Angreifenden, wenn auch seltsam und ungleich gerüstet, doch einen Kampf der wildesten Art zu bestehen sich vollkommen eigneten. Denn Roß und Mann strotzte von Waffen der manchfachsten Art, deren kunstfertige Handhabung heutzutage für Jeden ihre besondere Schwierigkeiten haben dürfte.

Die Ankömmlinge standen im Augenblick der Schaar des Grafen gegenüber, indem sie im Heranziehen ein wildes, gellendes Geschrei ausstießen. Während Meyrand die Seinen für den bevorstehenden Kampf zu ordnen sich bemühte, lief der Ruf: „Corse de Leon! Corse de Leon!“ durch die feindlichen Reihen, und schien die Herzen der gräflichen Söldner mit banger Furcht zu erfüllen.

Noch eine Minute und die beiden Parteien stießen hart

auf einander und Alles war Streit und Verwirrung. Schwerter blinkten nach allen Richtungen, Pistolenschüsse wurden gewechselt, wobei sich die Mündungen fast berührten, dann löste sich das Ganze in kleine Gruppen auf, Beide, Räuber und ihre Gegner, fochten auf Leben und Tod, und der ganze Raum zwischen Wald und Schloß ward nachgerade zum Schlachtfelde. Wer kann die Gefühle der armen Isabella in diesem Augenblick beschreiben! Sie bemühte sich ein, zweimal ihre Bande zu brechen, aber alle Anstrengung war umsonst und sie konnte nichts thun, als abwechselnd ihre Augen mit den Händen bedecken und dann wieder einen Blick werfen auf die Scene ringsum und ihre Arme ausstrecken gegen einen von der Gegenparthie, der ihr zufällig nahe stand, während Hoffnung und Furcht den schrecklichen Kampf in ihrem Herzen fortsetzten.

Mittlerweile war Mark, in strenger Erfüllung des erhaltenen Befehls, einzig bemüht, sich einen Weg nach dem Schlosse Robeck zu bahnen. Stets wußte er einige Kameraden zwischen sich und den Feinden zu behalten, und wenn er je mit einem der Letztern sein Schwert messen mußte, begnügte er sich mit einem einzigen wohl geführten Streiche und jagte weiter. Aber unter Corse de Leons Schaar befand sich ein Reitersmann, der entschlossen schien, sich zu ihm durchzuschlagen. In voller Rüstung, mit niedergelassenem Visier, die Sporen der Ritterschaft an den Füßen, das gewichtige Schlachtschwert mit der Leichtigkeit einer Binse schwingend, drang der Reiter dreimal in die nächste Nähe Mark's und dreimal warf eine

zufällige Wendung des Gefechts eine andere Soldatengruppe zwischen Beide.

Aber Alles sank vor dem Reiter, und zweimal, als Isabella die erschreckten Augen nach dieser Seite richtete, sah sie durch Staub und Rauch wie er einen von Graf Meyrands Leuten mit Einem Streiche vom Pferde hieb. Mark schien ihm ganz besonders auszuweichen, als wäre er von der Ueberlegenheit dieses Gegners überzeugt, aber gerade als er sich dem Handgemenge zu entziehen gewußt, und nun in vollem Galopp dem Schlosse zu jagte, sah Isabella auch den Ritter aus dem verworrenen Knäuel hervorbrechen, und wüthend nachsetzen. Ein Page folgte ihm mit einem Speere, aber die Entfernung zwischen Verfolger und Verfolgtem, ob zwar in Wirklichkeit nicht groß, war in solch heißem Rennen immer beträchtlich. Isabellen sank das Herz vor Furcht, als sie das Pferd des Ritters ihnen nicht sonderlich nahe kommen sah. Allein im nächsten Augenblick löste sich ein anderer Reiter von dem Handgemenge ab, wo Alles in eine Rauch- und Staubwolke begraben war. Der neue Verfolger trug schwarze Rüstung von Kopf zu Fuß, aber sein Pferd war stark und frisch, es trug ihn leicht dahin, und voraussichtlich mußte es ihren Entführer einholen, ehe dieser das Kastell zu erreichen im Stande war. Mark maß die Entfernung mit den Augen, er sah die Unmöglichkeit zu entkommen, und nachdem er sich zweimal nach Isabellen umgesehen, nahm er den Zügel zwischen die Zähne und ohne das Schwert fahren zu lassen, zog er mit der Linken den Dolch aus dem Gürtel.

Isabella verstand nur zu gut seine Absicht. „Schont

meiner! o schont meiner!" rief das arme Kind, aber der Mann murmelte etwas von Pflicht zwischen den Zähnen und drehte sich im Sattel, um den Streich sicherer zu führen. Isabella starrte um sich mit wildem Hülfeschrei, und im selben Augenblick sah sie den schwarzen Reiter hinter ihr die Pistole erheben, obwohl immer mit derselben stürmischen Eile nachsetzend. Sie schloß die Augen und bückte sich so tief ihre Bande es zuließen — ein scharfer Knall folgte — und augenblicklich fühlte sie den Mann, an den sie gebunden, im Sattel schwanken, und von Schrecken und Graus überwältigt, verlor sie alles Bewußtseyn.

Als sie die Augen wieder aufschlug, war sie frei von ihren Banden. Neben ihr lag der Leichnam eines Mannes und zwei ihr wohlbekannte Gesichter sahen aus den offenen Helmen auf sie herab. Das eine gehörte Corse de Leon, das andere Bernharden von Rohan an.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

„Eine glänzende Waffenthat!" rief Brissac, als er den Angriff Corse de Leons und seiner Schaar mit ansah. „Meine Herren, schont die Sporen nicht und schneidet die Verräther wo möglich vom Schlosse ab. De Thermes, wär's nicht besser, die Kanonen im Dorfe nach den Leuten zu richten, die sich der Brücke nähern?"

Seine Weisung wurde befolgt, denn sein Urtheil, seine Erfahrung waren de Thermes zu bekannt, um dem geringsten

Zweifel Raum zu lassen. Das kleine, französische Reiterkorps jagte den Truppen des Grafen Meyrand nach, das Geschütz wurde auf die Flüchtigen gerichtet, und doch entkam die eine Hälfte. Meyrand selbst entwickelte alle seine kriegerischen Eigenschaften, er sammelte seine Truppen, trieb die Verfolger zurück, führte die Nachhut in Person, und es gelang ihm, mit dem Rest das Kastell zu gewinnen.

Mittlerweile ritten Brissac und de Thermes aus dem Dorfe dem Schlachtfelde zu. Auf einer kleinen Höhe machten sie Halt, vo wo sie die Jagd mit ansehen konnten, und solchen Einfluß hat Gewöhnung an Krieg und Blutvergießen auf den menschlichen Geist, daß zwei edle, menschlich fühlende Männer ihre Freude hatten an den manchfachen Wendungen und sonstigen Kriegslisten der Flüchtlinge und ihrer ungestümen Verfolger, obgleich es sich bei diesem Spiele um das Leben vieler Kämpfenden handelte.

„Wen bringen sie dort?“ rief Brissac, indem sein Auge auf eine Gruppe fiel, die Jemanden hertrug. „Ich fürchte, de Thermes, es ist unser armer Freund, der nach so mancher glorreichen That den Tod in diesem Scharmützel gefunden. Corse de Leon kann es nicht seyn, denn sicher ist er dort zu Pferde steigt, der Chevalier.“

„Eine Frauensperson,“ sagte de Thermes; „seht Ihr denn nicht das weiße Gewand, gnädiger Herr?“

„Ha der schöne Flüchtling, es gilt tausend Kronen!“ rief Brissac. „Ich hoffe, es ist ihr kein Unfall begegnet — laßt uns voreilen und sehen. Wollte Gott, wir hätten nur etwas Mannschaft mehr, denn mit dieser Handvoll Leute

können wir dem Feinde den Rückzug das Thal hinauf nicht versperren."

Sie rückten den Ankommenden langsam entgegen und fanden bald ihre Vermuthung bestätigt. Obgleich Isabella, Dank Corse de Leons nie fehlender Hand, die ihren Räuber in demselben Augenblicke durch den Kopf geschossen, da ihr Schicksal besiegelt schien, durch den Fall vom Pferde nur unbedeutend verletzt war, hatte man ihr doch mittelst eines über zwei Lanzen gebreiteten Mantels eine Art Sänfte zurecht gemacht, auf der sie nun dem Dorfe zu getragen wurde. Bernhard von Rohan ging zu Fuß nebenher und sein Page folgte mit dem Pferde. Corse de Leon, der seinen Leuten Befehle gegeben und sie von der Verfolgung zurückgerufen hatte, kam in einiger Entfernung nach. Seine gewöhnliche, ernstruhige Miene hatte ihn nicht verlassen, er bestand all diese Scenen des Kampfs und Blutvergießens mit einer unerschütterlichen Gleichmüthigkeit, als bildeten sie sein eigenstes Lebenselement.

Bei dem kleinen Zuge angekommen, sprang Brissac vom Pferde; er trat zu dem Fräulein und sagte: „Ich hoffe, Ihr seyd unversehrt, obwohl ich nicht begreifen kann, wie Ihr mitten in das Gemetzel kamt."

„Gott sey Dank, ich bin unversehrt," erwiederte sie, „Schrecken und üble Behandlung abgerechnet. Aber ich hoffe, man wird eiligst nach dem guten Vater Willand sehen, den der Wütherich über dem Schloßthore aufzuhängen drohte."

„Sie haben ihn ins Kastell geschleppt," sagte Corse de Leon, der inzwischen herbeigekommen war. „Aber wenn sie ihm auch nur ein Haar auf seinem Haupte krümmen, sollen

sie es bereuen, wie sie selten etwas bereut. — Gnädiger Herr, es ist Zeit, den Sturm zu beginnen. Hinter dem kleinen Hornwerk dort ist ein Theil der Mauer eingefallen. Sie haben nicht Mannschaft genug, den Fleck zu besetzen, und sind wir einmal dort, ist das Schloß unser. Habt Ihr Leitern zur Hand, General?"

„Wenige, sehr wenige," sagte de Thermes, „und keine von den besten."

„Sie thun's — sie thun's!" erwiederte Corse. „Steh' ich nur einmal auf der Zinne, so sollen sie mich nicht so leicht delogiren. Her mit den Leitern! Seht, sie eröffnen ihr Feuer auf uns hier. — Bringt das Fräulein weg!"

Bernhard hatte Isabellen einige Worte zugeflüstert, nun beugte er sich über sie, und küßte ihre schöne Stirne mit tröstendem Zuspruche und dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens. Sie wußte, wohin er ging und die schreckliche Scene, die sie so eben bestanden, drückte ihrem Geiste um so lebendiger die Möglichkeit auf, daß die nächste Stunde, die nächste Minute, ihr den Geliebten auf immer entreißen könne. Und doch hätte sie ihn nicht um die Welt zurückhalten, auch nicht ein Wort des Zweifels, des Bangens vorbringen mögen, geeignet das Feuer des Muths in seinem Auge zu dämpfen.

„Gottes Schutz und Segen über Dir, Bernhard!" sagte sie, „wie er immer dem Guten und Braven zu Theil wird." Dann bedeckte sie sich die Augen, um die herabfallenden Tropfen zu verbergen, und ließ sich von den Soldaten ins Dorf tragen.

Ihr Geliebter sah ihr einen Augenblick nach, dann kehrte er sich, seine Gedanken einzig der bevorstehenden Waffenthat zuwendend, gegen Brissac um. Der Marschall ergriff seine Hand und sagte, nach dem Visier weisend, mit Lachen: „Das sollte unten seyn, lieber Freund. Doch es ist ja ein Augenblick, wo keiner den andern kennt. Herr von Thermes ist Oberbefehlshaber, ich bin hier nicht Marschall Brissac, und Ihr seyd natürlich keinem von uns bekannt als unter dem Namen des tapfern Unbekannten, der innerhalb vierunddreißig Tagen die Fahne Frankreichs auf den Mauern von fünf Festungen aufgepflanzt.“

„Noch eine halbe Stunde,“ sagte Corse de Leon mit ernstem, bedeutungsvollem Lächeln, „noch eine halbe Stunde, und er hat Gesicht und Namen vor Niemand mehr zu verbergen nöthig. — Kommt, Baron, kommt! In diesen Mauern ruht Euer Schicksal und Glück. Ich sagt' Euch, Corse de Leon würde Euch mit all Eurem Ruhm auf den Pfad der Ehre leiten, er, der Räuber würde ungeschehen machen, was Könige über Euch gebracht. Hier sind die Leitern — kommt, laßt sehen, wer von uns zuerst im Schloß ist. Herr von Brissac, bleibt hier, und macht den Kampfrichter zwischen uns, aber seyd zum Einzug bereit, denn lebt einer von uns, er oder ich, am Ende der nächsten halben Stunde, so stehen die Thore offen und die Zugbrücke ist niedergelassen.“

„Wir wollen sehen,“ sagte Bernhard lachend, „wir wollen sehen. Gebt mir ein Banner!“

„Nun Freunde,“ rief Corse seinen Genossen zu, die inzwischen, vom Pferde gestiegen, sich in eng geschlossenen

Reihen aufgestellt hatten. „Nun Freunde, Jeder von uns mag was zu bereuen haben; die Zeit ist da, durch große und gute Thaten unsere Schuld zu tilgen und sie auf die Köpfe der Rebellen dort in jenen Mauern zu wälzen. Mir nach! und schwankt einer, so stoße ihm sein Nebenmann den Dolch in die Kehle, daß die Welt in dem Glauben verbleibt, es gebe keinen Feigling unter uns."

Nun eine Leiter in der einen, das gezogene Schwert in der andern Hand stürzte er vor an der Spitze seiner Mannschaft, gerade auf das erwähnte Hornwerk los. Es war unbesetzt, und die Stürmenden gelangten ohne Widerstand bis zur Bastion, wo durch Zufall ein Theil der Mauer eingestürzt war. Hier aber war die ganze Besatzung zu Abschlagung des Sturms versammelt und eröffnete ein furchtbares Feuer auf die Angreifenden. Mehrere fielen als sie kaum das Hornwerk passirt hatten, und Brissac und de Thermes, über den Ausgang besorgt, ritten vor und kommandirten eine kleine Abtheilung Arquebusiere, den Angriff zu decken.

Bald befanden sich die beiden Generale an einer Stelle, wo sie Alles deutlicher sehen konnten. Obgleich die Mauer auf der Angriffsseite mit einer Rauch-Wolke und Flammen verhüllt war, konnten die beiden Herren doch erkennen, wie Mann an Mann auf den festangelegten Leitern emporstieg, und sich durch die entgegenstarrenden Piken und Schwerter einen Weg bahnte. Von Seite der Belagerten war jedes Mittel aufgeboten, den Angriff abzuschlagen, es regnete Steinmassen auf die Köpfe der Stürmenden, lange Piken und Hacken drohten überall, sie von der Leiter loszumachen und in

den Graben zu stürzen, überhaupt sah man der Vertheidigung an, daß sie von Männern kam, die mit dem Muthe der Verzweiflung fochten. Aber dennoch brachen sich die Räuber Bahn, und obwohl man mehr als einmal bald Freund bald Feind häuptlings durch Flamme und Rauch herabstürzen sah, ließ sich doch an dem Vorschreiten der blinkenden Schwerter und erhobenen Piken erkennen. daß der Kampfplatz sich höher hinauf zog, bis zuletzt Viele der Stürmenden die Spitze der Mauer gewonnen hatten. Langsam verzog sich die Rauch- und Flammenwolke und man sah, wie die Vertheidiger in hartnäckigem Kampfe längs der Zinnen zurückgedrängt wurden. Aber plötzlich erfolgte eine laute Explosion, als spränge ein Magazin, eine Mine in die Luft, indem zugleich ein dichter, schwarzer Dunst die ganze Scene in undurchdringliches Dunkel hüllte.

In bangem Schweigen sahen sich Brissac und de Thermes an, aber gleich darauf trieb ein leichter Luftzug die Wolke hinweg, auf einer vorspringenden Ecke der nächsten Mauer stand Bernhard von Rohan, das Banner Frankreichs schwingend zum Zeichen des errungenen Siegs.

„Nun lieben Freunde," rief Brissac den Offizieren in seinem Gefolge zu, „nun seht Ihr, was diese Räuber vermögen, wenn sie mit Leib und Seele bei einer Sache sind, und Keiner sage mehr, ich hätte Unrecht, sie zu verwenden. Aber kommt, das Schloßthor ist offen, und irr' ich mich nicht, so steht Corse de Leon selbst an der Zugbrücke. Auf und hinein! Einer von Euch reite ins Dorf hinab, dem schönen Fräulein zu melden, daß Alles im Reinen und der Platz genommen ist."

Nur zögernd unterzog sich einer der Botschaft, denn Alle wünschten Brissac zu folgen, der nun mit de Thermes und der kleinen Abtheilung Arquebusiere, welche die Stürmenden unterstützt hatte, vorrückte.

Corse de Leon hatte sich schon wieder von der Brücke entfernt, und nur einer der Räuber stand am Thore. Sogleich besetzten die Arquebusiere verschiedene Punkte und Brissac und sein Gefolge ritten in den Hof, wo sie abstiegen. Dann begaben sie sich in den großen Schloßsaal, drei Verwundete lagen darin, sonst aber war Niemand zu sehen als Rohans Page, welcher seinen Herrn unversehrt durch die Tagesarbeit begleitet hatte.

„Wo ist Dein Herr, guter Bursche?" fragte der Marschall. „Du bist ein tapferer, junger Krieger, wie ich je einen sah, und sollst nicht vergessen werden."

„Gnädiger Herr," erwiederte der Junge vor Freude erröthend, „mein Herr sucht Jemanden auf mit dem Chevalier Lenoir."

„Ist Graf Meyrand todt oder gefangen?" fragte Brissac.

„Er ist durch die Hinterthüre entronnen, heißt es, gnädiger Herr," war die Antwort, „und mit fünf bis sechs Mann das Thal hinauf; alle andern sind todt oder gefangen."

„Habt Ihr einen guten Priester gesehen, den sie herschleppten?" fragte Jener. „Ich hoffe, sie haben unserem armen Freunde kein Leid gethan, der uns so oft im Lager und bei Hof in heitere Stimmung versetzte, und dabei eine so ehrliche Haut war."

„Ach nein, gnädiger Herr!" erwiederte der Knabe.

„Es ist kaum eine Minute, daß ich Vater Willanden sah, ja ich half mit meinem eigenen Dolche seine Bande zerschneiden. Er hört droben eines Sterbenden Beichte, der, wie verlautet, Befehlshaber hier war vor des Grafen Ankunft.“

„Gehen wir hinauf,“ sagte Brissac, „es ist da noch etwas ins Klare zu bringen. Corse de Leon ist nicht der Mann, sich unüberlegt zu äußern, und er versprach Dinge, die ich erfüllt sehen möchte.“

„Sie durchwanderten nun alle Zimmer zu ebener Erde, trafen zwar da und dort einige der Sieger, aber nirgend die, welche sie suchten. Endlich drangen ihnen in der Nähe eines niedern Kreuzgangs, der mittelst einer Treppe zu den untern Gewölben und Kerkern zu führen schien, Stimmen entgegen, und ein paar Minuten später sahen sie Corse de Leon mit Bernharden von Rohan und zwei oder drei Fackelträgern in lebhaftem Gespräch die Stufen heraufkommen.“

Die ersten Worte, die Brissac verstand, kamen von Rohan. „Es wäre nun Zeit, lieber Freund,“ äußerte er sich, „daß Ihr mir saget, wen und was wir denn eigentlich suchen.“

„Wir suchen die einzige Person,“ erwiederte Corse, „die Euch auf einmal reinigen kann von dem angeschuldigten Verbrechen. Kehren wir zu dem Sterbenden oben zurück, ich finde Mittel, ihm das Geständniß abzudringen, denn er muß es wissen. — Ah, gnädiger Herr,“ fuhr er, den Marschall gewahrend, fort, „willkommen im Schlosse Robeck! Tretet ein hier in die sogenannte steinerne Halle, und schenkt gefälligst meinen Worten Gehör.“

„Dieser Edelmann hier," fuhr er, in dem großen, gepflasterten Raum angekommen fort, „ist durch den schlechten Mann, dem vor Kurzem noch diese Schlösser gehörten, einer blutigen That bezüchtigt worden, die er niemals begangen. Aber da die Gesetze der Menschen nur gemacht sind zur Qual des Unschuldigen und zum Schutze des Schuldigen, so ward der Angeklagte schnell zum Verurtheilten, und man hielt es für große Gnade, daß man ihn mit der Tortur verschonte, um ihm mit Gewalt eine That auszupressen, von der er nichts wußte. Bald wäre er auch noch hingerichtet worden, hätte er nicht zu entwischen gewußt, auf eine Weise, gnädiger Marschall, die ich hier nicht zu erwähnen brauche. Einige Monate später traf ein bescheidener Mann, aber von tüchtigem Herzen und einer guten Klinge, den italienischen Bravo, auf dessen Aussage — er war der Hauptzeuge — französische Richter einen französischen Edeln von unbeflecktem Namen verurtheilt, ein französischer König den geringsten Gnadenact verweigert hatte. Der bescheidene Freund bedurfte keines Zeugnisses, als seiner eigenen Erfahrung, daß jener Bravo ein Mörder und Schurke war. In Gemäßheit seines eigenen Codex der freilich kürzer, praktischer, gerechter ist, als die Gesetzbücher der großen Städte, schritt er alsbald zu Bestrafung des Missethäters, den er zugleich zwingen wollte, den wahren Thäter des Acts, dessen er einen Andern angeklagt, anzugeben. Um der Umschreibung ein Ende zu machen, und da ich weiß, daß ich Euch vertrauen kann, sag' ich mit dürren Worten: der Bravo war kein Anderer, als Geronimo, der gedungene Mordknecht und dienstwillige Schurke

des Gebieters von Masseran, und der ihn eines Tags in den Wäldern und Sümpfen Chalamonts traf, war Corse de Leon. Sie fochten miteinander, der Räuber wollte aber seinen Feind nicht tödten, um ihm die Wahrheit über den Tod Heinrichs von Brienne auszupressen. Freilich ging es für den Bravo ohne eine tüchtige Wunde nicht ab, an der er später starb, aber vor seinem Ende gestand er zwei Dinge, daß Bernhard von Rohan keinen Theil an der That gehabt und — Ha! Vater Willand! Der Mann droben ist doch nicht todt, ist er?“

„Es muß ein Verwundeter in der Nähe seyn,“ sagte Brissac, ehe der Priester antworten konnte, „ganz gewiß hört' ich so eben einen erstickten Schrei wie von einem Flehenden. Man stehe den Verwundeten bei, wer sie auch seyen.“

„O wie einfältig sind die Füchse dieser Erde,“ rief Vater Willand, der eben eintrat, „aber kein Wunder, wenn die Wölfe Milch lecken und die Löwen nach Art der Käzlein miauen. Aus dem Wege, Bernhard von Rohan, Ihr Hochzeitmacher ohne des Königs Erlaubniß! Wohl seyd Ihr tüchtig gestriegelt worden für Eure fünfminutenlange Rebellion. Weg da Marschall von Brissac! — denn sind Eure Augen scharf genug, die Unschuld des Freundes zu erkennen, habt Ihr doch nicht genug Witz gehabt, sie zu beweisen. Weg da auch Corse de Leon! — wohl habt Ihr einen Faden gesponnen, so lang als irgend eine Alte im Lande, aber Ihr wußtet ihn nicht zu Ende zu führen. Vater Willand dagegen, der arme, verachtete Vater Willand, dem noch alle Glieder wehe thun von seinem letzten Ritte, den er, übergewor-

fen gleich einem Sack Weizen, auf den Hüften einer harttrabenden Mähre vollbrachte, ist erkohren zu Vollendung des großen Werkes! Schafft mir zwei tüchtige Stricke, und seht nach einer Flasche guten Weins, wenn anders eine im Schlosse aufzutreiben, und auch einem Bissen Brod für einen hungrigen Magen."

„Was soll all das?" sagte Brissac etwas scharf. „Meint' ich doch so eben wieder das Gewinsel zu hören."

„Und so ists auch, mein edler Marschall," erwiederte der Priester. „Ihr würdet mich aber sehr verbinden, wolltet Ihr bei Seite treten von der Tafel, um die Ihr Euch postirt. Nun, Bernhard von Rohan, zwingt Euren Dolch in die Spalte da zwischen die beiden Steine, den schwarzen und den andern, und hebt mir erstern heraus!"

Die Herren zogen sich auf des Priesters Geheiß zurück, und gerade unter dem Tisch zeigte sich ein viereckigter Stein von etwa 3 Fuß im Umfang, etwas dunkler als die andern und bei genauer Untersuchung augenscheinlich mit ihnen nicht verbunden. Bernhard that nach des Priesters Verlangen, aber der Stein wollte anfangs seiner ganzen Kraft nicht weichen. Bernhard trat auf die andere Seite und brachte auch hier seinen Dolch an, und nun ging der Stein mühsam in die Höhe und die Mündung einer Grube, oder besser gesagt, eines Lochs wurde sichtbar, worin nicht die geringste Spur von Tageslicht zu erblicken. Entsetzen ergriff die Anwesenden, aber ihr Gefühl steigerte sich noch, als eine Stimme aus der Tiefe drang: „O Gott! kommt Ihr, mich zu erlösen? Habt Erbarmen, habt Erbarmen!"

„Himmel und Erde!“ rief Bernhard, „die Stimme sollt' ich kennen.“

„Stricke her! Stricke her!“ rief der Marschall, aber ohne zu warten, warf sich Bernhard auf den Boden über dem Loche und streckte soweit er konnte, den Arm hinab mit dem Rufe: „Könnt Ihr meine Hand fassen?“ Corse de Leon that dasselbe auf der andern Seite und die vereinte Körperkraft der beiden starken Männer schaffte ein bleiches, dünnes, schmutzbedecktes Wesen ans Tageslicht, mit einem Gewande bedeckt, das einst reich gewesen, nun aber zu eckelhaften Lumpen zerfallen war.

Kaum befand sich der Auferstandene auf festem Boden, als Bernhard ihn mit der einen Hand zurückhaltend, mit wildstieren Augen anblickte. Dann mit dem Ausrufe: „er ists, er ists!“ schlang er seinen Arm um ihn und Heinrich von Brienne sank an seine Brust.

Seltsam, wie die Geschichte klingt, halte sie der Leser ja nicht für erdichtet, denn dem ist nicht so, vielmehr finden sich alle wesentlichen Umstände in der Lebensbeschreibung des Marschalls von Brissac verzeichnet. *

„Flößt ihm etwas Wein ein,“ sagte Vater Willand, der durch seinen Beruf mit den Wirkungen großer Gemüthser-

* Unter den wesentlichen Umständen verstehe ich den vermutheten Mord, die Verurtheilung des Freundes, das Geständniß des Dieners auf der Folter und die endliche Entdeckung des vermeintlichen Todten. Und zwar befand sich dieser in einem der Kastelle des Herrn von Masseran, in einem schmutzigen Loche unter dem gepflasterten Boden. Auch andere Einzelheiten, die hier erzählt wurden, sind der wahren Geschichte entnommen.

schütterungen vertraut, sich einen Begriff machen konnte von dem gegenwärtigen Seelenzustand des armen Jünglings und den wahrscheinlichen Folgen.

Aber ehe man ihm Beistand irgend einer Art leisten konnte, fiel Heinrich ohnmächtig zu Boden, und es vergieng einige Zeit, ehe er wieder zu sich kam. Bernhard, der Page und der Priester warteten ihm ab, während de Thermes die militärische Runde durch das Schloß machte. Brissac wendete sich zu Corse de Leon und sagte: „Ein neues Mirakel, gleichfalls Euer Werk, lieber Freund! Ihr wart gerade bei dem zweiten Bekenntniß jenes so gerecht bestraften Menschen angekommen: betraf es die Thatsache, die sich uns hier enthüllte?“

„Das nicht,“ erwiederte Corse de Leon. „Er anerkannte, daß Bernhard keinen Theil an der That habe und fügte bei, ich würde hier einen finden, der alles aufklären werde. Er sprach verwirrt und hastig, denn sein Bekenntniß kam unmittelbar vor seinem Tode. Die andere Mittheilung, deren ich vorhin erwähnt, ist, daß der Leichnam, den man im Walde gefunden, nicht der des Grafen von Brienne war, sondern seines Dieners, welcher in Vertheidigung seines Herrn das Leben verloren. Ich hatte eine vage Hoffnung, es möchte so seyn, wie es sich erwiesen. denn Geronimo läugnete hartnäckig bis zu seinem letzten Athemzuge, daß er den Grafen getödtet. Aber seht, gnädiger Herr, er kommt zu sich, er wird Euch mehr sagen.“

Heinrich von Brienne hatte jedoch nur wenig beizufügen. Wein und Speise gaben ihm etwas Kraft, und nun

erzählte er, indem sich alle um ihn drängten, den Vorfall zwischen ihm und Bernhard von Rohan ganz dem Berichte seines Freundes gemäß.

„Ich war toll," sagte er, sich zu dem jungen Kavalier wendend, „rein toll, glaube ich. Aber die Ursache meines ganzen Benehmens war, daß ich mich feierlich verpflichtet hatte, Dich und Isabellen von einander zu trennen. Nun wußte ich nicht, wie das anzufangen — ich war verwirrt und verlegen, und wie mir oft früher begegnet, ich handelte ungestüm, rasch, unrecht, um mich von einer schwierigen Lage zu befreien, mit der ich nicht zurechtzukommen wußte. Was ich vor Allem zu vermeiden suchte, war, daß wir Beide zu gleicher Zeit meine Schwester auffinden sollten. Und doch, da sie allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt seyn konnte, mocht' ich das Suchen nicht aufgeben, noch von Dir es verlangen. Mißmuthig über mich und Alles um mich her, beschloß ich Dich von mir zu treiben, und Deine Beharrlichkeit, mich zu begleiten, diente nur, mich noch mehr aufzubringen, meine Stimmung bis zum Wahnsinn zu treiben. Mein Benehmen weißt Du, ach! nur zu gut; nach Deiner Entfernung setzte ich über den Strom und näherte mich Bourg, als mir einfiel, daß ich meinen Diener zurückgelassen und Botschaft erwartete von dem Schurken Masseran. Deßhalb kehrte ich gegen Nantua zurück, nachdem ich in einer Hütte auf jener Seite des Flusses übernachtet hatte. Nach einem achtstündigen Ritte traf ich die Leute, die ich suchte, und die mir nachgeeilt, bei einem Dorfe. Sie waren zu vieren, mein Diener und drei von Masserans Leuten, an ihrer Spitze Gero-

nimo, der mir mit affectirter Theilnahme erzählte, daß er sehr um mich besorgt gewesen, weil er zu Ceyserat gehört, daß Du allein durchpassirt wärest. Er habe im Walde nachgesucht, Blutspuren gefunden und habe sich dann alsbald aufgemacht, mich zu suchen. Da er mir neue Instructionen, scheinbar vom Könige selbst, brachte, worin mir aufs Strengste anbefohlen war, jede Communication zwischen Isabellen und Dir zu verhindern, so theilte ich ihm die Ursache unserer Trennung und den vorangegangenen Unfrieden mit. Ob er ausdrückliche Weisung hatte, sich meiner zu bemächtigen, oder ob der teuflische Gedanke jetzt erst in ihm aufstieg, weiß ich nicht, aber er drang in mich, in seiner und der Andern Begleitung Dir nachzusetzen, ehe Du Isabellen fändest, die nach unserer Vermuthung die directe Straße nach Macon verlassen haben mußte. Durch Wald und Furth, die ich früher passirt, meinte er, würde ich einen beträchtlichen Vorsprung gewinnen und während wir im Gespräche über die letzten Pariser Vorfälle denselben sandigen Pfad hinritten, auf dem Du mir früher gefolgt, warf er sich plötzlich auf mich, und ehe ich mich vertheidigen, ja nur einen Versuch dazu machen konnte, sah ich mich vom Pferde gerissen, an Händen und Füßen gebunden, und mit dermaßen verstopftem Munde, daß ich keinen Laut von mir geben konnte. Inzwischen hatte der arme Bursch, der mir folgte, das Schwert gezogen und beinahe einen der Verräther überwältigt, aber die andern stürzten sich auf ihn, so wie sie mit mir fertig waren, und ich hatte den abscheulichen Anblick, ihn vor meinen Augen ermorden zu sehen. Dann zogen sie ihm die Kleider

aus, und legten ihm eines der meinen an, das sie im Felleisen fanden, und ich errieth ihre Absicht, der Welt glauben zu machen, daß ich todt wäre, wie sie ohne Zweifel gethan haben. Zwei schleppten den Leichnam weg, während der Dritte bei mir blieb, und kamen erst nach einer Stunde zurück, dann trugen sie mich in den tiefsten Theil des Waldes und erwarteten den Eintritt der Nacht. Als es dunkel geworden, ward ich auf ein Pferd gebunden und fand mich nach langem Tagemarsch in Savoyen. Den nächsten Tag brachten wir in den Bergen zu, einer holte Lebensmittel in einem Städtchen oder Dorfe, und in der folgenden Nacht ward ich hieher geschleppt. Seither war dieses Loch meine beständige Wohnung. Das Licht dringt durch eine kleine Oeffnung im Felsen, und Speise ward mir herabgelassen mittelst eines Hackens an einer dünnen Schnur und zwar jedesmal in der Nacht. Warum sie meines Lebens schonten, weiß ich nicht, auch ist es wohl eine seltsame Erscheinung, daß ich trotz meines schrecklichen Zustands den Tod weder suchte noch wünschte. Immer blieb mir die Hoffnung — ich könnt's eine Ahnung nennen — mein Schicksal würde sich ändern, und selbst aus der Tiefe meines Elends schöpfte diese Hoffnung Licht. Denn ich hielt es für eine Unmöglichkeit, daß mich der liebe Gott immer in diesem Zustand lassen werde, so unrecht ich auch dem Freunde meiner Jugend gehandelt haben mochte."

„Und dieser Freund, mein guter junger Herr," sagte Marschall Brissac, „ist seither Eurer Ermordung angeklagt und verurtheilt worden. Er entkam aus dem Gefängniß,

und diente hier in der Verbannung seinem Vaterland zu derselben Zeit, wo ihm die ungerechte Handlung widerfuhr. Auch Eure Schwester ist flüchtig, aber nun glücklicher Weise im Dorf unten in Sicherheit, und es mag Euch die Freude beschieden seyn, auf immer den Flecken von Eures Freundes Ehre zu entfernen und so viele Segnungen über ihn zu bringen, als er in letzter Zeit Kummer und Elend erdulden mußte."

Vierundvierzigstes Kapitel.

Es war um vier Uhr Nachmittags an demselben Tage, und Bernhard von Rohan saß drunten in einer Hütte des Dorfs neben Isabellen, ihre rechte Hand fest in der seinen, während ihre Linke in der ihres Bruders ruhte. Da trat Marschall Brissac in den kleinen Raum mit einer Stirne, nicht blos ernst und nachdenklich, sondern selbst traurig. Ein Edelmann mit strenger Miene folgte ihm, und diesem zwei bis drei unbewaffnete Diener, die, nach ihrem bestaubten Anzuge zu schließen, heute einen tüchtigen Tagmarsch zurückgelegt haben mußten.

„Lieber Rohan," begann Brissac, „ich glaube, es ist nun einmal in dieser Welt so angeordnet, daß kein glücklicher, erfolgreicher Tag zu Ende gehen soll ohne einen bittern Beischmack, und so, fürcht ich, erwährt es sich auch an Euch, obwohl das Bittere in Vergleich mit dem Süßen dieses Tags

sich als unbedeutend darstellen mag. Ich weiß nicht, kennt Ihr Herrn von Nansé, aber ungern eröffne ich Euch, er kommt von Seite des Königs, der nach erhaltener Kunde von Eurem Zufluchtsort ihn mit dem Befehl absandte, Euch gefangen nach Paris zu bringen."

„Ein glücklicher Umstand," sagte Bernhard zu Nansé, der den Posten eines Offiziers in Heinrichs Leibwache begleidete, „ein glücklicher Umstand, daß Ihr nicht einen Tag früher gekommen, sonst hätt' ich die unzweifelhaften Beweise meiner Unschuld noch nicht entdeckt gehabt."

„Allerdings ein sehr glücklicher Umstand," erwiederte Nansé steif, „denn der König befahl mir, trotz der Dienste, die Ihr hier geleistet haben sollt, Euch in Ketten nach Paris zu bringen."

Bernharden stieg die Röthe ins Gesicht; „fürwahr etwas hart," sagte er, „und obwohl ich seltsamerweise für den Tod eines Menschen verurtheilt worden, der bis diesen Tag leibt und lebt, so würde mich dennoch ein Transport in Ketten und Banden wegen eines Acts, den ich nie begangen, nicht wenig überrascht haben. Hier, mein Herr," fuhr er, durch die kalte, höhnische Miene Nansè's gereizt, fort, „hier ist Graf Heinrich von Brienne, den ich nach dem hochweisen Erkenntnisse verschiedener superkluger Herren im Châtelet getödtet haben mußte."

„Ich habe die Ehre, mich des Herrn von Brienne wohl zu erinnern," erwiederte Nansé, „und der Augenschein, der mir hier zu Theil wird, überhebt mich der Nothwendigkeit, Euch in Fesseln zu legen, nicht aber des Auftrags, Euch nach

Paris zu bringen. Der König hat noch andere Dinge mit Euch abzuthun, mein Herr. Unter andern liegt die Anschuldigung gegen Euch vor, das Schwert innerhalb des Burgfriedens gezogen zu haben. Dasselbe Vergehen ward strenge geahndet an meinem armen Vetter Meyrand, so daß er aus Verzweiflung zur Rebellion getrieben wurde. Voraussichtlich wird es Euch der König gleichfalls nicht nachsehen "

„Ich hatte wirklich," versetzte Rohan, „Eure nahe Verwandtschaft mit Herrn von Meyrand vergessen. Inzwischen dem königlichen Willen muß Folge geleistet werden und das soll geschehen ohne weitere Worte von meiner Seite, denn ich kann mich vollständig rechtfertigen, das weiß ich gewiß. Da der Erfolg meine Unschuld hinsichtlich der Hauptanklage bewiesen, wird man mir auch glauben, wenn ich meine Unschuld betheure hinsichtlich der andern. — Theuerste Isabella," fuhr er fort, „ich fürchte, wir müssen uns trennen."

„Ja Bernhard," sagte sie, indem ein Lächeln durch die Thränen brach, die sich in ihren Augen sammelten, „aber dießmal scheiden wir in Hoffnung, das letztemal wars in Verzweiflung."

„Was Euer endliches Loos auch seyn mag, mein Herr," sagte Nansé etwas milder, „für jetzt wird das Fräulein nicht weit von Euch entfernt, obgleich eine Trennung stattfinden muß. Der König weiß, daß sie sich an die savoyische Grenze geflüchtet, und ich habe gleichfalls Befehl, sie nach Paris zu bringen, und zwar Euch so schnell als möglich, während ich sie der Aufsicht eines meiner Begleiter übergeben soll, der

bei Beschleunigung seiner Reise ihrer Convenienz möglichste Rechnung tragen wird."

Bisher hatte sich Heinrich von Brienne ruhig verhalten und Brissac biß sich vor Aerger in die Lippe. Als aber die Rede auf seine Schwester kam, fuhr der junge Graf auf, sein todtblasses Gesicht färbte sich mit der Röthe der Entrüstung und er rief: „Meine Schwester soll nach Paris kommen, aber nicht unter der Aufsicht eines Eurer Begleiter, so lang ihr Bruder noch einen Arm hat zu ihrem Schutze, und ein Recht, sie zu führen und zu bewachen."

Nansé maß ihn eine Weile mit wegwerfender Miene, dann wendete er sich zu Brissac und sagte: „Ihr kennt des Königs Befehl, Herr von Brissac, es ist nun an Euch, ihm Geltung zu verschaffen."

Heinrich wollte mit seiner gewöhnlichen, wilden, unbeugsamen Heftigkeit losbrechen, aber der Marschall legte sich ins Mittel mit den Worten: „Herr von Nansé, als Euch der König den Befehl gab, ließ er sich nicht das Geringste träumen von dem außerordentlichen Wechsel der Sachlage, die heute vor sich gegangen. Er wußte nicht, daß Herr von Rohan durch eine zufällige Entdeckung gänzlich befreit werden würde von dem gegen ihn erhobenen Bezüchte, und daß, da die andere Anklage von denselben Leuten herrührt, welche die falsche und erlogene Hauptbeschuldigung gegen ihn vorgebracht, jene voraussichtlich eben so falsch und erlogen sich darstellen wird. Ebensowenig wußte der König, daß der Bruder des Fräuleins von Brienne am Leben und

gegenwärtig und bereit ist, sie an Seiner Majestät Hof zu führen; daher —"

„Aber es ist nun einmal nothwendig, mein Herr," fiel Nansé heftig ein, „und ich bestehe darauf, daß —"

„Unterlaßt das Stirnerunzeln, mein Herr," unterbrach ihn der Marschall, „und maßt Euch ja nicht mehr das Wörtlein „bestehen" in meinem Gouvernement an. Herrn von Rohan werde ich Euren Händen überliefern mit dem Beding und der Voraussetzung, daß Ihr ihn mit aller einem Edelmann gebührenden Rücksicht und Artigkeit behandelt, wohl wissend, daß der einzige, wesentliche Grund Eurer Mission beseitigt ist. Was das Fräulein betrifft, so denke ich werden Seiner Majestät Befehle genügend befolgt, wenn mein junger Freund, ihr Bruder hier, sie in passender Eile an das Hoflager zu geleiten verspricht."

„Schon gut, mein Herr," sagte de Nansé, „beliebt Ihr die Verantwortlichkeit auf Euch zu nehmen, so mögen auch die Folgen über Euer Haupt kommen."

„So sey es," versetzte Brissac. „Nie bin ich vor irgend einer Verantwortlichkeit zurückgeschreckt, überdieß nehm' ich es auf mich, die Zeit der Abreise festzusetzen und zwar auf morgen früh. Herr von Rohan befindet sich diesen Abend zu ermüdet durch große Anstrengungen im Dienste des Königs, um die Reise ohne vorher genossene Ruhe anzutreten — Bernhard," fuhr er, zu diesem sich wendend fort, „Ihr müßt Euch jetzt als in meiner Haft befindlich betrachten, indem ich, die Rolle Eures Pathen übernehmend, für Euer Erscheinen bei Hofe einstehe. Ich gehe nun, einen Trom-

peter an die mailändische Grenze abzuordnen zu Verkündigung des geschlossenen Friedens und Behufs augenblicklicher Einstellung der Feindseligkeiten auf allen Punkten. Zugleich werde ich die Auslieferung des Grafen Meyrand als Verräthers und Rebellen verlangen. Wohl dürfte diesem Herrn seine Rechtfertigung schwerer werden, als Denen, die er anklagt. — Herr von Nansé, Ihr erzeigt mir die Ehre und speist mit mir zu Nacht in Herrn von Thermes Quartier. Rohan, ich erwarte Euch dort eine Stunde vor Schlafengehen.“ Mit diesen Worten trat er zurück, Herrn von Nansé den Vortritt lassend, und verließ unsere kleine Gruppe, wie er sie gefunden.

Noch ein paar Stunden giengen ungeachtet dieser peinlichen Unterbrechung in einer Seligkeit vorüber, wie sie Bernhard und Isabella seit mehreren Jahren nicht zu Theil geworden. Keines von Beiden ließ sich einen Augenblick träumen, daß ihnen noch mehr Prüfungen vorbehalten seyn könnten, geschweige daß die Anschuldigung wegen Verletzung des Burgfriedens nicht wie eitler Dunst in ihr Nichts zerfließen würde. Die Ereignisse dieses Tages waren Beiden so schön und glücklich gewesen — Heinrichs fast buchstäbliche Auferstehung aus dem Grabe — Rohans Ehre von dem leisesten Hauche des Verdachts gereinigt — Isabellens Befreiung aus den Händen Masserans und Meyrands — alles war so recht geeignet, die Liebenden mit neuer Hoffnung, mit fast prophetischen Visionen künftiger Glückseligkeit zu beleben. Ihr Inneres glich jenen glanzvollen goldenen Sommertagen, die wir in ihrer Kraft und Majestät nicht untergehen sehen können,

ohne die Voraussicht eines gleich herrlichen Morgens, mögen auch einige unbedeutende Wölkchen am westlichen Horizont sich zeigen.

Endlich näherte sich die Stunde der Ruhe, und Bernhard schickte sich zum Abschiede an. Er drückte Isabellen zärtlich ans Herz, blickte einen Augenblick seufzend und doch lächelnd auf den Ring, den sie noch immer trug, denselben, den er vor bald einem Jahr am Altar an ihren Finger befestigt, aber sein Herz war fest und treu, er führte ihre Hand zu seinen Lippen, drückte einen zärtlichen Kuß darauf, und entfernte sich.

Bei seiner Ankunft in Brissacs Quartier hatte sich der Marschall schon von der Tafel erhoben, während die Andern nach Soldaten Sitte zu Ehren des gewonnenen Siegs mit Schmausen und Jubeln fortfuhren. Brissac befand sich in einem andern Zimmer, aber nicht allein, denn neben ihm saß Vater Willand, welcher ihm gerade erzählte, wie er durch die Worte des sterbenden Offiziers dem Kerker Heinrichs von Brienne auf die Spur gekommen.

Früher hatten sie sich von etwas Anderem unterhalten, und gleich nach Rohans Eintritt kam Brissac darauf zurück.

„Ich möchte noch vor Eurer Abreise mit Euch zu Rathe gehen, Rohan," sagte der Marschall, „denn dieser Friedens-Vertrag bringt mich in mehrfacher Beziehung in Verlegenheit. Was Euer eigenes Schicksal betrifft, so halt' ich, trotz aller Hindernisse, die Euch die üble Gesinnung Nansé's und der andern mächtigen Verwandten Meyrands noch bereiten mag, Euer Glück so gut als gesichert. Allein einem andern

Freunde gegenüber, dem ich große Verbindlichkeiten zu haben ohne irgend eine Anwandlung von Schaam gestehe, befinde ich mich durch diesen Frieden in einer sehr peinlichen Lage. Ihr begreift leicht, daß ich Corse de Leon meine. Bei meiner Ankunft in Piemont war ich fest entschlossen, alle die verschiedenen Räuberbanden zu vertilgen, die sich über das Land verbreitet hatten, und Ihr erinnert Euch, daß es an vielen Hinrichtungen nicht fehlte. Namentlich stand mein Entschluß fest in Beziehung auf die Bande des berüchtigten Corse de Leon, die damals über zweihundert Mann stark war. Er bot jedoch allen meinen Maßregeln Trotz, während ich der unbedeutenderen Führer leicht Meister ward. Inzwischen entdeckt' ich allmählig, daß manche dieser Leute durch die Tyrannei und Unterdrückung ihrer kleinen italienischen Herren zur Verzweiflung getrieben waren, und so gerieth ich auf den Einfall, ihnen die Wahl zu lassen zwischen Tod und regulärem Dienste unter mir. Mittlerweile hörte ich von Tag zu Tage mehr von jenem außerordentlichen Manne, seinem Edelsinn, seiner Kühnheit, seinem Verstande, ja seiner Menschlichkeit und Milde. Man erzählte mir von schlichten Bauern und Bürgern, die er beschützt, unterstützt, gefördert habe. Ich hörte von hinterlistigen Plänen, schändlichen Entwürfen, die er auf die wunderbarste Weise zu nichte gemacht. Auch von auffallenden, etwas barbarischen Racheakten an Unterdrückern, Peinigern, Uebelthätern war die Rede, während ich zu gleicher Zeit unzweifelhafte Beweise von Gewandtheit und Talent, wie man sie selten trifft, bekam. So schlug ich hinsichtlich Corse de

Leons allmählig einen ganz andern Weg ein. Vielleicht daß ich dabei zu rasch verfuhr, mich selbst gänzlich in seine Gewalt gab, aber es gelang mir, ihn zum Freunde zu machen, und seither habe ich aus seiner Unterstützung unzähligen Nutzen für Frankreichs Sache gezogen. Wie soll ich nun mit ihm verfahren? Bleib ich hier im Commando, so darf ich ihn nicht sein früheres Handwerk treiben lassen, auf der andern Seite kann ich nicht so undankbar gegen ihn seyn, ihn nunmehr wegzuwerfen, nachdem ich seiner Dienste nicht mehr bedarf. Vater Willand meint," fuhr er fort, „ich soll ihn mit einem hohen Commando in meiner Armee abfinden, und gern würd' ich hiezu all' meine Autorität aufbieten. Was meint Ihr, Rohan?"

„Ich fürchte, gnädiger Herr," erwiederte dieser, „er nimmt es nicht an. Inzwischen gibts da keinen andern Weg als eine freie, offene Sprache, wie Ihr sie stets gegen ihn führtet. Jedenfalls wird er Euer Benehmen verstehen und zu würdigen wissen. Vielleicht gibt er selbst ein Mittel an die Hand, wodurch Ihr der Verlegenheit entgeht. Wann seht Ihr ihn?"

„Sogleich," war die Antwort, „er versprach, diese Nacht zu kommen, aber bleibt, ihr Beiden, laßt uns Allem aufbieten, ihn zum Rechten zu bereden."

„Ja wohl, Marschall," sagte der Priester, „aber bedenkt, daß es mehrere Sorten Recht in dieser Welt gibt. Was dem Löwen recht, ist es nicht für das Lamm. Ihr gießt keine Flasche Avignon Claret * in ein irden Geschirr. Was

* Der erste Wein, den ich unter der Benennung Claret finde.

für Brissac, taugt nicht für Corse de Leon. Denkt deßhalb nicht wie die Meisten von Jedem Unrecht, der an Eurem Steckenpferd keinen Gefallen findet."

Die Unterredung spann sich noch eine Weile fort, ohne daß etwas Neues gesagt wurde, und nach einer Viertelstunde trat Corse de Leon ungemeldet ein, und blieb am untern Ende der Tafel, Brissac gegenüber, stehen. Sein Ausdruck war mißmuthig, jedenfalls sehr ernst, und im Gefühl seiner unwillkommenen Aufgabe legte Brissac seine feierliche Gouverneursmiene bei Seite, und ergriff, auf den Räuber zugehend, dessen Hand.

Ein bedeutungsvolles Lächeln spielte auf Corses Lippen. „Ich weiß Alles, gnädiger Herr," begann er; „der Friede ist unterzeichnet, ein Friede so nachtheilig für Frankreich, als vortheilhaft für seine Feinde, namentlich den großen Tagstyrannen Philipp von Spanien. Ich weiß Alles, weiß Alles! und um Euch ebenen Weg zu machen, geh' ich geradezu auf einen Gegenstand über, der Euch dabei in Verlegenheit setzt. Denn Manches mag Euch in dieser Beziehung auf dem Herzen liegen, oder ich kenne den Marschall von Brissac nicht. — Zur Sache. Der Friede ist unterzeichnet, und Ihr wißt nun nicht, was zu thun mit Corse de Leon. Eure Verlegenheit selbst gereicht Euch zur Ehre, gnädiger Herr. Kaum Einer unter Europas Generalen würde nicht seinen Profoß mit einem Halbdutzend Arquebusieren an der Thüre hier Posten fassen, den Räuber auf den

ist von Avignon, freilich sehr verschieden von dem, den wir nun mit diesem Namen bezeichnen.

Kirchhof führen und in der nächsten halben Stunde erschießen lassen!"

„Nein, nein," sagte Brissac lachend, „eher ließe ich mich selbst niederschießen, lieber Freund, aber hinsichtlich meiner Verlegenheit habt Ihr es allerdings getroffen. Ihr wißt, daß ich nach wiederhergestelltem Frieden in Savoyen die eingeführte Ordnung erhalten muß. Daneben trag' ich kein Bedenken, vor diesen Beiden anzuerkennen, wie ich es vor der ganzen Welt thun würde, daß Ihr mir in den letzten piemontesischen Kriegen edel, großmüthig, brav gedient habt. Gern möcht' ich Euch Eurem wilden, unstäten Leben entziehen, und zugleich die verdiente hohe Auszeichnung und Stellung anbieten. Ohne Zweifel haben wir ein genaues, wachsames Auge auf die mailändische Grenze zu richten, besonders auf der Bergseite, und nehmt Ihr's an, so gebe ich Euch das Commando jenes Districts mit zwei der sogenannten neuen Banden und ein paar Compagnien Pickenmänner. Aus Euren eigenen Leuten bildet Ihr eine dritte Compagnie und als wirklicher bevollmächtigter Anführer des Ganzen steht Ihr unmittelbar unter meinem Befehl."

Der Räuber lächelte, nicht gerade verächtlich, aber doch mit der Miene des Ergötzens über den bloßen Vorschlag. „Wie, Herr von Brissac," entgegnete er, „Corse de Leon ein Gensdarmenoberst? Ach lieber gnädiger Herr, das wäre ja ein Mirakel, worüber die Fische im Comer See possierlicher die Köpfe recken würden, als sie bei der Predigt des heiligen Antonius von Padua gethan. Nein, guter, gnädiger Herr, nein! Erst wenn Ihr die Berggemse des

Pächters Fuhrwerk zu ziehen gelehrt, dürft Ihr Euch Hoffnung machen, Corse de Leon mit seiner Schaar nach dem Handgeld manoeuvriren zu sehen."

„Aber was kann ich sonst für Euch thun?" fragte Brissac. „Sagt es, lieber Freund, sagt es! ich bitt' Euch als neuen Dienst, als neue Gunst zu so vielen andern, nehmt die Verlegenheit von mir, in der ich mich Euretwegen befinde."

„Gnädiger Herr, Ihr seyd ein edler Mann von hoher Geburt," erwiederte Corse mit Wärme, „und ich dank' Euch, daß Ihr mich gezwungen, wenigstens von Einem hochgestellten Mann gut zu denken. Aber nicht ich werde Euch aus der bewußten Verlegenheit ziehen, das thut die Zeit und wohl recht bald. Mit all Eurer Kenntniß der Höfe tappt Ihr über Eure künftige Lage im Finstern. Mit den Angelegenheiten Piemonts werdet Ihr bald so wenig mehr zu thun haben, als mit Corse de Leon."

„Wie so, wie so?" fragte Brissac. „Habt Ihr Nachrichten aus Paris?"

„Bestimmtere, als Ihr, gnädiger Herr," fuhr Corse fort, „Ihr wißt weiter nichts, als daß der Friede unterzeichnet ist, ich aber kann ich Euch sagen, Savoyen und Piemont werden dem Herzoge zurückgegeben zusammt Corsika, und allen Eroberungen im Mailändischen. Nur fünf Städte bleiben bei Frankreich, aber nur zur Sicherheit für die Vollziehung des Vertrags."

„Beim Himmel!" rief Brissac auffahrend, „ich widersetze mich zur Ehre meines Landes und will auf eigene Gefahr den Krieg führen. Ich und meine Soldaten sind darin

eins. Mag uns der König von Frankreich, falls er einen solchen Vertrag unterzeichnet hat, als Rebellen in die Acht erklären, damit er ja nicht blosgestellt sey durch unser Unterfangen, aber mich lasse man den Ruhm meines Landes aufrecht erhalten, und ihm die Eroberungen bewahren, die wir mit unserem Blute gewonnen." *

„Ist das Euer Entschluß, gnädiger Herr," erwiederte Corse de Leon, „und handelt Ihr darnach, so bin ich Euer Soldat und die Verlegenheit ist beseitigt."

„Das heißt nichts anderes," sagte der Priester lachend, „als es bleibt ihm nur Ein Gewerb übrig nach gelegtem Räuberhandwerk, und zwar das eines Rebellen. Nein, nein, gnädiger Herr, wärs nicht aus andern Gründen, Ihr würdet nie das Beispiel der Auflehnung gegen den Willen Eures Souveräns geben, nie der Welt nochmals das Bild eines großen, edlen Manns in Waffen gegen die rechtmäßige Gewalt vorführen."

Brissac saß schweigend mit gestütztem Haupte da, während Corse de Leon beifügte: „ich hab' Euch Alles gesagt, was ich weiß, gnädiger Herr — aber noch manches Andern bin ich so gewiß, als wenn ich es mit angehört hätte. Man wird Eure Armee auflösen, Euch das Gouvernement abnehmen, Eure Soldaten Corse de Leon zu folgen zwingen, und Euch selbst ohne Dank und Belohnung lassen. Ich wiederhol's, so groß ist die Schlechtigkeit der Höfe und Staats-

* Worte, welche Brissac eigentlich an den König von Frankreich richtete.

männer, daß Eure tapfern Truppen vor Ablauf der nächsten drei Monate Räuber seyn werden in diesen Bergen."

„Nein, neiu, nein," rief Brissac heftig. „das werden sie nie."

„Wo sollen sie Brod finden?" fragte Corse de Leon. „Ich weiß, man hat die Absicht, sie aufzulösen. Wo finden sie Brod?"

„In meinem Hause," antwortete Brissac, „so lange ich das Leben und etwas mit ihnen zu theilen habe. Aber lieber Freund," setzte er ruhiger bei, „ich will an der Wahrheit Eurer Mittheilung nicht zweifeln, und wenn dem so, hat die Schwierigkeit für mich ein Ende. Nie werd' ich den als Feind behandeln, der als Freund an meiner Seite gekämpft; würde aber Piemont dem Herzoge von Savoyen zurückgegeben, so habt Ihr es mit dem zu thun."

„Und mit ihm will ichs zu thun haben," rief Corse de Leon mit Nachdruck. „Mittlerweile begeb' ich mich in die Berge jenseits der Linie Eurer Herrschaft. Ich habe ein Geschäft abzumachen mit ein Paar guten Herren im Mailändischen. Der Eine — letzten Samstag warens 10 Tage — ließ einen armen Bauernburschen auf den Tod prügeln, weil er in Vertheidigung der Ehre seiner Braut den Zollwärter am Flusse geschlagen. Er vergaß, daß ein Mann lebt Namens Corse de Leon, ich muß es ihm ins Gedächtniß rufen. Mit diesen und ähnlichen Dingen habe ich vollauf zu thun bis zu Eurem Abgange, gnädiger Herr. Seyd deßhalb meinetwegen ohne Sorgen."

„Und doch bin ich's," erwiederte Brissac, „gern möcht'

ich Euch ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben, gern Euren hohen Muth, Eure glänzenden geistigen Eigenschaften auf edlere, größere, umfassendere Gegenstände gerichtet sehen, als Eure jetzige Beschäftigung."

„Laßt auch meine Stimme sich damit verbinden!" sagte Bernhard von Rohan. „Ihr seyd mein Freund, mein Genosse, mein Befreier gewesen; macht mich, ja macht mich stolz auf den Mann, dem ich solche Wohlthaten verdanke, und statt Euch eines Gewerbes zu rühmen, das nur zu gehässig geworden durch Anderer Uebelthaten, weiht Euren starken Arm, Euer edles Herz, Euren gewaltigen Geist irgend einer großen Unternehmung, der Förderung einer ruhmvollen Sache. Rüstet sich nicht eben jetzt der Ungläubige zum Angriff des letzten christlichen Bollwerks im Mittelmeer?"

„Ihr vergeßt," erwiederte Corse mit höhnisch gekrümmter Lippe, „daß kein adelig Blut in meinen Adern fließt, daß ich mich unter den Brüdern des heiligen Johann nur als Diener geriren könnte und dazu habe ich keine Lust. Nein, nein," fuhr er, die Arme über die breite Brust kreuzend, fort, „noch setze ich eine Weile mein bisheriges Leben fort, aber ich sehe Dinge im fernen Norden, die zu einem Sturm ausbrechen werden, wie er für mich paßt. Ich sehe hinter jenen düstern Wolken das Dämmern eines Lichts, das einen neuen Tag über die Welt bringen wird. Ich sehe die Zeit kommen, wo der spanische Tyrann sich beugen muß vor der erzürnten Kraft eines aufgestandenen Volkes. Ja wohl, nahe ist sie, die Zeit, wo ein unterdrücktes Volk seine Fesseln sprengt, und um Hülfe, Ermuthigung, Unterstützung ruft

zu den freien, edlen Herzen aller Länder. Kommt diese Zeit, meine Freunde — ich wag' Euch diesen Namen zu geben — denn mögt Ihr Corse de Leon unter anderem Namen sehen, wie er sich Ehre gewinnt auf dem Wege, den Ihr ihm rathet."

Mit diesen Worten entfernte er sich und man hörte nichs mehr von ihm in Savoyen, bis seine Prophezeiung in Erfüllung ging durch die schmähliche Aufopferung Brissacs und seiner Soldaten.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der König hatte Herrn von Nansé bestimmten Befehl gegeben, seine Reise mit Rohan zu beschleunigen, aber dennoch ging Woche um Woche vorüber, ehe deren Ziel, die Hauptstadt, erreicht war. Jede Ausflucht, die menschliche Erfindungsgabe zu ersinnen wußte, wurde für die Verzögerung aufgeboten. Bald kam eine Weisung des Kanzlers, bis auf weitern Befehl in Fontainebleau zu bleiben, bald sollte der König zu Villers-Coterets seyn, und es war vorerst Anfrage nöthig, ob man den Gefangenen dahin bringen solle oder nicht. Dann ward die Abreise des Hofs von letzterem Orte gemeldet, was zu neuem Aufschub Anlaß gab, da man natürlich zuerst erfahren mußte, wohin er sich begeben habe.

Der wahre Grund von all Dem war, daß die Freunde Graf Meyrands und die vielen edlen Familien seiner Verwandtschaft Alles in Bewegung setzten, ihm Verzeihung für

das Vergangene auszuwirken, und den König gegen einen Mann einzunehmen suchten, den sie nicht mit Unrecht für Meyrands Feind hielten. Sie besorgten, ihre Plane durch Bernhards Ankunft in Paris vereitelt zu sehen und in Herrn von Nansé fanden sie ein williges Werkzeug, ihn von der Hauptstadt fern zu halten.

Zuletzt wollte Rohan nicht länger mit sich spielen lassen. Es gab keinen weitern Vorwand, seine Dienerschaft von ihm entfernt zu halten, ihm den Verkehr mit seinen Freunden zu versagen, auch erfuhr er Isabellens Ankunft in Paris. Sie schrieb ihm, daß sich der König schon seit längerer Zeit in der Hauptstadt befinde, sie habe aber noch kein Gehör finden können, und fürchte, es wären viele Intriguen thätig, des Königs Gemüth zu ihrem Nachtheil einzunehmen.

Gleich nach Empfang ihres Briefs setzte sich Bernhard hin und schrieb unmittelbar an den König selbst. Er bat um mündliches Gehör, sich beschwerend, daß er wider Willen und ohne Grund mehrere Wochen lang vom Hofe zurückgehalten worden sey. Sobald er Herrn von Nansé sah, benachrichtigte er ihn von seinem Schritte, und der Gardekapitän, jeder weitern Ausflucht nunmehr beraubt, theilte ihm seine Absicht mit, ihn unverweilt nach Paris zu führen.

„Vorerst aber, Herr von Rohan,“ fuhr er, seinen ziemlich unlenksamen Zügen ein überredendes Lächeln aufzudrücken beflissen, fort, „habe ich Euch einen Vorschlag zu machen von Seite der Familie und Freunde Herrn von Meyrands, auf den Ihr, wie ich nicht zweifle, als großmüthiger, mildherziger Edelmann, eingeht. Es ist dieser: die ganze

Familie — Ihr kennt ihren Einfluß — vereinigt ihre Bitten mit der Euren um alsbaldige Sanktionirung Eurer Ehe mit Fräulein von Brienne, wofern Ihr Euch nicht nur jeder Erwähnung zum Nachtheil meines Vetters Hadrian enthaltet, sondern Seine Majestät um Pardon für ihn wegen des Vergangenen bittet, und um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich."

Bernhard erwiederte im Tone der vollsten Entrüstung: „Herr von Nansé, hättet Ihr mir den Vorschlag nicht in der Form einer Bedingung gemacht, sondern in der einer Bitte, so wäre ich vielleicht versucht gewesen, mich zu Gunsten des Herrn von Meyrand zu verwenden. Da Ihr aber die Hand des Fräuleins von Brienne, auf die ich ein unzweifelhaftes Recht habe, und über die Euch lediglich keine Verfügung zusteht, damit in Verbindung bringt, so verbietet mir meine Ehre, auch nur Ein Wort in der besprochenen Weise vorzubringen. Isabellens Hand ist keine Belohnung, über die Ihr nach Belieben verfügen könnt."

„Schon gut, Baron, schon gut!" versetzte Nansé mit höhnischem Lächeln. „Ihr habt, scheint es, den Schwur Seiner Majestät vergessen, ein Schwur auf Leben und Ehre, daß so lange er die Krone trüge, das Fräulein nicht die Eure werden solle, falls Ihr Euer Schwert zöget gegen Graf Meyrand. Auch der König mag ihn vergessen haben, aber verlaßt Euch darauf, er soll sich daran erinnern, wenn Ihr auf Eurem Entschlusse beharrt."

„Den ändere ich nicht," erwiederte Rohan fest, doch konnte er sich über Nansé's Worten eines bangen Gefühls

nicht erwehren, hinsichtlich des Gebrauchs, den Heinrich von seinem Eide machen könnte.

Am nächsten Tage um Mittagszeit kam ein Paket, dessen Inhalt schwere Runzeln auf Herrn von Nansé's Stirne hervorrief. Er gab alsbald Befehl die Pferde zu satteln und Alles zur Abreise nach der Hauptstadt vorzubereiten, und vor Nacht befand sich Bernhard mit seinem Gefolge, das sich wieder um ihn gesammelt, dem königlichen Offizier und einer kleinen Abtheilung der Leibwache auf dem Wege nach Paris. Sie kamen aber diesen Abend nicht mehr weit, da Herr von Nansé noch einen Kurier absenden mußte, um seine Freunde auf das Unvermeidliche vorzubereiten — die Audienz Bernhards bei dem Könige.

Am Abend eines schönen Sommertags betrat Bernhard die Hauptstadt seines Vaterlandes wieder, und der Anblick der heitern Metropole eines lebenslustigen Volks schien seinem Auge eine lebendigere, geräuschvollere Scene zu bieten, als es je zuvor der Fall gewesen war. Da regten und bewegten sich, sangen und lärmten mehr lebende Wesen in den Straßen, vor den Thüren, in Läden und an Fenstern, als er jemals früher gesehen.

Und zwar war es keine bloße Täuschung, sondern die wirkliche Wahrheit, denn glanzvolle Feste folgten sich Tag für Tag in der französischen Hauptstadt. Die Nation erfreute sich des neu erworbenen Friedens, unbekümmert, um welchen Preis er ihr zu Theil geworden. Das königliche Verlöbniß Philipps von Spanien mit der unglücklichen Elisabeth, und des Herzogs von Savoyen mit einer andern französischen

Prinzessin schuf ein neues Zeitinteresse, und der prachtliebende, ritterliche französische Monarch ging in Pomp und festlichem Aufwand mit gutem Beispiel voran und suchte die allgemeine Freude, den Volksjubel möglichst lange lebendig zu erhalten.

Inmitten dieser festlichen Augenblicke ritt Bernhard mit seinen Begleitern durch die lange Straße von Häusern, Gärten, Kirchen und Klöstern, die damals durch die Vorstadt zum eigentlichen Stadtthore, der Porte Saint Antoine führte. Jedes Haus hatte seine Dekoration, seinen festlichen Schmuck, Guirlanden schlangen sich um die Thüren, Tapeten und Seidenstoffe bekleideten die Fenster, selbst Klöster und Abteien hatten ein heiteres Aussehen und die Glocken in allen Stadttheilen mischten sich lustig in den allgemeinen Jubel. Als sie das Thor passirt und die finstern Thürme der Bastille hinter sich hatten, stellte sich ihrem weitern Vordringen ein Hinderniß dar in Gestalt großer, hölzerner Barrieren, die fast die ganze Straße einnahmen.

Die Reisenden hielten an, die Ursache einer solchen Vorsichtsmaßregel näher zu betrachten, und wurden eine zahllose Menge Arbeiter gewahr, alle emsig beschäftigt, den Mittelpunkt der Straße mit Pfosten und Pfählen auszuschlagen, die sie sofort mit Seidezeugen, Tapeten, Lorbeerzweigen und geflochtenem Immergrün bekleideten. In einiger Entfernung erhob sich eine hohe Platform mit einem scharlachrothen, goldgestickten Baldachin, dessen Vorhänge tausend allegorische Devisen enthielten, auf die manchfach sinnigste Weise die Wiederherstellung des Friedens und die freund-

schaftliche Einigung Frankreichs, Spaniens und Savoyens darstellend.

Auf der einen Seite der Einfriedigung, welche die Schranken für das bevorstehende Turnier bildete, war hinreichender Raum für zwei Reiter nebeneinander gelassen. Bernhard von Rohan und seine Begleiter schlugen diesen engen Pfad ein, an Volkshaufen vorbei, welche, die Zurüstungen mit ansehend, unser Häuflein mit Gelächter und gutgemeinten Scherzen begrüßten, und sich zu schwören vermaßen, es wären Ritter, die bei den Spielen des nächsten Tags eine Lanze zu brechen kämen.

Sie zogen langsam fürbaß und näherten sich endlich dem Palaste les Tournelles, wo der König seinen Hof hielt, indem er seine Wohnung im Louvre dem spanischen Gesandten und verschiedenen fürstlichen Personen, die zusammen ein glänzendes Gefolge von mehr als fünfhundert Edelleuten des ersten Rangs mit sich gebracht, abgetreten hatte.

Der ehemalige Palast les Tournelles, seit bald dritthalb Jahrhunderten dem Boden gleich gemacht, war ein ungeheures prachtvolles, gothisches Gebäude, beinahe auf allen Seiten von prächtigen Gärten umgeben, in der alten Stadt gelegen, fast gerade dem wohlbekannten Hotel Saint Paul in der Straße Saint Antoine gegenüber. Die ganze Place royale und viele der benachbarten Straßen, die sich in der spätern Geschichte von Paris einen Namen erworben, waren damals von den geräumigen Gebäuden der Tournelles bedeckt oder doch im Bereiche der Mauern ihrer Gärten. Von außen stellte der Palast eine ungeheure graue Steinmasse

bar, mit unzähligen Fenstern bedeckt und in kurzen Zwischenräumen von kleinen, hohen Thürmen flankirt, die gleichfalls voll Fenster und Schießscharten waren.

Das war der allgemeine Anblick des Palasts, aber die ernste und rauhe, ob zwar majestätische Façade, war bei gegenwärtigem Anlasse außerordentlich belebt durch Flaggen, Fähnchen und Banner, die von jedem Thurme herabwehten und durch heitere Wappenschilde, die unter den Fenstern prangten.

Bernhards Herz besaß genug vom ritterlichen Geist seiner Zeit, um bei dem Anblick all dieser Zurüstungen lauter zu schlagen, und das Verlangen ergriff ihn, an den kriegerischen Uebungen Theil zu nehmen. Wohl wußte er, daß ihm wenige der festlichen Kämpfer, Mann gegen Mann, gewachsen seyn würden, auch hoffte er jedenfalls an dem Turnier Theil nehmen zu dürfen. Aber ach! bittere Täuschung erwartete ihn.

In Gemäßheit der erhaltenen Befehle hielt Herr von Nansé am Thore von les Tournelles still, und ließ seine Ankunft dem Könige melden. Eine halbe Stunde verging unter Warten, dann wurden der Offizier und sein Gefangener vorgerufen, und der König empfing sie allein, mit gerunzelter Stirne.

„Herr von Nansé," begann er, „Euer Betragen war, aufs Gelindeste gesprochen, sehr unklug und unpassend, und ich will hoffen, daß nicht etwa gar eine böse Absicht dahinter steckte."

Der Offizier entschuldigte sich so gut es ging, aber

Heinrich, augenscheinlich aufgeregt, unterbrach ihn, mit der Hand winkend, und sagte: „Schon gut, mein Herr. — Herr von Rohan, ich habe zumeist mit Euch zu sprechen.“

Bernharden kam des Königs Ton und Weise milder vor, seitdem er sich zu ihm gewendet; er trat anständig näher, ließ sich aufs Knie nieder und küßte dem Monarchen die Hand mit den Worten: „Ich vertraue, Sire, auf Euer Majestät Verzeihung, daß ich mich dem Arm des Gesetzes entzog, da ich, meiner Unschuld gewiß, mich in der vollsten Unmöglichkeit befand, sie zu beweisen.“

„Ich danke Euch dafür, mein Herr,“ erwiederte der König, „Ihr habt mir dadurch bittere Vorwürfe erspart. Ich sah heute morgen den jungen Grafen Brienne, und habe Alles aus seinem Munde erfahren. Eure Unschuld und Wahrhaftigkeit sind über allen Zweifel erwiesen, auch bin ich Euch Dank schuldig für die vielen Dienste, die Ihr seither meiner Krone in Savoyen erwiesen. Gerne werde ich Euch meine Erkenntlichkeit beweisen, Euch auf ehrenvolle Weise, wie es einem Könige zukommt, für die erlittene Kränkung entschädigen. Aber in Einem Punkte kann ich Euch nicht zu Willen seyn, ja ich muß Euch gerade das Gut versagen, das Euch wahrscheinlich zumeist am Herzen liegt. Hört mich aus, ich sag' es sogleich, um unnütze Bitten vorweg abzuschneiden. Hinsichtlich Eurer Heirath mit Fräulein von Brienne habe ich einen Eid geschworen, den zu brechen mich keine Gewalt auf Erden zu bewegen vermag. Daß Ihr Euer Schwert gegen Graf Meyrand zogt, ist unwiderleglich bewiesen, daß Ihr zuerst zoget, wird bezeugt.“

„Allein Sire, versetzte Bernhard, „ich kann mich nun auf einen Zeugen berufen, der wahrscheinlich Euer Majestät vollkommen zufrieden stellen wird.“

„Ihr meint den Dauphin,“ sagte der König. „Schon lange zuvor hat er mich, wie es einem treuen Sohne zukam, von Allem unterrichtet, als ich ihn aber wegen der Einzelheiten genauer fragte, gestand er, daß er nicht sagen könne, wer zuerst gezogen, da er zu Anfang des Wortwechsels sich heimwärts gewendet habe.“

Bernhard ließ das Haupt sinken, und erwiederte kein Wort.

„Ich bedaure Euch, mein Freund,“ fuhr der König fort, „ich bedaure Euch sehr. Aber auch mich bedaure ich, daß ich einem meiner edelsten, treuesten Diener meinen Tod erwünscht machen muß. Um Euch aber zu zeigen, daß ich um die Welt nicht einen solchen Wunsch durch irgend ein ungerechtes Mittel beseitigen möchte, habe ich dieser Tage dem Fräulein von Brienne die feierliche Zusage ertheilt, daß sie nie gezwungen seyn soll, einen andern Gemahl oder den Schleier zu wählen.“

Bernhard blieb schweigend vor dem Könige stehen, als hätte ihn der Schmerz zu Stein verwandelt. Endlich erhob sich Heinrich mit den Worten: „Ein andermal, Rohan, sollt Ihr mir sagen, was ich für Euch thun kann, aber diese Saite dürft Ihr nie wieder berühren. In dieser Beziehung bin ich unerbittlich wie das Grab.“

Bernhard erhob den Blick zum Könige traurig aber fest: „Sire,“ sagte er, „wie auch Eure Entschließung lauten mag,

mögt Ihr noch lange leben zum Glück und Segen Eurer Unterthanen! und möge ich der Einzige seyn in Eurem Volke, der Euch der Ungerechtigkeit zeihen kann! Schon einmal, bei meiner ungerechten Verurtheilung, wart Ihr, wie Ihr auch nun wieder gelobt, unerbittlich gegen mich. Meine Wahrhaftigkeit und Ehre sind über die Möglichkeit des Zweifels hergestellt, und ich setze beide zum Pfande, daß diese letzte Anschuldigung so falsch ist, als die andere, eine Anschuldigung von dem schwärzesten der Verbrecher herrührend und von einem erwiesenen Verräther bezeugt. Wohl nehmt Ihr mir dießmal nicht das Leben, aber Hoffnungen, die ich höher achte als jenes, und ich kann's nicht verbergen, habe ich Euer Majestät Dienste geleistet — und Euch treu zu dienen war immer meine Absicht — so haben sie mir bittere Früchte getragen, und das Resultat ist für mich ein sehr klägliches."

Heinrichs Wange glühte, zwar suchte er seinen Zorn zu bemeistern, aber so selten gelangen die Worte der Wahrheit zu königlichen Ohren, daß Rohans Vorwurf, so verdient, so provogirt er durch die Handlungsweise des Königs war — diesem doch die verwegenste Insolenz däuchte.

„Entfernt Euch," herrschte er Rohan zu, „entfernt Euch! Ich schätze treue Dienste, bedaure Eure Leiden, bemitleide Euch wegen Eurer getäuschten Hoffnungen hinlänglich, um Euch diese Sprache zu verzeihen. Aber länger dürft Ihr nicht fortfahren, der Schmerz könnte Euch zu Ausdrücken verleiten, die sich nicht vergeben ließen. Nochmals, verlaßt mich, und zwar ohne Widerrede. Ihr habt freie Erlaubniß zu kommen und zu gehen wie und wohin es Euch beliebt, und

ich übernehm's, Euch volle Gerechtigkeit zu schaffen durch Aufhebung des Spruchs, der Euch irrthümlich verurtheilte."

Bernhard verneigte sich und ging. Beim Austritt aus dem Palaste fielen seine Augen von Neuem auf die Vorbereitungen zum Turnier, aber dießmal wußten sie ihm kein Interesse abzugewinnen, er warf sie mit den übrigen eiteln Beschäftigungen einer Welt zusammen, die für ihn allen Reiz, alles Anziehende verloren hatte. Für jetzt war die Hoffnung, das Licht des Lebens, in ihm erloschen, und dieselben Formen, die sich ihm vorhin ausschließlich im Gewand der Schönheit und des Glanzes dargeboten, kamen ihm nun matt, grau, ja mitternächtig vor.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der heitere Morgen eines Juniustags war angebrochen. Die ganze lustige Welt von Paris war auf den Beinen, ihre Feierkleider auf den reich ausgeschlagenen, mit passenden Devisen aller Art verzierten Tribünen zur Schau zu tragen. Ringsum nichts als Glanz und Schönheit; Alles, was eine durch Heiterkeit, Witz und Schimmer ausgezeichnete Nation in diesen drei Sphären aufzubieten wußte, war hier vereint, das pompöse Schauspiel zu bezeugen, das, vom Schicksal selbst zum letzten aller Turniere in Europa bestimmt, die Festlichkeiten zu Ehren der Vermählung Philipps von Spanien mit Elisabeth von Frankreich schließen sollte. Jeder Fleck, den Prinzen und Edle übrig ließen, war von der Bevölkerung der Hauptstadt eingenommen und hatte auch

die Verhaftung mehrerer ausgezeichneter Protestanten im Verlaufe der vorhergehenden Tage einige Unzufriedenheit erregt, so war die Volksmasse dennoch in sehr guter Stimmung, um so mehr, als die französischen Ritter in allen kriegerischen Uebungen, dem Steckenpferde der damaligen Zeit, gegen die Fremden in entschiedenem Vortheil waren.

An der Spitze von sechs Ausforderern, deren Schilde das östliche Ende der Schranken schmückten, stand Heinrich II. von Frankreich selbst, noch immer in allen kriegerischen Spielen einer der Ausgezeichnetsten seines Hofs. Der Zweite war Marschall Vieilleville; doch wozu nach den unzähligen Beschreibungen von Turnieren und Waffengängen, namentlich nach der unvergleichlichen Schilderung des Felds von Ashby de la Zouch durch die Feder des großen Meisters, eine neue, jedenfalls untergeordnete versuchen? Daher nenn' ich auch keinen der Kämpen, als die erwähnten und ihre Gegner,

Der Tag war schon vorgerückt, mancher Gang war zu Ende und Heinrich hatte mit seinem Schwager, dem Herzoge von Savoyen, eine Lanze gebrochen. Der König hatte dabei ausgezeichnete Geschicklichkeit und Anmuth bewiesen, denn keinem Auge wars möglich, ihn auch nur im Geringsten im Sattel schwanken zu sehen. Umgekehrt war dies bei dem Herzoge in bedeutendem Maße der Fall gewesen, und augenscheinlich fühlte sich Heinrich durch diesen Triumph geschmeichelt. Jeder Ausforderer hatte drei Gänge zu bestehen und Heinrichen wurde eine frische Lanze gereicht, als sich der Herzog von Guise auf der entgegengesetzten Seite aufstellte. Wieder erklangen die Trompeten und wieder

rannte der König seinen Gang mit demselben Erfolge. Beide Lanzen zersplitterten im Nu, und die Luft ertönte rings von dem Beifalljauchzen des Volks, während auf den Balkonen und Gallerien manch schönes Lippenpaar in ein lautes: „Lang lebe der König! Lang lebe König Heinrich!“ ausbrach.

Heinrich verneigte sich lächelnd, er schob das Visier zurück, blickte ringsum, und nickte seinen vertrautern Bekannten freundlich zu. Unter den Gesichtern auf einem der Balkone waren auch Isabellens schöne, nur blasse Züge zu sehen, denn eine unbestimmte Hoffnung über ihr und des Geliebten Schicksal hatte sie hergeführt.

Auch Rohan war nicht abwesend. Nach einer langen Unterredung mit Vieilleville hatte er sich bei Eröffnung der Schranken in der Nähe der Barrière aufgestellt, durch welche die Ausforderer eintraten. Er war unbewaffnet, mit Ausnahme des gewöhnlichen Schwerts, das zum Anzug eines Edelmanns gehörte, und seine Kleidung, ob zwar von reichem Stoff, war zufällig, denn er hatte nicht darauf Acht gegeben, von dunkler Farbe.

Der König hatte ihn beim Einreiten in die Schranken übersehen, und schien ihn auch jetzt nicht zu bemerken, aber das unmittelbare Uebergehen seines Auges von Isabellen auf ihren Geliebten bekundete das Gegentheil. Er lächelte dem jungen Kavalier freundlich zu, und während ihm die Lanze zum letzten Gange geholt ward, kehrte er sich gegen die Barrière und sagte: „Wie ist's, Herr von Rohan, warum unbewaffnet? Ihr solltet unter unsern Gegnern seyn.“

„Ich hatte die Stimmung nicht, Sire, heute eine Rüstung

anzulegen," erwiederte Bernhard, und ehe er mehr sagen konnte, befand sich die Lanze in des Königs Hand, und der junge Graf Montgomery, der Sohn des Grafen von Lorges, trat als letzter Gegner des Königs auf.

Ob Heinrich selbst, ob nur sein Pferd müde war, das läßt sich nicht sagen, aber gewiß ist, er blieb nicht so fest sitzen, als die frühern Male, sondern ward beim Lanzenstoße bedeutend im Sattel zurückgeworfen. Mittlerweile winkte der Marschall von Vieilleville, der, in voller Rüstung neben dem Pfahlwerke stehend, dem Könige zu folgen im Begriffe war, Bernharden näher, und wechselte mit ihm einige Worte über die Barrière. Alsbald sprang der junge Ritter über diese, und Vieilleville, nach dem Könige weisend, der gerade unter einem Trompetengeschmetter, vor dem man sein eigen Wort kaum hörte, in vollem Anlauf gegen Montgomery begriffen war, sagte: „Jetzt, Rohan, jetzt! Jetzt ist's die rechte Zeit oder nie, in diesem Augenblick ist er höchlich gut gelaunt über seinen Triumph. Gestern Nacht machten meine Worte einigen Eindruck. Wendet Euch an ihn, wenn er zurückkommt, ich unterstütz' Euch auf's Wärmste, vielleicht gelingt es uns in diesem günstigen Augenblicke."

„Gott gebe!" erwiederte Bernhard, „aber ich hoff's nicht. Es lastet eine Verzweiflung auf mir, die mich Alles in düsterem Licht erblicken läßt. — Letzte Nacht träumte mir, ich hätte den König getödtet; wohl weiß ich, dergleichen Unsinn nistete sich bei mir ein, weil er sich äußerte, ich sähe seinen Tod gern, aber es macht mich doch sehr traurig."

„Und mir träumte gestern Nacht, ich sähe ihn todt," versetzte Vielleville, „und ich kann's mir nicht aus dem Sinn bringen — aber hier kommt er zurück. — Nun, Rohan, nun."

Keiner von Beiden hatte den letzten Gang genau beoachtet. Sie sahen nur, daß die beiden Lanzen brachen, und der König seinen Sitz behielt. Den kleinen Unfall aber, der ihm widerfahren, hatten sie übersehen, auch konnten sie den Wechsel der Stimmung nicht in seinem Gesichte lesen, denn er kam mit herabgelassenem Visier. Der Marschall und der junge Kavalier traten im Vorüberreiten an seine Seite. Rohan sprach einige wenige Worte, die der König nicht zu verstehen schien, der deßhalb das Visier zurückschlug, und, sich mit gerunzelter Stirne und geröthe-ter Wange vom Pferde herab bückend, etwas scharf nach seinem Begehr fragte. Vielleville trat näher, das Anliegen seines jungen Freundes zu unterstützen, ein Anliegen das der geneigte Leser errathen kann. Allein des Königs unseliger Spaßmacher, der mit einer seinem Witze überlegenen Bosheit in frühern Tagen fast einen unheilbaren Bruch zwischen Heinrich und seinem Vater herbeigeführt hätte, schlug sich ins Mittel, als wollte er Bernhards Bitte dem Könige verständlich machen.

Ob von den Freunden des Grafen Meyrand gewonnen, oder überhaupt nur in der Absicht Unheil anzustiften, gleichviel, er begann: „Der edle Baron, Herr König, sucht weiter nichts, als Dich aus Deinem Gelübde zu heben, wie Dich Vetter Montgomery so eben fast aus dem Sattel ge-

hoben hätte. Ich denke, Du hast ziemlich geschwankt, König. Kannst Du nicht am Pferdeschweif hinab dem Stoß seiner Petition entschlüpfen, und ihm die Ehre des Tags überlassen?"

„Aus dem Wege Narr," rief Heinrich. „Nun Herr, was ist Euer Begehr? Ueber all dem Lärm hört' ich Euch nicht."

„Geruhen Euer Majestät," begann Vieilleville in seiner abgebrochenen, aber ehrerbietigen Weise, „er hat eine Bitte, die ich unterstützen möchte. Gewiß könnt Ihr sie ihm nur dann verweigern, falls es Eure Absicht seyn sollte, Einmal im Laufe Eurer Regierung einem Unterthan Gerechtigkeit zu versagen. Er bittet Euer Majestät, ihm entweder die Hand des Fräuleins ohne Weiteres zu geben, oder dem Grafen von Meyrand Verzeihung angedeihen zu lassen unter dem Beding, daß dieser zurückkehre, und ihn, den er verläumdet, nach dem Waffenrechte in offenem Zweikampfe bestehe. Er hofft, Ihr werdet es ihm in diesem Augenblick der Freude und des Triumphs nicht versagen."

„Da täuscht er sich," erwiederte der König, „und Ihr dazu, Vieilleville. Ich habe Jarnacs Handel noch nicht vergessen, daher denn keine solche Vorschläge mehr, und bezüglich des andern Theils Eurer Bitte weiß der junge Mann schon seit gestern meine Antwort, ja ich verbot ihm dieses Umstands je wieder gegen mich zu erwähnen. Sollt' ich auch so lange leben, daß ich vor Alter gebrochen wäre, wie dieses Stück hier," damit warf er den Rest der Lanze

weg, den er noch in der Hand gehalten — „so soll er dennoch Isabellen vor meinem Todestage nicht heirathen! Man säubere die Schranken, es sind Leute darin, die hier nichts zu thun haben. Herold geh' zu Graf Montgomery, und sag' ihm, der König wolle noch eine Lanze mit ihm brechen."

„Ich bitte Euch, Sire," sagte der Marschall, „gebt diesen Gedanken auf. Ihr habt nun drei Gänge mit Ehren bestanden, und die Reihe ist an mir als nächstem Ausforderer. Auch möcht' ich Euch erinnern, daß diese Uebungen zuweilen gefährliche Folgen haben. Letzte Nacht hatt' ich einen gar unglücklichen Traum wegen Euer Majestät und dasselbe widerfuhr Herrn von Rohan."

„Pah," sagte der König, „sprecht von Vorbedeutungen mit der Königin, die glaubt an Träume und Prophezeiungen, nicht ich. Was träumte Euch denn, Vieilleville?"

„Mir träumte, Ihr wäret todt, Sire," erwiederte der Marschall, „und so träumte auch Herr von Rohan."

„Der wünscht es vielleicht," sagte Heinrich etwas bitter, „denn bis dahin bleibt es bei meinem Worte."

„O Sire!" sagte Bernhard mit dem Blicke des Vorwurfs.

„Schon gut!" erwiederte Heinrich, etwas gerührt von dem Blicke des jungen Mannes; „darin hab' ich Euch wohl Unrecht gethan."

„Wenn," antwortete Rohan, „mein letztes Herzblut

die Jahre Eures Lebens auch nur um Eines vermehren und Euer liebendes Volk damit beschenken, gewiß wollte ich es willig vergießen. Wollte Gott, Ihr ließt mich eben jetzt Herrn von Vieilleville's Pferd besteigen, und im seidenen Wamms, wie ich bin, den nächsten Gang an Eurer Stelle reiten. Denn ich weiß nicht wie es kommt, aber mein Herz ahnet Unheil."

„Unsinn, Unsinn!" rief Heinrich. „Was sagt Montgomery, Herold? warum ist er abgestiegen?"

„Sire, er bittet Euer Majestät, ihm zu verzeihen," war die Antwort, „er sagt die Reihe wäre nicht an ihm, und die andern Herrn möchten es übel nehmen, wenn er außer der Tour rennte."

„Wir wollen sie zufrieden stellen," sagte der König. „Gewiß wir stellen sie zufrieden. Aber er muß nothwendig noch einen Gang mit mir thun, denn bei Gott, er hätte mich fast abgesetzt, und ich muß Revange haben."

Der Herold eilte mit des Königs Botschaft zu Montgomery, den er am andern Ende der Schranken traf. Dieser wendete sich um, wie es schien gegen einen Edelmann, der gerade den Fuß in den Bügel setzte, sich entschuldigend. Er stieg sofort langsam, und augenscheinlich verdrossen, zu Pferde, nicht anders, als hätten Alle, der König ausgenommen, Unheil geahnt. Heinrich dagegen, still und ruhig zu Pferde sitzend, wählte sich aus der Menge von Stangen, die man ihm brachte, eine tüchtige Lanze aus, und als er Montgomery bereit sah, ließ er die Trompeter das Zeichen geben.

Augenblicklich schmetterten diese, aber sey's daß die außergewöhnliche Tour oder die mancherlei unheilverkündenden Prophezeiungen der Astrologen und Traumdeuter diesem letzten Waffengange des Königs ganz besondere Theilnahme zuwandten, alle Köpfe beugten sich vorwärts über Fenster, Balkone und Barrieren hinaus, und alle Lippen schwiegen in ahnungsvoller Erwartung. Plötzlich verstummten zu allgemeiner Verwunderung nach der ersten Fanfare die Trompeten und Clarinetten, statt wie gewöhnlich, das Ohr mit lauten, wiederholten Tönen zu betäuben. Eine Todtenstille lagerte über dem Raum, einzig unterbrochen durch den Galopp der beiden Pferde.

Sie stießen in vollem Laufe zusammen, und Heinrich, fest im Sattel sitzend, brach seine Lanze im Nu gegen Montgomery's Brust. Dem Grafen gelang dasselbe auf dem Schilde des Königs, und einen Augenblick hielten die Späherblicke der Zuschauenden das Ganze für beendigt, und den König für unversehrt. Aber im Feuer des schnellen Laufs jagten die beiden Pferde nach dem Stoße hart an einander vorbei und in diesem Augenblicke bemerkte man, daß Graf Montgomery den gebrochenen Lanzenschaft nicht weggeworfen, sondern noch in der Hand hielt. Einige Zuschauer sahen, Andere wohl nicht, daß dieser Schaft am Helme des Königs anstieß; aber es schien selbst Denen, die es bemerkten, ein so unbedeutender Stoß, daß er keine Besorgnisse erregte, obgleich der Monarch etwas im Sattel schwankte.

Einen Augenblick später jedoch ließ der König den Zügel fahren, und ehe das ungehemmt fortgaloppirende Pferd die entgegengesetzte Barrière erreichte, sank er vorwärts über und war nahe am Herunterfallen.

Der Oberststallmeister und der erste Reitknecht, die den König am Ende der Bahn zu empfangen und ihm vom Pferde zu helfen hatten, sprangen vorwärts, und während der Eine die Zügel ergriff, hatte der Andere den Monarchen in seine Arme aufgefangen.

Nun erst sah man das Blut unter dem Helme hervorquillen und Heinrich rief mit schwacher Stimme: „Nehmt mir den Helm ab! Verfluchter Gang! Hätt' ich Vieilleville gefolgt, wär's nicht geschehen! Ich fühl's, ich bin ein todter Mann!“

Man eilte, ihm den Helm abzunehmen, und ein jammervoller Anblick entfaltete sich vor aller Augen. Das zersplitterte Lanzenende war ihm durchs rechte Auge gegangen, das dadurch gänzlich zerstört war. Auch schienen einige Splitter ihren Weg bis ins Gehirn gefunden zu haben. Seine Körperkraft hatte der Monarch noch nicht verloren, eben so wenig bis jetzt seine Besinnung. „Wo ist Vieilleville?“ fragte er, „wo ist Vieilleville?“

„Hier, Sire,“ antwortete dieser, der im Augenblick des Unfalls mit Rohan durch die Schranken geeilt war. „Hier, Sire, ich hoffe, es ist nur eine unbedeutende Verletzung.“

„Tödtlich, Vieilleville, tödtlich,“ erwiederte der Kö-

nig. „Hätt' ich doch Eurem Rathe gefolgt! Aber Niemand kann seinem Schicksal entrinnen. — Bringt mich auf mein Zimmer, lieber Freund, ich mache Euch zum Oberintendanten davon. Gestattet Niemand den Zutritt, unter welchem Vorwand es wäre, als den Leibärzten. Nein Niemanden, denn ich fühl's, der Verstand verläßt mich, und Niemand soll mich in solchem Zustande sehen. Ach, Herr von Rohan! wenn Ihr meinen Tod wünschtet, mögt Ihr nun zufrieden gestellt seyn."

Mit diesen Worten ließ er sich von Vieilleville und dem Oberststallmeister abführen. Er stützte sich auf die beiden Diener, aber augenscheinlich mehr im Uebermaß der Schmerzen, als wegen des Verlusts seiner Körperkräfte in Folge der Verwundung.

Bernhard sah ihm nach mit einem tiefen Seufzer und wendete sich dann der Seite zu, wo Isabella saß. Er hatte sie vorigen Abend nur kurz gesehen, und sie waren fast in Verzweiflung geschieden. Nun durfte er neue Hoffnung hegen, aber diese Hoffnung war gebleicht durch den Schmerz um seinen König und durch düstere Besorgnisse für sein Vaterland, so daß Isabellen und ihm nur wenig Trost daraus entsprang. Ehe er aber den offenen Raum nur halb zurückgelegt hatte, folgten ihm drei bis vier Hofbeamte, die nach des Königs Entfernung lebhaft zusammen geredet, eilig nach, ja sie kamen ihm fast näher als schicklich schien. Da aber Alles Verwirrung und Bestürzung war, nahm er keine Notiz davon, sondern wollte seiner Wege gehen, als er

sich plötzlich an beiden Armen gehalten fühlte, und einer der Herren, den er nicht kannte, ihm Verhaft ankündigte.

„Des Königs Worte, Herr von Rohan,“ sagte dieser, „waren zu deutlich, um mißverstanden zu werden. Ihr dürft diesen Ort nicht verlassen, bis die Sache dem Prévôt gemeldet und dessen Weisung eingeholt ist.“

„So beeilt Euch, mein Herr,“ erwiederte Bernhard, „allein des Königs Worte hatten einen ganz andern Sinn, als Ihr ihnen unterlegt, wie Euch Herr von Vieilleville alsbald darthun kann.“

„Wir haben schon zu dem Prévôt geschickt,“ entgegnete der Andere, „und hier kommt unser Bote zurück.“

„Nun gut, was sagt der Prévôt?“ fragte Bernhard einen dritten Offizier, der auf sie zukam. „Man hätte sich aber passender an Herrn von Vieilleville gewendet.“

„Herr von Vieilleville ist in des Königs Gemach eingeschlossen,“ erwiederte der Offizier, „und Niemand wird zugelassen als die Aerzte. Der Prévôt befiehlt, Herrn von Rohan ins Châtelet zu bringen und daselbst in Verwahr zu halten, bis nach erhaltener Aufklärung über die Worte des Königs.“

In der nächsten halben Stunde saß Rohan wieder im Châtelet-Thurm als Gefangener, der Gouverneur grinste ihm zum Willkomm entgegen, und warf man ihn auch dießmal nicht in eines der untern Käfige, so ward doch jede Art von Strenge an ihm geübt unter dem Vorwande von Sicherheitsmaßregeln. Bernhard aber ertrug Alles leicht,

überzeugt daß auch diese Wolke früher oder später verschwinden müsse. Sein Kummer um den König war tief und aufrichtig und da ihm jede Nachricht über Heinrichs Zustand vorenthalten ward, sah er sich der vollen Pein der Ungewißheit preisgegeben. Am dritten Tage seiner Haft erreichten Klagetöne, die aus dem Hofraume zu kommen schienen, sein Ohr, und eine halbe Stunde später beim Einbruch der Nacht erzählte ihm der Gouverneur mit bedeutungsvollem Lächeln, das Geräusch wäre entstanden durch die Hinrichtung zweier Verbrecher,* die in Folge eines Befehls aus dem Palaste enthauptet worden seyen. Zwar machte diese Nachricht Bernharden um sein eigen Leben nicht besorgt, wie der Gouverneur erwartet hatte, wohl aber schlug sie ihn nieder, denn Gedanken, die sich an ein solches Verfahren anknüpften, waren natürlich einem milden, fühlenden Herzen, wie das seine, sehr peinlich.

Er war, diesen Dingen nachbrütend, bis Mitternacht aufgeblieben, als plötzlich die große Thorglocke erklang und gleich darauf konnte er mehrfache Schritte, die Stiege heraufkommend, unterscheiden. Die Riegel fielen, die Thüre ward aufgeschlossen und der Gouverneur erschien in Begleitung zweier Offiziere des Prévôt. Sie schienen erstaunt, ihn noch außer dem Bette zu finden und kündigten

* Wahrscheinlich die Hinrichtung der Unglücklichen, denen die Köpfe abgeschlagen worden, um den Leibärzten Gelegenheit zu anatomischer Untersuchung des Sitzes der königlichen Wunde zu geben.

ihm an, daß er augenblicklich im Palaste Tournelles zu erscheinen habe.

Von dem Gouverneur mochte sich Bernhard keine nähere Auskunft erbitten, und die Offiziere, obwohl ausnehmend höflich, konnten ihm keine geben. Ihre Ordre, meinten sie, scheine vom Oberhofmarschall zu kommen, sie hätten sich augenblicklich auf den Weg gemacht, so daß ihnen nicht einmal ein Gerücht über den letzten Zweck ihrer Sendung zu Ohren gekommen sey.

Unser Held verursachte keinen Aufschub, trotz der bedeutenden Entfernung war die Straße Saint Antoine bald erreicht, wo sich die Tournelles in einer ungeheuern dunkeln Masse erhoben, die sich dießmal im ruhigen, feierlichen Mondlichte ganz anders ausnahm, als er sie zuletzt gesehen. Nun war der Palast die Wohnung der Klage und des Jammers und beim Durchwandern der weiten Säle, des langen Corridors, wo sonst gewöhnlich die laute Freude ihren Hof gehalten, war auch nicht das leiseste Geräusch zu vernehmen. Bernhard ward in ein kleines tapeziertes Zimmer geführt, wo ein Thürsteher bei einer einsamen Lampe saß, sich die Zeit mit Lesen vertreibend.

Als ihn der Mann erblickte, fuhr er in die Höhe und sagte: „Wartet eine Weile, gnädiger Herr, bis ich Euch gemeldet. Ihr könnt gehen,“ fuhr er gegen die Offiziere fort, „man bedarf Euer nicht weiter.“

Die Beiden gehorchten und Bernhard von Rohan sah sich einige Minuten allein. Endlich kam Jener zurück und

flüsterte leise: „Folgt mir, mein Herr," und ging dann Bernharden mit vorsichtig stillem Schritte voraus bis in ein kleines Vorzimmer, wo zwei oder drei von der königlichen Dienerschaft schweigend zu beiden Seiten saßen. Auf einer Tafel in der Mitte des Gemachs sah man Arzneiflaschen und chirurgische Instrumente * und die feierliche Stille ward einzig unterbrochen durch eine schwache Stimme, die sich im innern Gemach vernehmen ließ.

Auf die Thüre dieses Gemachs lenkte der Führer Rohans Schritte. Jener öffnete leise und flüsterte Bernharden zu: „Nur hinein, mein Herr."

Bernhard schritt vor und befand sich im Sterbegemach Heinrich II. Zwei bis drei Personen umstanden das reich verzierte Lager, das an die jenseitige Wand anstieß. Trotz der schwachen Beleuchtung — die einzige Lampe stand vorsichtig hinter Lichtschirmen versteckt — erkannte Rohan unter den Anwesenden die Gestalt eines Geistlichen und Herrn von Vieilleville's. Kaum gewahrte ihn der Letztere, so trat er leise auf ihn zu und ergriff seine Hand. „Der König ist zu sich gekommen," flüsterte er, „und nachdem er die Königin und den Dauphin gesehen, mit dem er gerade spricht, befahl er Euch zu rufen."

„Es freut mich, daß es ihm besser geht," erwiederte Rohan.

* Die berühmte Sammlung, betitelt „les quarante tableaux enthält ein Bild von Heinrich II. Sterbezimmer, auf welchem diese Tafel im Schlafgemach selbst steht.

Aber Vieilleville versetzte mit schwermüthigem Kopfschütteln: „Tod, Rohan, nicht Genesung, gibt ihm seine Vernunft zurück. Tretet leise an sein Lager, ich meld' Euch im Augenblicke.“

Bernhard näherte sich stille dem Bette, wo bleich und abgezehrt, den Kopf mit Binden bedeckt, die einst so heitere, kräftige Gestalt Heinrichs II. lag. In demselben Augenblicke zog sich der Dauphin von der andern Seite zurück, aber der Priester blieb neben des Königs Kopfkissen, und der Chirurg zu Füßen des Lagers.

„Herr von Rohan, Sire,“ flüsterte Vieilleville.

„Ha!“ sagte der König, sich mühsam im Bette umkehrend, „es freut mich, daß Ihr kommt. Ihr habt mich der Ungerechtigkeit beschuldigt, Herr von Rohan, und vielleicht bin ich hart gegen Euch gewesen, hart, aber nicht absichtlich ungerecht. Allein meine Brust fühlt sich nicht leicht, bis ich Eure Vergebung habe —“

„Und bis Ihr diesen Edelmann für alle seine Leiden nach Möglichkeit entschädigt,“ setzte der Priester hinzu.

„Wohl, ich will ihm vergüten,“ sagte der König. „Aber ich weiß, es gibt nur Eines, was ich Euch geben kann, das Werth für Euch hat, und es soll Euer seyn trotz alles —“

Bernhard kniete an den Königs Seite nieder und küßte seine glühende Hand. „Sprecht jetzt nicht davon, Sire,“ sagte er, „enthaltet Euch jedes Worts, das Euch stören oder unangenehm berühren könnte. Seyd gewiß, daß ich Euch

immer geliebt habe und noch liebe, und daß mir mein Leben ein geringes Opfer däuchte, wenn ich Euch damit Gesundheit schenken könnte."

„Ach, Ihr macht es nur schlimmer," erwiederte der König, „wenn Ihr mir solche Liebe beweist, die ich nicht verdiente. Aber Ihr vergebt mir, nicht wahr?"

„Wenn etwas zu vergeben ist, Sire," erwiederte Rohan, „vergeb' ich's von ganzem Herzen."

„Dann geht zu meinem Sohne Franz," sagte der König. „Er ist nun bald König von Frankreich, freilich ein junger, unerfahrener König. Schützt ihn mit Eurem Schwerte, Rohan, und mit Eurem Rathe. — Geht zu ihm, Rohan! Er weiß meinen Willen und wird Euch in hohen Ehren halten."

Bernhard küßte nochmals des Königs Hand und entfernte sich schweigend. Im Vorzimmer trat einer der Diener auf ihn zu mit den Worten: „der König Dauphin," — so nannte man Franz nach seiner Vermählung mit der schönen schottischen Maria — „der König Dauphin, gnädiger Herr, hat mir befohlen, Euch zu ihm zu führen. Er befindet sich im grünen Saale."

Bernhard winkte beifällig mit der Hand und folgte dem Diener. Am andern Ende des Palasts ward er in einen großen, grüntapezirten, aber nur matt beleuchteten Saal geführt. Der Prinz, nun bald Beherrscher des großen Reichs, lehnte sich über den Tisch in leisem, aber eifrigem Gespräch mit dem jungen schönen Wesen, das vor Kurzem

seine Gemahlin geworden. Hinter Marien stand eine Frau von mittlern Jahren, und dieser zur Linken ein Gesicht, das, obwohl im Schatten der Beleuchtung, dennoch Bernhards Herz hochklopfen machte.

„Ah Rohan!“ begann der Dauphin, indem er sich grüßend gegen ihn kehrte, „eine schreckliche Stunde, in der wir uns wieder sehen! Aber es geschieht im Auftrage meines Vaters,“ und damit ergriff er Isabellens Hand und legte sie zum immerwährenden Bunde in die ihres Geliebten.

Wir haben nur wenig beizufügen. Im Inhaltsverzeichnisse eines alten Buchs, dessen größerer Theil verloren gegangen, sind' ich folgende Worte, die wahrscheinlich kurzen Aufschluß geben über die weitere Geschichte eines unserer Charactere: „Meyrand, Graf von, verläßt den französischen Dienst — geht mit seiner Compagnie zum Feinde über — Kummer und Scham seiner Freunde — sein klägliches Ende.“ Die Seiten der verschiedenen Rubriken sind genau angezeigt, da aber jene auf immer verloren gegangen, können wir keinen nähern Aufschluß geben.

Es bleibt uns nur noch zu sagen, daß sich einige Jahre nach dem Schluß unserer Erzählung eine hübsche alte Halle in einem Schlosse an der savoyischen Grenze befand, wo eine Gruppe lieblicher Kinder um einen alten Mann im geistlichen Gewande ihr Spiel trieb. Trotz seiner hohen Jahre, die den Winter auf seiner hohen Stirne ausgestreut und den Glanz seiner Augen bedeutend gemindert hatten, ergötzte der Alte fortwährend mit manchem Scherz und Spaß, manch

heiterem Einfall und lustigem Schwank die ihm lauschende Kinderwelt. Ein berühmter Krieger und eine Dame, noch immer im Glanze der Schönheit, saßen zu Häupten der gastfreundlichen Tafel, die sich hier täglich darbot und jeden Tag fand sich der erwähnte gute alte Almosenier zur Rechten der Dame ein, und ehe die Vorschneider ihr Geschäft begannen, wandte sich die Dame mit freundlichem Lächeln zu Vater Willanden und bat ihn den Segen zu sprechen.

Ende

des sechsten und letzten Bändchens.



